Kursbuch 73

Konservativismus im Angebot

Tilman Spengler, Rundblick vom Scherbenhaufen
Timothy Garton Ash, Eiserne Lady und Superman
Lothar Baier, La force tranquille
Walter Boehlich, Diese unsere Regierungserklärung
Hans-Jürgen Puhle, Vom Programm zum Versatzstück
Die Trägheit der Seele, Vier Modelle
Heike Behrend, Die Zeit geht krumme Wege
Dieter Kampe, Fortschritt als Irrlicht
Wolfgang Krohn, Der Zwang zum Fortschritt
Ursula Krechel, Abmahnung an die neue Weiblichkeit
Karl Markus Michel, Abschied von der Moderne?

Kursbuch/Rotbuch Verlag
September 1983 9 Mark A 20281 F

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

73 Konservativismus im Angebot September 1983

Tilman Spengler, Rundblick vom Scherbenhaufen 1
Timothy Garton Ash, Eiserne Lady und Superman 11
Lothar Baier, La force tranquille. Konservativismus in Frankreich 19
Walter Boehlich, Diese unsere Regierungserklärung in dieser unserer Sprache 37
Hans-Jürgen Puhle, Vom Programm zum Versatzstück. Zehn Thesen zum deutschen Konservatismus 45
Die Trägheit der Seele. Vier Modelle:
Elisabeth Plessen, Die Kinderfrau (Ostholstein) 63
Ludwig Harig, Vaters Schützenhut (Saarland) 72
István Eörsi, Der Philosoph im Gehäuse (Budapest) 79
Marie Luise Kaltenegger, Die Leute vom Karl Marx Hof (Wien) 89
Heike Behrend, Die Zeit geht krumme Wege. Bei den Tugen in Ostafrika 97
Dieter Kampe, Fortschritt als Irrlicht. Keine Hoffnung auf die Dritte Welt 104
Wolfgang Krohn, Der Zwang zum Fortschritt 117
Jörg Martin Pflüger, Maschinenraunen 130
Ursula Krechel, Meine Sätze haben schon einen Bart 143
Marianne Geib, Zeitgenossen 157
Karl Markus Michel, Abschied von der Moderne? 169

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 7, im Einzelverkauf DM 9. Verlag: Kursbuch Verlag / Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 8 81 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen, sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.
Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. © 1983 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Georg Wagner, Nördlingen
Beilagen: Europäische Cooperative (Teilbeilage), »Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage), Rotbuch Verlag, Suhrkamp Verlag

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
83-684
Goethe Institut e.V. Bibliothek
05
Kur

Tilman Spengler
Rundblick vom Scherbenhaufen

1. Pigmentanalysen

Alte Objekte zu fälschen wird immer risikoreicher. Die Durchleuchtungstechniken sind vervollkommnet worden. Unter dem ultravioletten Licht von Quarzlampen fluoresziert alter Firnis grünlich gelb, neuer Firnis dagegen dunkelviolett. Doch die Fälscher haben einen Firnis entwickelt, der wie alter grünlich gelb fluoresziert. Damit und mit kleinen Streifen und Flecken von dunkelviolett fluoreszierendem Material überziehen sie ihre Werke, um ein neu restauriertes, altes Bild vorzutäuschen. Der Fälschungsexperte muß zum Infrarotverfahren greifen, das die Malschichten durchdringt und die Vorzeichnungen zum Original heraushebt. Ein Original hat mehrere Vorzeichnungen, die Kopie hält sich streng an den Entwurf. Doch ein gewitzter Fälscher könnte auch dieses Echtheitskriterium gefälscht haben. Ein zusätzliches Instrument zur Wahrheitsfindung ist die Pigmentanalyse; sie erfolgt durch Röntgenstrahlen, die von bleihaltigen Pigmenten stärker absorbiert werden. Besonders die Verwendung von Bleiweiß für Licht- und Schattenwirkungen verrät individuelle Malweisen.
Das größte Kopfzerbrechen machen den Kunstexperten die Bilder und Skulpturen, die aus unserem Jahrhundert stammen. Die Methoden der Echtheitsprüfung, die den Stil erfassen und die Signatur, die Bindemittel und die Pigmente, all diese Methoden bewähren sich besser an Objekten der Vergangenheit als an denen der Zeitgeschichte. Ein kluger Fälscher fälscht die Moderne.

2. Alltag

»Mit mir nach oben darfst du nicht«, sagte Petra nach der Tanzstunde. Wir standen in der Straßenbahn, ihr Petticoat wippte, und über ihrem hochtoupierten Haar hing schwer eine süße Wolke von Taft. »Kann ich nichts dafür«, fügte sie erklärend hinzu, »meine Eltern warten immer auf mich – weißt du, die sind stockkonservativ.« Ich habe das damals bedauert und bedaure es heute wieder. Hätte ich nach oben gedurft, dann wäre mir wenigstens das Erlebnis des Konservativismus früher widerfahren.
Doch so wie mit Petras Eltern ging mir das noch häufig. Sie waren nur selten anzutreffen, die echten Konservativen, und man erfuhr nur Widersprüchli-

ches von ihnen. Während der Schulzeit hörten und lasen wir von den organisierten Einsprüchen kirchlich-konservativer Kräfte gegen den fortschreitenden moralischen Verfall, von der »Aktion Saubere Leinwand«, von Herrn Süsterhenn und Frau Maria Probst. Wir erlebten die Diskussionen mit über eine Fernsehaufführung von Lysistrata und über Bergmans Film »Das Schweigen«. Doch das war ja wohl eher Prüderie als Konservativismus. Und Figuren wie der Würzburger Rechtsprofessor von der Heydte, der für die Wiedereinführung der Todesstrafe plädierte – war das eine konservative Position? –, die standen selbst bei uns nur für die schwarzbraunen Schatten einer eben noch nicht abgeschlossenen Vergangenheit.
Wenn von Konservativen die Rede war, dann mit routinierter Regelmäßigkeit um den jeweiligen Jahrestag des 20. Juli 1944. Konservativ war der Widerstand gegen Hitler gewesen, versicherte uns der Geschichtslehrer. Der Gördeler-Kreis und Graf von Stauffenberg, das waren wahre Konservative, und ihr Blutopfer habe dafür gesorgt, daß Konservativismus nicht in einem Atem mit Faschismus und Reaktion genannt werden dürfe. Konservativ, lernten wir, waren auch die Offiziere der Reichswehr gewesen, Kerle, wie des Teufels General vor der Schlußsequenz, Kriegshandwerker, die ihrem dämonischen Meister – wider besseres Wissen, aber durch Schwur gebunden – im Nibelungen-Nebel folgten. Nur waren die meisten dieser wahren Konservativen, wie der Geschichtslehrer es ausdrückte, »töter als ihre Henker«, sie waren von der historischen Bildfläche verschwunden wie die Rittergüter, von denen sie gekommen waren.
Auch in der Bundeswehr, bei den Schweren Pionieren, waren echte Konservative kaum im Aufgebot, jedenfalls nicht in den Niederungen, in denen ich meinen Dienst verrichtete. Die höheren Ränge aus dem Unteroffizierscorps, die niederen Chargen unter den Offizieren, da traf man keinen Leutnant Gustl und keinen Cornett, nein, die wackeren Westfalen waren kameradschaftlich oder karrieregeil, lasch oder zackig – nur konservativ, das sagte ihnen weder als Begriff noch als Haltung viel. Selbst Traditionspflege wurde eher behandelt wie Zahnpflege: zweimal täglich und etwa immer um die Zeit, wenn die Fahne herauf- oder herabgezogen wurde.
Gegen Ende meiner Laufbahn traf ich auf einen Oberst von Adel, Sproß eines berühmten Geschlechts von Militärs, mit dem zusammen ich des öfteren die soldatische Rahmenhandlung von Begräbnissen gestaltete. Den hätte ich bedingungslos als Konservativen eingestuft, nicht nur der Kombination von Adel und Militär wegen, sondern auch, weil er eine so stabile Beziehung zu französischem Cognac unterhielt, was für mich phänomenologisch zusammenzugehören schien. Doch dieser Oberst vertraute mir einmal – mehrere Glas nach dem Letzten Kameraden – an, im Ruhestand wolle er eine Schnellreinigung eröffnen. War das konservativ?
Und während des rebellischen Gerangels an den Universitäten waren Aus-

einandersetzungen mit den konservativen Vertretern der Zünfte die Ausnahme. Den liberaleren Professoren, denen griffen wir gern unter die Talare, die wurden demaskiert, entlarvt, massiv verunsichert, wie das wohl damals hieß. Da den wahren Konservativen keine Maske vom Gesicht gerissen zu werden brauchte, blieben die meisten von ihnen ungeschoren; eine Auseinandersetzung, bei der man diesen Gegner hätte studieren können – mit Zorn und Fleiß –, fand kaum statt.
Meine Erfahrungen dürften mit den geschäftsüblichen Einschränkungen verallgemeinerbar sein: die Nachkriegsgenerationen, die seit der Mitte der sechziger Jahre Augen und Mäuler aufzusperren begannen, hatten mit dem historischen Konservativismus allenfalls in jener kläglichen Form persönliche Bekanntschaft gemacht, in der er in kleinbürgerliche Verhaltensregeln abgesickert war.

3. Melange

Selbstverständlich hat es sie gegeben, die Konservativen jenen Schlages, den Noam Chomsky einmal in Averell Harriman verkörpert sah, von dem er schrieb: »Wenn (Harriman) einen Fehler macht, so glaubt er nicht, sein Recht auf das Regieren der Welt verloren zu haben . . . Sein Recht gründet in der Tatsache, daß sein Vater Eisenbahnen baute.« Es gab sie auch bei uns, die Nachfahren der Ruhrbarone, die Erben der adeligen Privatbankiers, es gab sie in den Hansestädten und am Rhein, in Frankfurt und in München. Nur kamen sie im öffentlichen Bewußtsein so gut wie nicht vor, einmal, weil Hochfinanz, diplomatisches Corps, Rechtsprechung und Akademien von sich aus kaum medienwirksames Aufheben um die eigenen Personen und deren Sachen machen, zum zweiten, weil auch die Grobschlächter des Publikumsgeschmacks, die Springer, Burda und tutti quanti Konservatives eher am Pfauenthron in Teheran stattfinden ließen, und zum Dritten und wohl Entscheidenden, weil das Prädikat »konservativ« mittlerweile von der einen Volkspartei zur Gänze, von der anderen für Teilbereiche des politischen Handelns reklamiert worden war. Wir erlebten die bekannten Mischformen der konservativ-liberal-sozial-progressiven Volksvertreter in allen nur möglichen Konzentrationsgraden. Dabei litten alle diese Prädikate sehr bald an Auszehrung, am meisten aber das des Konservativismus, denn in ihm steckte ja von vornherein nicht allzuviel drin. Wenn »konservativ« überhaupt noch etwas bezeichnete, dann den Willen zum Festhalten an wirtschaftlicher Prosperität – unter bisweilen stärker, bisweilen schwächer vorgetragener Betonung des Ordnungselements.
An die Stelle der Konservativen aus unseren Schulbüchern waren jene Politiker getreten, die man – mit allem Respekt vor zeitgeschichtlichen Analogien – nur als die Vertreter eines real-existierenden Konservativismus be-

zeichnen kann, und das schließt alle Implikationen ein, die dieser Begriff über Verwandtschaftsverhältnisse und über die Distanz zwischen Entwurf und Ausführung enthält.

Den Vertretern des real-existierenden Konservativismus, die jetzt die Blicke auf sich lenkten, begegnete man vornehmlich in den christlichen Parteien, aber später und in dem Maße, in dem sie die Regierungspolitik bestimmten, auch unter den Sozial- und den Freien Demokraten. Sie waren noch keine Neo-Konservativen, dieses in sich schon widersprüchliche Begriffspärchen tauchte erst gegen Ende der siebziger Jahre auf, sondern altbacken-autoritäre Exegeten des Wirtschaftswunders, des geregelten Fortschritts. Diese Grundhaltung mußte zwangsläufig die weltanschaulichen Positionen des klassischen Konservativismus unterminieren. Denn was soll eigentlich konservativ sein an Programmen wie dem des Ausbaus von Anlagen für die friedliche Nutzung der Kernenergie, wo offenbart sich das Bewahrende in Medienprojekten, die unsere Bevölkerung einem Zustand entgegenführen, den die Seelenkunde des 19. Jahrhunderts als den der heiter läppischen Verblödung bezeichnet hat, was erhält eine Verkehrspolitik, die auf den Individualverkehr setzt, eine Industriepolitik, die die Natur verkommen läßt, und eine Rüstungspolitik, die die Verteidigung des anbefohlenen Territoriums nur um den Preis seiner Auslöschung organisieren kann? All dies sind Programme der Konservativen, nur, was macht sie konservativ?

4. Beweisnot

Das Dilemma der Konservativen liegt auch in ihren Problemen mit der Legitimation für politisches Handeln begründet. Ein deutscher Konservativer kann sich schwerlich durch Kaiser- oder Königstreue legitimieren, Treue zum Vaterland, gewiß, doch die ist ja schon lange nicht mehr exklusiv. Die beiden anderen klassischen Rechtfertigungen für konservatives Handeln, die Verweise auf Tradition oder Anthropologie, sind nicht mehr schlagkräftig. Der Verweis auf Tradition, auf angestammte Rechte, auf die Notwendigkeit eines Status quo für die beste aller möglichen Welten paßt schlecht in eine Zeit, die sich dem technologischen Wandel verschrieben hat, der immer ja auch soziale Mobilität verlangt. Anthropologische Begründungen haben hierzulande, drei, vier Dezennien nach dem Dritten Reich, noch immer keinen sehr beeindruckenden Status. Blut, Rasse, Klasse, das mag, die zunehmende Ausländerfeindlichkeit ist ein Indiz dafür, wieder populärer werden, doch bislang hat nicht einmal unser Familienminister hier die Sollbruchstellen der politischen Moral ausgetestet. Genausowenig zieht ein Verweis auf die Natur, die Erweiterung des anthropologischen Arguments: die Natur als vorbildliche Ordnung mit dem Löwen als König, und die Natur als allgegenwärtige Bedrohung, die eine streng hierarchisch geglie-

derte Abwehr erfordert. Mit der Natur kann heute niemand mehr drohen, dazu hat sich die Überzeugung, sie selbst sei es, die bedroht ist, zu sehr verbreitet. In unserer Zeit denkt niemand mehr, wie die Engländer im 19. Jahrhundert, an die »blutigen Krallen der Natur«, heute kommt sie uns sanft, versöhnlich und weise; eben krank. Diese Interpretation bestimmt natürlich auch Weltbilder – nur nicht im traditionell konservativen Sinne. Und auch als Begründung für hierarchische Sozialstrukturen hat die Natur ausgedient, die Frauenbewegung war stärker und die Soziobiologen nicht stark genug.
So bleibt auch den Konservativen als Legitimation nur der Wertkonsens, der Meinungskonsens, der Marktkonsens, und das heißt die Anpassung an die Kräfte, die schon existieren.

5. Weichmacher

Mit dem Konservativismus der klassischen Prägung hatten sich in unserer Republik eine ganze Reihe von Verhaltensnormen und Verhaltensidealen verflüchtigt. Der Kriegsheld, egal, ob Ritterkreuzträger oder genialer Organisator materieller Ressourcen (wie die »Helden von Auschwitz« – die Direktoren der IG-Farben), war als Ideal gestorben. Übriggeblieben waren Idole – die Idole der Filmbranche, die Helden von Bern, die Stars des Unterhaltungsgewerbes.
Der konservative Held lebte aus der Spannung – zwischen den höchsten Werten einer von ihm vorgefundenen Ordnung, deren Grundfesten er verteidigen mußte, zwischen Pflichterfüllung und süßer Verlockung, zwischen Befehl und spontanem Entschluß.
Wie wenig paßte das in eine Gesellschaft, die dieselbe Inbrunst, dieselbe Leidenschaft, mit der sie einst diese Spannungen betont, ausgekostet, ihnen Tribut gezollt hatte, nun auf Programme der Entspannung richtete. Wenn es ein Zauberwort gibt, das uns den Zugang zu den Höhlen des öffentlichen Bewußtseins der sechziger-siebziger Jahre erschließt, dann heißt es Entspannung. Der Geist der Nation war in ein kleines HB-Männlein gefahren. Der Kampf der Olympioniken, damals in München, sollte zu heiteren Spielen führen, eine rheinische Frohnatur, die ihre Herkunft aus der Werbebranche nie leugnete, wurde zum Bundespräsidenten gewählt, die Väter der Null-Bock-Generation mogelten auf den Trimm-Dich-Pfaden.
Selbst eine der Intention nach zutiefst nationale Politik wie die Ostpolitik, die an Bismarcksche Leitgedanken mehr als an irgendwelche anderen Modelle erinnerte, bedachte sich nolens-volens mit dem Etikett »Entspannungspolitik«. »Aussöhnung«, »Versöhnung« hieß der außenpolitische Prozeß auch, mit archaisch-moralischen Tonschwingungen, die gerade dieser moralischen Komponente wegen ungeschlacht aus den konventionellen

Strömungen des Wortgeschmacks heraustrugen – und dafür auch verhöhnt wurden. Aussöhnung ist ja ein christlich-konservativer Begriff, in ihm klingt auch die Vorstellung einer stabilen, wenn nicht gar harmonischen Ordnung von außenpolitischen Verhältnissen mit, einer Ordnung, die mehr ist als befristete Interessenkoalition, denn sie appelliert an Begriffe wie Schuld und Sühne. Von Sozialdemokraten ließen sich die Christlichen in der Republik diese Begriffe ungern vorsagen, entsprechend grell war ihr Protestgeschrei. Denn die Moral gilt ja als eine der Pachtburgen der Konservativen. Sie dem politischen Gegner zu überlassen, hätte an Selbstaufgabe gegrenzt.

Doch schon damals konnte das Zetern nicht verbergen, daß die Vertreter des real existierenden Konservativismus Ansprüche auf Sinnstiftung, auf ganzheitliches Denken, das alles politische Handeln überhöht und durchwirkt, nicht einlösen können. Da reicht es nicht, daß einer von ihnen Generalist ist, da müßten neue Werte, besser noch: alte stabile Werte her, doch die vertragen sich nicht mit dem Innovationsgebot. So langt es nur zu den traditionellen Werten der Familienmoral. Darin unterscheidet sich unser Land kaum von seinen Nachbarn, nur fällt bei den einheimischen Konservativen auf, wie offensichtlich deren politische Begriffsbildung vom Wortschatz orthodoxer Eheberater profitiert hat. Wo sonst hört man so häufig Worte wie »Zerrüttung«, »partnerschaftliche Beziehungen«, »Treue«, »Familienzwist« und »Hausaufgaben«? Das sind natürlich samt und sonders Vokabeln, die nur vordergründig der Verniedlichung von politischen Konflikten dienen; im Grunde offenbart sich in ihnen das Dilemma, daß nach 1945 der Konservativismus in der Politik an Einfällen genauso arm war wie an einer einprägsamen Sprache. Das betuliche Getüter etwa der Leitartikler der FAZ ist ja, selbst wenn sich Häme einschleicht, allenfalls unter dem Rubrum »altmodisch« einzutragen, und Kohl darf sich sicherlich insofern zu Recht als Enkel von Konrad Adenauer ausgeben, als beider Verhältnis zur deutschen Sprache – wenn auch auf höchst unterschiedliche Weise – nur als eindeutige Täter-Opfer-Beziehung gekennzeichnet werden kann.

6. Training

Der konservative Held ist verschwunden – oder wartet im Verborgenen auf seine Stunde, die Sehnsucht nach ihm darf aber wieder vorgetragen werden. Wie sonst ist die Schwärmerei zu deuten, die nach der blutigen Malvinas-Posse der britischen Premierministerin nicht nur von den Herolden der politischen Rechten, sondern auch von des Jingoismus eher unverdächtigen Kultur-Kommentatoren geübt wurde? Da wurde Haltung bejubelt, die Rückeroberung von nationalen Gebieten und Werten, deren Kurs nicht von Börsenspekulanten, sondern von einem geistigen Erbe bestimmt wird, das

mit dem Attribut »heilig« nicht zimperlich umgeht. Unter den engen ökonomischen Gesichtspunkten des Alltags betrachtet, war das militärische Abenteuer natürlich ein Luxus, finanzierbar nur durch weitere Einschnitte im Sozialbudget und den zur Lage passenden Umstand, daß Kriegsversehrte und Kriegshinterbliebene in England so schäbig versorgt werden wie sonst kaum wo in Europa. Doch das fiel alles nicht so ins Gewicht wie der entschlossene Wille zur Tat, die Unbedingtheit, mit dem labbrigen »sowohl-als-auch« einmal Schluß zu machen. »Frau Thatcher«, schrieb unlängst ein britischer Journalist, »geht es nicht um Konsens, sondern um Überzeugung.« Das war kritisch gemeint, zumal es Frau Thatcher ja ziemlich ausschließlich um die eigenen Überzeugungen geht, aber es war auch nicht ohne Bewunderung ausgesprochen. Diese Bewunderung wird hierzulande von manchen geteilt, die sich auch nach klaren Lösungen und deren Vollstreckern sehnen. Nur, wer sind hierzulande die konservativen Helden, in wem steckt das Zeug dazu? Ist es der joviale Pfälzer, der Pykniker aus der Staatskanzlei in München oder gar Herr Worms?
Ein FAZ-Journalist hat sich – manque de mieux? – für Heiner Geißler entschieden, nur wünscht er der CDU gleich mehrere Dutzend Politiker dieses Schlages, ein wohl ungewollt zweifelhaftes Kompliment für einen Minister, in dessen Phänotypus der Anbeter auch noch die Möglichkeit der Serienherstellung wittert, was ja nicht gerade für individuelle Züge des Heroen spricht. Gegen seinen Willen (unterstelle ich einmal) hat aber dieser Journalist auf einen bundesrepublikanischen Tatbestand hingewiesen, der in der Tat auffällig ist: die Mehrzahl der Politiker, die durch ihre Unverfrorenheit – oder, ins konservativ Positive gewandt, durch ihren Schneid – in der mausgrauen Masse auszumachen sind, erinnern nicht nur an aggressive Handelsvertreter von Abschreibungsgesellschaften, sie sind auch ihrer politischen Funktion gemäß – wie Stoiber und eben Geißler – *Vertreter* und als solche viel zu sehr den Launen ihrer Herren und des politischen Marktes unterworfen, um mehr als nur Firmentreue demonstrieren zu können. Daß diese Firmentreue mit allen darin implizierten Geboten des Nachräusperns und Nachspuckens in der Natur der Sache liegt – die Natur der Sache, das Schicksal, heißt heute »exportorientierte Volkswirtschaft«, »Parteitagsbeschluß« oder »Einmanndemokratie« –, macht die Sehnsucht nach dem konservativen Helden so aussichtslos.

7. Häresien

Und die traditionellen Stützpfeiler respektive Dachbalken der konservativen Lebenswelt, die Kirchen? Mit ihnen ist weniger denn je Staat zu machen; der steuerbehördlich erfaßte Glaube befriedigt nicht viel mehr als das Bedürfnis nach festlichen Ritualen für die ersten und letzten Stunden. All-

tagsmoral und Festtagsmoral kommen sehr gut ohne kirchliche Richtlinien aus. In dieser Moral hat sich ein konservatives Beharrungsvermögen behaupten können – nur interessiert das kaum noch jemanden. Das bedeutet umgekehrt, daß die Kirchen langfristig auch für die Vertreter des real existierenden Konservativismus überflüssig werden können, denn weder taugen diese schwerfälligen Apparate zur Stabilisierung einer moralischen Ordnung, noch sind sie in der Lage, übertriebene Heilserwartungen durch deren Kanalisierung in Riten, oder durch ihre Akademisierung in Katechismen zu neutralisieren, wie es früher die Pflicht der Kirche war, um staatliche Ordnung nicht durch überbordende Religiosität zu gefährden.

Wenn es heute eine neue Religion gibt, dann ist das die ökologische Friedensbewegung, das haben die flexibleren, hellhörigen Kirchenmänner schon gespürt und eilig der neuen chiliastischen Bewegung die Portale ihrer Kathedralen einen Spalt weit geöffnet. In der Friedensbewegung findet heute nämlich das statt, was jahrhundertelang das Monopol und die Kunst der organisierten Religionen war: die permanente Inszenierung der Todeserfahrung, die beständige Drohung mit dem Armageddon, aus der sich der Sinn eines erfüllten Lebens ableitet. Was sind schon Passionsspiele, was ist selbst Dantes Inferno gegen ein »die-in«, gegen das detailgetreue Szenario einer Explosion der Megatonnenwaffe über Hamburg, Berlin oder Oberhausen? *Dies irae, dies illa, solvet saeclum in favilla*, daran haben wir uns gewöhnt, an die Asche, die uns hier prophezeit wird, vielleicht nicht gerade damit angefreundet, doch uns ästhetisch darauf eingelassen. Aber die Verstrahlung, Versaftung unserer ganzen Zivilisation, die den Gedanken an eine Auferstehung des Fleisches zu einer neuen Schreckensvision macht, radikalisiert, wenn sie ernst genommen wird, alle Lebens- und Todesentwürfe auf bislang unbekannte Art.

Aus dieser Spannung, aus dieser Unheilserwartung schöpfen die Betreiber der Friedensbewegung ihre Antriebskräfte. Im Vergleich zu früheren chiliastischen Bewegungen fehlt, zugegeben, die transzendentale Perspektive, der Verweis auf das Reich Gottes im Jenseits. Doch diese vermeintliche Beschränkung auf innerweltliche Konflikte wird durch die Parallelaktion zur Friedensbewegung, die ökologische, überhöht. Die hat nämlich durch ihren emphatischen Begriff des Lebens, des Lebendigen, altmodisch gesagt: der Schöpfung, in kürzester Zeit einen neuen Pantheismus entstehen lassen, der mit den überlassenen Begriffen aus der christlichen Morallehre (Versündigung gegen die Natur) auch innerweltlichen Konflikten den Status von religiösen Auseinandersetzungen zuweist. Und damit waren, nebenbei gesagt, im Handstreich Positionen besetzt, die die Vertreter des real existierenden Konservativismus in ihrer notorischen Einfalls- und Instinktlosigkeit entweder als marginal oder als für Außenstehende uneinnehmbar betrachtet hatten.

Genauso unbegreiflich wie die Schlafmützigkeit der Staatsmänner ist die Passivität jener Kirchenfürsten, die nach wie vor im klassischen Vertriebssystem ihre Heilsangebote offerieren und so tun, als müsse ihr Reich nicht auch von dieser Welt sein. Oder ob sie sich einfach die Kraft nicht mehr zutrauen, wie in alten Zeiten den neuen Religionsbewegungen eine Hand entgegenzustrecken, um sie unter ihr Dach zu ziehen?
Nicht, daß man im Augenblick diesen Manövern sehr viel Erfolg zutrauen würde. Große Teile der neuen Religionsbewegungen können bislang sehr gut ohne Amtskirche auskommen, und gerade das macht ja ihre potentielle Gefährlichkeit für bestehende Ordnungen aus. Einen so hemmungslosen Universalismus, wie er in der Verschränkung von kollektiver Vernichtungserwartung und Pantheismus in gesellschaftliche Erscheinung getreten ist, hat es in den Erfahrungen, die die Strategien der Vertreter des real existierenden Konservativismus bestimmen, noch nicht gegeben. Notstandsgesetze? Nur ein kleiner Vorgeschmack, und nach der Verabschiedung war erst einmal wieder Ruhe, war das Thema gestorben. Studentenunruhen? Da wurde doch die Bedrohung für die gesellschaftliche Ordnung stark überschätzt. Die alten Ostermärsche? Kein Problem für die Sicherheitsorgane.
Man muß andererseits den etablierten Kirchen zumindest zugutehalten, daß sie sich in einem Dilemma befinden bzw. in eines hineinsteuern, wenn sie sich auf die Ziele und Gedanken der neuen Bewegungen einlassen. Die Vertreter des real existierenden Konservativismus unterhalten zu den staatlich betreuten Religionsgemeinschaften ja weniger Glaubens- als Geschäftsbeziehungen, in denen die Funktionen relativ eindeutig festgelegt sind. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich auszumalen, wie CDU/CSU auf eine Haltung der katholischen Bischöfe Deutschlands reagieren würden, die mit der Haltung der progressiveren amerikanischen Amtsbrüder vergleichbar wäre. Dann würde hier der Kirchenkampf ausbrechen, Heiner Geißler würde den Episkopat daran erinnern, daß im Grunde nur das Konkordat Treblinka ermöglicht habe, und die Junge Union würde skandieren: »Klerikalismus/führt zum Faschismus/Klerikalismus . . .«

8. Menetekel

Im Wunschkatalog der neuen Bewegungen tauchen auch manche Sehnsüchte auf, die schon von den klassisch Konservativen ausgesprochen wurden: die Sehnsucht nach überschaubaren Einheiten und nach einem ganzheitlichen Seinsentwurf, nach einem Leben ohne Putz und Tand und nach beständigen Werten – Wertkonservativismus lautet die bekannte Formel. Die Grünen, die Alternativen, die Ökopaxe und die mit ihnen sympathisierenden Bünde und Einzelgänger haben den Konservativismus besetzt wie

ein leerstehendes Haus, das, obzwar verfallen, noch den Reiz des Alten, des neuentdeckbaren Alten atmet. Wer sich vor der Moderne fürchtet und mehr noch vor der Postmoderne, ganz gleich, ob in Kultur, Wirtschaft oder Politik, kann entweder resignativ verharren und hoffen, der Kelch werde schon noch einmal vorbeigehen, oder er sucht die rettende Lösung im Fundus auf dem Dachboden. Die Wiederentdeckung des Konservativismus erscheint in dieser Perspektive wie der Versuch eines Recycling von bereits einmal abgelegten Ideologien. Neues wird nicht mehr angeschafft, sondern zunächst wird einmal der Bestand gesichtet und gerichtet. Wenn das universale Gebot der Stunde Einschränkung, Verzicht lautet, dann läßt sich dieses Gebot auch auf den Neuerwerb von Gütern des Überbaus ausdehnen.

Nur hat, wie Adorno einmal bemerkte, die Axt im Hause noch nie den Zimmermann erspart. Zur Bewältigung ökonomischer Probleme etwa hat schon der klassische Konservativismus nur dann getaugt, wenn die Lasten gleichmäßig auf die unteren Schichten der Bevölkerung verteilt waren und wenn die Junker dafür sorgten, daß es bei dieser Verteilung blieb. Die Zahl der leerstehenden Häuser ist aber nun einmal nicht beliebig vermehrbar, und auch den Programmen der Selbstbeschränkung, des Konsumverzichts, der Reorientierung von Bedürfnissen auf solche der energiesparenden, sanften, postmateriellen Sorte sind irgendwann Grenzen gesetzt. Daß da heute noch Spielräume vorhanden sind, wird nur ein Depp bezweifeln, daß man auch in der Armut glücklich sein kann, läßt sich bei jedem anständigen chinesischen Philosophen nachlesen, aber genauso deutlich ist abzusehen, daß man, um das populäre Bild zu bemühen, zwar auf die Schwerter bestens verzichten kann, doch mit Pflugscharen allein unsere Bevölkerung nicht wird ernähren können. Ein radikaler ökologischer Konservativismus ist als Haltung vielleicht sympathisch, als sozioökonomisches Programm jedoch nur unter politischen Randbedingungen durchführbar, die den Autoritarismus klassischer Konservativismen wie eine liberale Spielwiese erscheinen ließen.

Oder sollen die Programme der Wertkonservativen – Arglist der historischen Vernunft – nur den Charakter von Einstimmungs-, Einübungsversuchen haben? Wenn der real existierende Konservativismus demnächst ernst macht und mit den bereitstehenden Instrumentarien der Repression Bedürfnislosigkeiten erzwingt – bei den Arbeitslosen, den Rentnern, den Kranken –, deren Notwendigkeit die Wertkonservativen im Hinblick auf eine moralische Weltverantwortung fordern, dann hätten wir den Konservativismus. Leider.

Timothy Garton Ash
Eiserne Lady und Superman
Oder die radikale Flucht nach hinten

Dies eisigkalte Lächeln, dies goldene (gefärbte) Haar und, oh, diese Stimme! (Frei nach *Faust.*)

Ich muß hier gleich ein Geständnis ablegen: sie fasziniert mich. Vielleicht ist es jene Faszination, die gewisse Giftschlangen auf die erwählte Beute ausüben, die letale Faszination der hypnotisierten Maus – jedenfalls eine Faszination. Die Mehrheit des britischen Volkes kann den Klang ihrer Stimme nicht ertragen, aber diese Mehrheit hat für sie gestimmt. Ich habe nicht für sie gestimmt, aber der Klang ihrer Stimme fesselt mich unheimlich. Sie ist wirklich eine schlechte Schauspielerin, und doch verfolge ich geradezu zwanghaft jeden ihrer Auftritte.

Kürzlich wurde sie »daheim«, in Downing Street Nr. 10, interviewt – ihre »menschliche Seite« sollte gezeigt werden. »Was für ein hübscher Schrank«, entfuhr es ihrem sykophantischen Interviewer, während er mit ihr durch die Staatsgemächer schritt. »*Britisch,* wissen Sie . . .«, kam die prompte Antwort der Lady. »Vorher war hier (Pause – dann mit langsamer Verachtung:) ein Ro-ko-ko-kabinett, aber ich will nur die besten *britischen* Möbel um mich haben . . .« Auch die Bilder an den Wänden sind fast ausnahmslos britisch. »Als ich unsere Pariser Botschaft besuchte, sah ich, daß sie dort *drei* Turner hatten. ›Hören Sie‹, sagte ich ihnen, ›ich habe in Nr. 10 keinen einzigen Turner.‹ Aber *sehr* bald hatte ich meine Turner« (Leihgaben der National Gallery). Sie kamen an einem Portrait des jüngeren Pitt vorbei – »Premierminister zur Zeit der Seeschlacht bei Trafalgar«, bemerkte sie, ließ jenes eisige Lächeln aufblitzen und rauschte weiter. Aber das Glanzstück der schönen Künste Britanniens fand sich auf ihrem Couchtisch: eine Statuette, die die Marinesoldaten beim Hissen des Union Jack auf der Insel South Georgia zu Beginn des Falkland-Krieges zeigte. Liebevoll ließen sie und die Fernsehkamera ihre Blicke darauf verweilen.

Diese Parodie auf das wildgewordene britische Spießbürgertum, dieses Zerrbild einer Königin, bleibt uns nun für mindestens weitere vier Jahre erhalten. Warum? Gibt es einen Zusammenhang zwischen ihrem Erfolg und dem Erfolg Reagans in Amerika? Und wenn ja, worin besteht er? Im Kern haben wir es natürlich mit einem in diesem Umfang nie dagewesenen Programm zur Altersversorgung schlechter Schauspieler und Schauspielerinnen

zu tun, aber gibt es daneben nicht auch griffigere, gleichsam rationalere Erklärungen für dieses Phänomen? Kann man von einer »Wiederbelebung des Konservativismus« in der westlichen Welt sprechen?
Ich möchte hier die These aufstellen, daß Thatcher und Reagan in ihrer politischen Ausstrahlung und ihrer Persönlichkeit vieles gemeinsam haben, daß aber der »Konservativismus« nicht zu diesen Gemeinsamkeiten gehört.
Denn die derzeitige Führerin der britischen Konservativen Partei ist *keine Konservative* in der eigentlichen Bedeutung, die diesem Wort im politischen Sprachgebrauch Englands seit der Zeit Edmund Burkes zukommt. Über diesen eigentlichen Konservativismus schreibt Michael Oakeshott, der bedeutendste lebende Philosoph des Konservativismus: »Alle Wertschätzung gilt der Gegenwart; aber man schätzt sie nicht wegen ihrer Verbindungen zu einer fernen Vergangenheit und auch nicht, weil man sie für bewundernswerter als jede mögliche Alternative hielte, sondern weil sie das Vertraute ist; kein ›Verweile doch, du bist so schön‹, sondern ein ›Bleib bei mir, weil ich an dir hänge‹.« Der Konservative, so Oakeshott, mißtraut gefühlsmäßig und intellektuell *jeder* Veränderung: »Innovation bedeutet sicheren Verlust und (nur) möglichen Gewinn, deshalb liegt die Last des Beweises dafür, daß die vorgeschlagene Veränderung insgesamt zum Guten ausschlägt, bei dem Erneuerer, der sie in Vorschlag bringt.«
Der echte Konservative träumt nicht »von einem glorreichen Zusammenleben aller Menschen ohne jede Kollision«, er verfügt nicht über die Utopie einer konfliktfreien (regulierten oder sich selbst regulierenden) Welt. »Immer wieder zuhören müssen, wie andere uns mit ihren Träumen in den Ohren liegen, ist ermüdend – unerträglich aber ist es, wenn man gezwungen wird, diese Träume in die Tat umzusetzen. Monomanen tolerieren wir, wir sind es gewohnt, sie zu tolerieren«, fährt Oakeshott mit großer Gelassenheit fort, »aber warum sollten wir uns von ihnen *regieren* lassen?« »Das Regieren . . . so wie es der Konservative versteht . . . *beginnt nicht mit der Vision von einer anderen, besseren Welt.*« ». . . die Verbindung von Träumerei und Regierung gebiert Tyrannei.«
Oakeshott beschreibt hier mit wohlgesetzten Worten einen Grundsatz des traditionellen britischen Konservativismus, und angesichts der Erfahrungen, die man in den letzten fünfzig Jahren auf dem Kontinent mit utopischer Politik gemacht hat, muß ich gestehen, daß seine These eine gewisse Überzeugungskraft besitzt. Auf Frau Thatcher indessen trifft dieses Modell des Konservativen offenkundig nicht zu: ihre gesamte Strategie fußt auf einem Traum, ihre ganze Ausstrahlung beruht auf einer Utopie, nämlich der Vision einer konfliktfreien, sich selbst regulierenden *Gemeinschaft.*
»Natürlich«, so meint Paul Johnson, einer der hervorragendsten unter den vielen linken Intellektuellen, die sich zum Thatcherismus bekehrt haben,

»ist sie in Wirklichkeit eine *Liberale im Sinne des 19. Jahrhunderts,* genau wie ich.« Als Liberale im Sinne des 19. Jahrhunderts glaubt sie an das freie Unternehmertum, an den freien Markt und die Ökonomie des *laissez-faire* – kurz, an das »Manchestertum«. Als Liberale im Sinne des 19. Jahrhunderts ist sie der Überzeugung, daß der Staat seine Rolle möglichst einschränken soll – der »Nachtwächterstaat«, wie ihn die Viktorianer nannten, schwebt ihr vor. Mehr noch, sie glaubt an den Fortschritt, und zwar im emphatischen Sinne: an den wissenschaftlichen Fortschritt, an den wirtschaftlichen Fortschritt (das Wachstum), an den sozialen Fortschritt – und nicht zuletzt an den sozialen Fortschritt von Leuten ihres Schlages, aufwärts durch ein System der »behebbaren Ungleichheit«.

Aber mehr als auf dem Wort *liberal* sollte der Akzent bei ihr auf dem 19. Jahrhundert liegen. Denn ihr »Traum«, ihre Utopie, reicht zurück in eine *mythische Vergangenheit,* die sich genau bestimmen läßt – er ist angesiedelt im spätviktorianischen Britannien. Und so bietet sie uns – unterstützt durch die Werbeagentur Saatchi & Saatchi – ein außerordentlich umfassendes Bild viktorianischer Wertvorstellungen: Fleiß, Selbstvertrauen, Selbsthilfe, Sparsamkeit, Patriotismus, Pflichterfüllung usw. Wie es keinem Staatschef vor ihr gelungen ist, stellt sie sich als *repräsentatives Individuum* dar, in dem alles Trachten und Streben der Nation verkörpert und konzentriert ist. (Wie paradox übrigens, daß diese erste Premierministerin in der westlichen Welt der Emanzipation der Frau huldigt, indem sie allmorgendlich im oberen Stockwerk von Nr. 10 ihrem Gemahl höchstselbst das Frühstück bereitet, bevor sie herabsteigt, um sich den geringeren Haushaltspflichten zu widmen – etwa den Regierungsgeschäften.) Unmöglich und falsch wäre es, dieses Bild einer mythischen Vergangenheit in ein System von Grundsätzen oder in eine »Philosophie« zu zwängen.

Aber vielleicht gelingt es uns zu erklären, warum dieses Bild, dieses Image, als politische Strategie so erfolgreich ist. Margaret Thatcher hat verstanden, daß der traditionelle Konservativismus (im Sinne Oakeshotts) im England der achtziger Jahre unmöglich geworden ist, weil unsere *Gegenwart* nicht so beschaffen ist, daß die Mehrheit des britischen Volkes sie zu konservieren wünschte. Der letzte in diesem Sinne konservative Premierminister war Harold Macmillan mit seinem verführerischen Ruf: »You've never had it so good!« Unerträglich für das britische Volk ist die Tatsache des Niedergangs der britischen Macht (politisch wie ökonomisch). Seit dem Zweiten Weltkrieg bestand die britische Regierungskunst, wie es ein hoher Beamter einmal ausdrückte, in der Kunst der »effizienten Verwaltung des Verfalls« (oder, im Falle Macmillans, in dessen eleganter Verschleierung).

Um zu begreifen, warum diese Tatsache unerträglich oder doch zumindest unendlich schwer zu akzeptieren ist, muß man zunächst berücksichtigen, in welchem Ausmaß und mit welchem Tempo dieser Verfall vor sich ging, und

dann auch, wie tief das Bewußtsein von der britischen Weltmachtstellung in der Masse des Volkes verankert war. Zur Demontage des größten Weltreichs seit dem römischen Imperium bedurfte es nach 1945 nicht mehr als eines Jahrzehnts. Das Suez-Fiasko 1956 besiegelte dann endgültig die Zweitrangigkeit der britischen Nation. Die folgenden beiden Jahrzehnte brachten den Verfall der britischen Wirtschaftsmacht bis zu dem Punkt, wo das englische Pro-Kopf-Einkommen (den Zahlen der Weltbank zufolge) hinter das der Deutschen Demokratischen Republik zurückfiel. Das Weltmachtbewußtsein dagegen schwindet nicht so rasch. Ich selbst bin mit Erzählungen aus Indien aufgewachsen, wo mein Großvater persönlich über Millionen von Menschen herrschte. In der Schule wurde ich dazu erzogen, ein Weltreich zu regieren, das nicht mehr existierte. Wichtiger aber noch ist: das Britische Empire war das erste Weltreich im Zeitalter demokratischer Massenpolitik, und England war das erste Land, in dem sich der Imperialismus auch im politischen Empfinden der breiten Masse niederschlug.

Seit 1945 haben die britischen Wähler ihre Regierungen mit fast italienischer Frequenz ausgewechselt, denn keiner von ihnen – ob sie nun von der Labour Party oder von den Konservativen gestellt wurde – gelang es, die »unerträgliche Tatsache« über längere Zeit zu verheimlichen. Was Frau Thatcher zur Zeit betreibt, ist der bislang ausführlichste Versuch in dieser Richtung. Sie *sagt* nicht nur »Tun wir so, als ob . . .« – bei ihr steht jede Geste, jedes Möbelstück und jedes Bild im Dienste dieses Als-ob. Eine Patentlösung mit allen Vor- und Nachteilen, die solche simplen Rezepte an sich haben. Ihre Flucht nach vorn ist schlicht eine Flucht nach hinten. Und dennoch wäre sie wohl, wenn man den Meinungsumfragen Glauben schenken darf, genau wie ihre Vorgänger nach fünfjähriger Amtszeit abgelöst worden, hätte ihr nicht General Galtieri rechtzeitig *die* Chance geboten. Es spricht manches dafür, daß sie die Gelegenheit zu diesem »netten kleinen Krieg« wie einen Rettungsring ergriffen hat – nicht ahnend, wie nahe sie damit einem zweiten Suez-Fiasko kommen würde. Aber auch sie konnte schwerlich voraussehen, mit welcher Inbrunst sich große Teile der britischen Öffentlichkeit (und vor allem die Massenpresse) in einen atavistischen, längst überwunden geglaubten Hurrapatriotismus hineinsteigerten.

Tatsächlich könnte man behaupten, daß der »Ablenkungsimperialismus« mit dem Falkland-Krieg bis an die äußersten Grenzen seiner Möglichkeiten getrieben worden ist, d. h. ein maximaler innenpolitischer Effekt wurde mit einem Minimum an außenpolitischem Aufwand erzielt (»bloß« ein paar tausend Leben). In Zukunft lassen sich, wie es Orwell schon vorausgeahnt hat, unsere »Kriege« womöglich so weit »kultivieren«, daß sie zu *reinen* Medienereignissen werden und nach vorheriger Absprache mit der Werbeagentur Saatchi & Saatchi rechtzeitig alle vier Jahre ausbrechen . . . Dieser eigentlich ins 19. Jahrhundert gehörende außenpolitische Erfolg bietet der breiten

Öffentlichkeit in Britannien einen Ausgleich für Margaret Thatchers ins 19. Jahrhundert gehörende Wirtschaftspolitik. Vielleicht ist man stellenlos, aber man ist doch Brite von altem Schrot und Korn. Das Falkland-Theater ist die Zuckerhülle um die bittere Pille. Und wer diese Darstellung für übertrieben hält, dem rate ich, einen Blick in die Boulevardzeitungen vom 9. Juni dieses Jahres zu werfen. Ihr »Erdrutschsieg« kam auch dadurch zustande, daß mehr als eine Million Arbeiterwähler von der Labour Party zu den Torys überwechselten.

Auf den ersten Blick ist das alles spezifisch britisch. Parallelen zu Amerika lassen sich kaum entdecken. Und die Reagan-Mannschaft war während ihres Wahlkampfs und des ersten Präsidentschaftsjahrs herzlich dankbar für diese scheinbare Unvergleichbarkeit, denn damals war es nicht eben ein Plus, wenn man als »Thatcherist« etikettiert wurde. Mit dem politischen Triumph des »Thatcherismus« hat sich diese Zurückhaltung in ihr Gegenteil verkehrt, und die Helfer Reagans bekennen heute freimütig, wie gern sie »auf Thatcher machen« würden.
Mir scheint, daß es überdies noch einige tiefere und beunruhigendere Parallelen gibt. Erstens markiert Reagan, genau wie Margaret Thatcher, eine Verstärkung des Trends zur »Image-Politik«. Beide verfügen über das, was man ein *demoskopisch kalkuliertes* und saisonal justiertes Persönlichkeitsprofil nennen könnte, das wie bei einem Reklamefeldzug bestimmte soziale Zielgruppen oder Teile der Öffentlichkeit ansprechen soll. Immer stärker werden die Entscheidungen der Wähler von persönlichen Eigenschaften und Vorzügen der Kandidaten statt von Prinzipien oder politischen Programmen bestimmt. »Margaret Thatcher sollte Amerika als Vorbild dienen«, schreibt ein Leser an die amerikanische Zeitschrift *Time,* nachdem diese eine Titelgeschichte über die Eiserne Lady gebracht hatte. »Sie verkörpert viele *Tugenden,* die in unserer Nation heruntergekommen sind. Sie ist *fleißig, sparsam, besitzt Selbstvertrauen* und schreckt nicht davor zurück, an sich selbst und ihre Ideale zu glauben. Britanniens eiserne Lady ist so mustergültig amerikanisch wie Superman.« (Hervorhebung von mir.)
Zweitens: Auch die Reagan-Administration, wie die Regierung Thatcher, folgt zeitlich einer als Niedergang wahrgenommenen Periode und ist eine Reaktion auf sie. Zwar war dieser »Niedergang« (absolut gesehen) in den USA weit weniger dramatisch als in Britannien, aber die traumatische Wirkung, die die als Niedergang oder »Demütigung« erlebte Ereigniskette Vietnam – Watergate – Iran und obendrein noch die Wirtschaftsrezession auf die amerikanische Öffentlichkeit hatte, läßt sich kaum überschätzen.
Drittens: Reagans Versprechen, diesen Niedergang aufzuhalten und umzukehren, Amerika wieder »stark« zu machen, entsprach der Form nach dem Versprechen Frau Thatchers, Britannien das Beiwort »Groß« zurückzuge-

ben. Auch ihm schwebte die einfache Utopie einer mythischen Vergangenheit vor, die sich ebenfalls genau lokalisieren läßt. In seinem Fall sind es aber nicht die fünfziger Jahre des 19., sondern die des 20. Jahrhunderts – ein Unterschied von bloß hundert Jahren. Nun waren die fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts bekanntlich die Zeit des heroischen Kampfes gegen den Kommunismus – nach außen in Form des »Kalten Krieges«, nach innen in Form des McCarthyismus, an dem sich der junge Reagan in Hollywood und in der Schauspielergewerkschaft eifrig beteiligt hatte.

Heute sind es die sogenannten »Neokonservativen«, die sich mit dem Übereifer der Bekehrten für eine Rückkehr in die goldenen fünfziger Jahre und speziell in die Zeit des Kalten Krieges aussprechen. Norman Podhoretz etwa, der Chefredakteur von *Commentary*, führt in seinem Buch *The Present Danger* zwei wesentliche Argumente für einen neuen Kalten Krieg an. Das erste lautet einfach, die Sowjetunion habe die Jahre von Amerikas Schwäche (Vietnam – Watergate – Iran . . .) für ihre eigenen expansionistischen Ziele ausgenutzt. Sein zweites Argument indessen besagt, *der Kalte Krieg sei für Amerika gut gewesen.* Angesichts der sowjetischen Herausforderung hätten sich die Leute damals »zusammengerissen«. »Statt zu einer Depression, die man für die Nachkriegszeit erwartet hatte, kam es zu einem Aufschwung ohnegleichen, und dessen Früchte kamen mehr Leuten zugute, als es sich irgend jemand hätte träumen lassen. Millionen und Abermillionen Menschen, die wenig vom Leben zu erwarten hatten, bekamen plötzlich die Chance, ihr Los zu verbessern; und sie reagierten darauf, indem sie arbeiteten, produzierten, bauten und Nachkommen in die Welt setzten.« (!) In Podhoretz' Schilderung der wohltätigen Auswirkungen des Kalten Krieges ist das sozialdarwinistische Element nicht zu übersehen, wie er denn überhaupt anfällig für biologische Metaphern ist, etwa wenn er vom »eigentlichen Herzblut der [amerikanischen] Zivilisation« spricht.

Wenn es also die sowjetische Herausforderung nicht gäbe, dann müßte man sie erfinden . . . Nun habe ich allerdings keinen Zweifel daran, daß es eine sowjetische Herausforderung tatsächlich gibt. Es lassen sich nüchterne, auf Fakten gestützte Gründe für die These anführen, daß sich die Sowjetunion in verschiedenen Teilen der Welt wie eine expansionistische Macht verhält und daß sie als expansionistische Macht bekämpft werden sollte. Ich bin übrigens auch der Ansicht, daß die Besetzung der Falklandinseln durch die argentinische Diktatur ein Aggressionsakt war, dem man mit einer deutlichen Reaktion begegnen mußte, die Androhung von Gewalt eingeschlossen. In beiden Fällen besteht das Problem allerdings in einer gefährlichen Vermischung zweier Gesichtspunkte, des außenpolitischen und des innenpolitischen.

Jedenfalls läßt sich die These vertreten, daß bei der schwerwiegenden Entscheidung, die »General Belgrano« zu versenken, der *innenpolitische* Ge-

sichtspunkt letztlich den Ausschlag gegeben hat. Und ich kann mich auch des Eindrucks nicht erwehren, daß Reagan vor allem aus innenpolitischen Gründen einen Falkland-Krieg (oder ein Afghanistan, wenn Sie so wollen) in Mittelamerika zu schätzen wüßte. Bislang sieht es so aus, als wolle der Kongreß ihm einen solchen Krieg nicht geben (man hat den Applaus vernommen, als Reagan verkündete, kein Angehöriger der amerikanischen Streitkräfte werde in Nicaragua eingesetzt werden). Ich möchte nur darauf hinweisen, daß hier, wie auch in Margaret Thatchers Krieg, zwei gänzlich verschiedene Kalküle und Gesichtspunkte auf gefährliche Weise miteinander vermengt werden. Im Falle Afghanistans oder Nicaraguas ist es nicht die nüchtern realistische und im ursprünglichen Sinne *konservative* Verteidigung bestimmter nationaler Interessen, die die größte Kriegsgefahr mit sich bringt, sondern die Vermischung dieses Konservativismus mit anderen Interessen, Zielen und »Träumen«.

Wenn ich mich in diesem Aufsatz nicht mit der *theoretischen* Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines zeitgenössischen Konservativismus befaßt habe, dann aus Gründen, die inzwischen, wie ich hoffe, ein wenig klarer geworden sind. Zum einen sehe ich nicht, daß der Zusammenbruch des Begriffs der »Moderne« schlechthin, des Glaubens an den Fortschritt an sich schon die Erkenntnisse von Denkern wie Oakeshott entkräftet. Zum anderen ist der »Konservativismus« um nichts besser als irgendein anderer »Ismus« dazu gerüstet, ein wissenschaftliches, universelles Bezugssystem zur Erklärung des Menschen und der Gesellschaft zu liefern, geschweige denn die Formel für jene von allen Konflikten freie Traumwelt. Seine Stärke liegt ja gerade darin, daß er die Begrenztheit des Menschen erkennt. Der Konservativismus im Sinne Oakeshotts ist nach wie vor ein notwendiges Gegengift gegen das, was Leszek Kolakowski treffend die »Selbstvergötterung der Menschheit« genannt hat.

Die »Unmöglichkeit« des Konservativismus im heutigen Britannien und im heutigen Amerika, über die ich geschrieben habe, ist ein sehr viel banaleres Phänomen: es ist die Unmöglichkeit, als wirklicher Konservativer Wahlen zu gewinnen. Es gibt kein »Wiederaufleben des Konservativismus« in der angelsächsischen Welt, weil weder Reagan noch Thatcher Konservative sind. James Callaghan war ein konservativerer Premierminister als Margaret Thatcher. Das Bedrohlichste an diesen Rechts-Regierungen ist gerade ihr Mangel an Konservativismus: ihre Bereitschaft, das Flickwerk der Gegenwart zu zerreißen und durch die phantasierte Vollkommenheit einer mythischen Vergangenheit zu ersetzen; ihre Neigung, zum Ausgleich für innenpolitische Probleme äußere »Kriege« (ob heiße oder kalte) zu riskieren.

Dennoch, ich glaube nicht, daß Reagan eine Statuette für Nancys Couchtisch bekommen wird – es sei denn, Margaret schenkt ihm eine von ihren Marinesoldaten.

HANSER

...es werde Licht!

Während wir heute Angst haben müssen, daß uns die Lichter ›ausgehen‹, war die Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert von einem einzigartigen Optimismus geprägt. Man hielt jede Lichtmenge für herstellbar und dachte allen Ernstes daran, die ›Nacht zum Tage zu machen‹. – Wolfgang Schivelbusch beschreibt in seinem materialreichen Buch nicht nur die technische und ökonomische Geschichte der künstlichen Beleuchtung, sondern auch deren Folgen:

Die Veränderung der Wahrnehmung; die Straßenlaterne als Mittel der polizeilichen Überwachung, das Nachtleben und das ›Nachtleben‹; die Ordnungs- und die Festbeleuchtung. So wirft auch dieses dritte Buch Wolfgang Schivelbuschs – nach der Geschichte der Eisenbahnreise und der Geschichte der Genußmittel – ein neues Licht auf eine nur scheinbar bekannte Geschichte, die noch heute unser Verhalten und unsere Lebensweise bestimmt.

Wolfgang Schivelbusch · Lichtblicke
Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert
Ca. 220 Seiten mit ca. 120 Abbildungen.
Leinen. Ca. DM 48,–

Lothar Baier
La force tranquille
Konservativismus in Frankreich

»Ich schicke Ihnen diese beiden Flugblätter, die zeigen, daß es klarsehende und von gutem Willen beseelte Franzosen gibt, die an der Wiederaufrichtung unseres Landes arbeiten, eines Landes, in dem die Verderbnis der Sitten, die Gleichgültigkeit oder Unwissenheit vieler unserer Mitbürger dramatische Ausmaße angenommen hat.
Die Dekadenz ist vorangeschritten, die Zukunft schwer bedroht: radikaler, von der Staatsgewalt *durchaus gewollter* Geburtenrückgang.
Nachdem man die Verschreibung der Pille schon für Vierzehnjährige und das Abtreibungsgesetz beschlossen hat, denkt man daran, die kleinen, ungeborenen, massakrierten Franzosen durch die Kinder von Ausländern zu ersetzen, die ihrerseits Recht auf Leben haben und sich vermehren . . . Wer hat unlängst gesagt, daß die Republik die Herrschaft des Auslands ist?
Schaffen wir, soweit unsere Möglichkeiten reichen, Abhilfe in der katastrophalen gegenwärtigen Situation und unterstützen wir nach Kräften jene, die für die Wiederherstellung unseres teuren Vaterlandes kämpfen und sich ohne Rast für es einsetzen. Unsere Mittel sind gering im Vergleich mit denen des Gegners, aber was tut's, Gott wird sich der Sache annehmen und uns helfen, wenn wir es durch unsere Anstrengungen und unsere Opfer verdienen.«
Der Pariser Historiker und Politologe René Rémond zitiert diesen herzzerreißenden Appell, den er im Sommer 1981 in einem Brief erhalten hat, als Beispiel für die Zählebigkeit einer ganz bestimmten französischen Geisteshaltung über Epochen und Generationen hinweg:

»Die Gewißheit, daß es eine gegen Frankreich gerichtete innere Verschwörung gibt, die unbestimmte Denunziation eines einheitlichen und anonymen Gegners, die Überzeugung, Gott auf seiner Seite zu haben, der Moralismus, die Verachtung der Republik, Herrschaft des Auslands, die Selbstlosigkeit . . . alles Züge, die bereits die Mentalität der Ultras um 1820 kennzeichnen und sich hundertsechzig Jahre später intakt erhalten haben . . .« (*Les droites en France*, 1982)

Wie soll man diese Mentalität beschreiben: rechts, monarchistisch, reaktionär, konservativ? Ist nicht der Umstand, daß diese Mentalität über alle Regimewechsel und gesellschaftlichen Umwälzungen ihre Ausdrucksweise beibehalten hat, Beweis genug für die Lebenskraft des konservativen Ele-

ments in Frankreich, ganz gleichgültig, welche Couleur es vorübergehend annimmt?

Le Conservateur hieß die Zeitung, mit der sich die Ultras von 1820 unter der Führung des Landadligen René de Chateaubriand zu Wort meldeten. »Conservateur« machte noch keinen Unterschied zwischen »konservativ« und »erhaltend« – mit dem bloßen Erhalten gaben sich die Ultras der Restaurationszeit allerdings auch nicht zufrieden. Zwar hatten sie wiederbekommen, was die Revolution ihnen entrissen hatte: mit Ludwig XVIII einen echten Bourbonenkönig, eine königliche Charta anstelle einer republikanischen Konstitution, eine schwache Kammer und einen starken Adel, nicht zu vergessen den weißen Terror, aber die Restauration ging ihnen nicht weit genug. Ultraroyalisten nannten sie sich, weil sie sich »plus royaliste que le roi« fühlten. Die monarchistische Restauration war ihnen zu liberal: Der Ultra de Bonald verlangte gleich nach der Inthronisierung von Ludwig XVIII die Beseitigung einer der letzten Hinterlassenschaften der Revolution, der Ehescheidung. Bis zur Thronbesteigung Karls X 1824 verharrte der Ultraroyalismus in der Opposition, dann kam er für ein paar Jahre an die Macht. Mit der Julirevolution und der Wahl des Herzogs von Orléans zum König von Frankreich – ein *gewählter* König, was für ein skandalöses Zugeständnis an die verhaßte Republik! – traten die Ultras von der politischen Bühne ab. Sie wurden aber nicht arbeitslos, weil sie sich jetzt erst recht ihrer Lieblingsbeschäftigung widmen konnten, der Verwaltung der besseren Vergangenheit. »Ich gestehe dem Unglück alle Macht zu, nur die nicht, mich von meinen Treueschwüren zu entbinden«, schrieb Chateaubriand 1830, im Jahr der dritten Emigration der Bourbonen. Lieber der verlorenen Sache die Treue halten als sich mit den neuen Verhältnissen gemein machen: nachdem der Konservativismus der Ultras politisch geschlagen war, umgab er sich mit dem melancholischen Glanz unzeitgemäßer moralischer Vortrefflichkeit. Die hat ihm zwar nicht mehr zur Macht verholfen, ihm aber lange Zeit Attraktivität gesichert; von der Gründung der Dritten Republik bis zur Bildung des »Nationalen Blocks« nach dem Ersten Weltkrieg hatte »konservativ« einen guten Klang. Doch wie jeder Glanz verblaßt, wenn er nicht aufgefrischt wird, so verlor sich der Nimbus des treuen Vasallen, je weiter die bourbonischen Lehnsherren, denen der Konservativismus die Treue geschworen hatte, in die Vergangenheit entschwanden. Vom Bündnis zwischen Thron und Altar, das die konservativen Wortführer Chateaubriand, de Maistre und Bonald hochgehalten hatten, blieb nur noch der Altar zurück, ein dogmatischer, ultramontaner Katholizismus, auch er ein politisches Fossil in der laizistischen Dritten Republik. Die »Action française« von Charles Maurras, die in die Fußtapfen der Ultras treten wollte, war der Kirche eher dankbar dafür, daß sie ihre Zeitung auf den Index setzte und

damit die ganze Richtung vom Ruch des Ultramontanen befreite. Der Konservativismus als politisches Programm hatte im Frankreich der dreißiger Jahre endgültig abgewirtschaftet. Thierry Maulnier, vom Faschismus faszinierter Vordenker einer »Jungen Rechten«, bevor er sich, altersmilde, in die Académie Française wählen ließ, schrieb 1936, bei der Bildung der Volksfront, in seiner Zeitung *Combat:*

»Konservativ, ein Wort, das schon einmal schlecht anhebt. Wir sind nicht die tüchtigen jungen Leute, auf die man gehofft hat, jene *heilige Miliz*, auf deren Auftreten die traditionelle Rechte hofft, damit sie ihr die Aufgabe anvertrauen kann, die Zeit der Equipagen zu verlängern, die Tradition, das Eigentum, die Familie, die Moral zu verteidigen und, mit ein wenig Glück, jene glückselige Epoche wiederanbrechen zu lassen, da unsere Konservativen zwanzig waren, die Epoche, *als es noch Bedienstete gab.*«

Nicht einmal mehr die Royalisten selber wollen als konservativ gelten. Bertrand Renouvin, einer der Leader der »Nouvelle action royaliste«, sagt Ende der siebziger Jahre:

»Als Royalisten ertrugen wir nicht mehr den Konservativismus des traditionellen monarchistischen Milieus. Waren wir rechts? Auch nicht. Wie viele junge Franzosen hatten wir den großen Schock des Mai 1968 gespürt, und wir teilten die Revolten unserer Generation gegen die kapitalistische Gesellschaft und gegen die Ordnung des Herrn Marcellin. Also linksradikal? Auch nicht. Weil die Maibewegung im Marxismus hängenblieb und sich weigerte, die Machtfrage zu stellen.«

Konservativ, so mag außer den katholischen Integristen um Monsignore Lefèbvre, zu besichtigen in und um die Kirche Saint-Nicolas-de-Chardonnet in Paris, offenbar niemand in Frankreich genannt werden. Jacques Chirac, der Bürgermeister von Paris und Chef der postgaullistischen Sammlungsbewegung R.P.R. – der französische Franz Josef Strauß, wie seine innenpolitischen Gegner sagen –, bezeichnet sich nicht als konservativ, sondern als »Republikaner«. Was immer das inhaltlich heißen soll, es heißt formal, daß sich unter der Fahne des Konservativismus heute in Frankreich die Massen nicht versammeln lassen, die sich andernorts begeistert in die konservative oder neo-konservative Fronde einreihen. Ist man auf der Höhe der Zeit, dann ist man liberal. In diesem Liberalismus treffen sich Ex-Stalinisten, die vor Jahren die Freiheit und die Menschenrechte entdeckten, mit den Politikern der gegenwärtigen Opposition, die die Wirtschaft »entkollektivieren« und dabei nicht nur die unter Mitterrand, sondern auch die 1944 unter de Gaulle beschlossenen Nationalisierungen rückgängig machen wollen.

Wie kommt es, daß die Achse konservativ-liberal/fortschrittlich, um die sich in den USA, in Großbritannien und, cum grano salis, in den skandinavischen Ländern und der Bundesrepublik das politische Kräftespiel dreht, in Frankreich nur noch Quietschgeräusche hervorbringt? Ist der Konservativismus ausrangiert worden, weil er der royalistischen und ultramontanen Restauration zu eng auf den Leib geschneidert war? Politische Begriffe wer-

den gewöhnlich nicht nur gebraucht, um zu offenbaren, was ihre Benutzer wollen. Sie müssen es gleichzeitig verhüllen können.

Die Konstituante hat im Sommer 1789 nicht nur die Droits de l'homme der Menschheit zum Geschenk gebracht, sondern auch die Einteilung in droite und gauche. Die Frage, die damals zur Abstimmung anstand, hieß: Soll der König ein befristetes oder ein unbefristetes Veto gegen die Beschlüsse der Versammlung erhalten? Weil die Abstimmungslage unübersichtlich war, entschied der Präsident der Versammlung: Wer es gut mit dem König meint, soll sich rechts von ihm hinsetzen, wer ihm eher mißtraut, links. Ein simples Abstimmungsverfahren am Beginn der Französischen Revolution hat einen Dualismus etabliert, der seitdem in fast allen politischen Systemen dazu dient, Freund und Feind, die Guten und die Schlechten, die Fortschrittlichen und die Rückschrittlichen, die Eigenen und die Fremden zu unterscheiden. Ist das Rechts-Links-Schema in Frankreich auch zeitweise von anderen Gegensatzpaaren überlagert worden – Monarchie/Republik, gemäßigt/radikal, katholisch/antiklerikal, traditionalistisch/fortschrittlich, regionalistisch/zentralistisch –, so hat es sich doch immer wieder siegreich über seine Besetzungen erhoben. Ja es sieht so aus, als seien in den unruhigen Jahrzehnten nach der Revolution ein für allemal die Karten gemischt worden, die seither im politischen Spiel zur Verfügung stehen, wobei die Verteilung der Karten zwischen den Spielern sich ändern kann, auch über die Achse rechts/links hinweg.
Der Gaullismus zum Beispiel, der mit dem Anspruch antrat, die traditionelle Parteienlandschaft umzukrempeln und mit den alten Richtungskämpfen Schluß zu machen, hat statt dessen selbst einen fest umrissenen Platz in der historischen Landschaft eingenommen, der den Namen Bonapartismus trägt: autoritäre Führung mit plebiszitären Elementen, dirigistische Wirtschaftspolitik, Appell an die nationale Unabhängigkeit. Die Konkurrenz auf der Rechten, die um Giscard d'Estaing versammelte U.D.F., gibt sich erst gar keine Mühe, das Modell zu verleugnen, nach dem sie sich richtet: den Orleanismus von 1830. Sogar nach außen hin eiferte Giscard d'Estaing dem zum »Bürgerkönig« gewählten Herzog von Orléans nach, promenierte wie Louis Philippe (die »Birne« der damaligen Karikaturisten) zu Fuß durch Paris und mischte sich unters Volk, und wie die Regierung der Julimonarchie berief sich das Regime Giscards auf die »Mitte«, die der Präsident mit dem inzwischen lädierten Bürgerkönigswort als »juste milieu« ansprach. Selbst die politische Schicksalslinie des Giscardismus folgte der Kurve, die da tief im 19. Jahrhundert schon einmal durchfahren worden war: wie die Julimonarchie begann die Ära Giscard mit liberalen Reformen, die auch die Skeptiker milde stimmten, der Freigabe der Abtreibung zum Beispiel, und wie der König zeigte sich der Präsident vom traurigen Los der Strafgefan-

genen angerührt. Doch dann zog das Regime die Schraube an: seinem »juste milieu« zuliebe weigerte sich Giscard, den zum Tod verurteilten einundzwanzigjährigen Christian Ranucci zu begnadigen, und sanktionierte damit einen möglichen Justizirrtum. Im orleanistischen Liberalismus durfte sich schließlich nur noch die Wirtschaft sonnen, und der Staat, der sich aus dem Markt zurückzog, trat um so arroganter als innenpolitische Ordnungsmacht auf.

So wie es in den USA ein »power shift« gibt, ein unaufhaltsames Hinübergleiten der Machtzentren von Nordosten nach Südwesten, so läßt sich in Frankreich eine »dérive à droite« beobachten, der aber keineswegs, wie immer gesagt wird, die Richtungen und Parteien nur dann unterliegen, wenn sie an die Macht gekommen sind. Die Radikalen zum Beispiel, die im 19. Jahrhundert als Bannerträger der Ideen von 1789 den Platz einer linksradikalen Opposition gegen die Royalisten, Bonapartisten, Orleanisten und dann die staatstragenden Republikaner einnahmen, fanden sich spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg rechts von der Achse wieder. Im Angesicht des gaullistischen Bonapartismus und des giscardianischen Orleanismus erinnerten sich die Traditionalisten unter den Radikalen wieder ihrer glorreichen Vergangenheit und versuchten, die Partei nach links und unter das Dach des »programme commun« hinüberzuziehen, worüber die sowieso schon bedeutungslos gewordene Partei in zwei noch unbedeutendere Teile auseinanderbrach.

Ist es eine transversale Schwerkraft, die sich der politischen Ideen bemächtigt hat, eine quasi natürliche Drift, da die Natur, wie der Westschweizer Bauerndichter Ramuz gesagt hat, rechts ist? Für die Rechtsverschiebung des politischen Spektrums in Frankreich lassen sich allerdings auch politische Erklärungen finden. Der Eintritt der Arbeiterbewegung ins politische Spiel am Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Szenerie gewaltig verändert: die Republikaner rückten nach rechts, und gleichzeitig entzog die Aussöhnung der katholischen Kirche mit der Republik der klerikal-royalistischen Rechten den Boden. Die syndikalistisch eingefärbten Sozialisten hatten lange gezögert, sich an dem Poker zu beteiligen; sie zählten sich keineswegs zur Linken, da sie die Opposition von rechts und links, von Ultras und Liberalen als einen Familienzwist innerhalb der herrschenden Klasse ansahen, der die beherrschte Klasse nichts anging. Nur die Klassenfront zählte. Wo war sie in der Dreyfus-Affäre, die das Land in Atem hielt? Die Sozialisten hielten sich da lieber heraus.

Sobald sie sich aber eingemischt hatten, änderten sich die Einsätze im Spiel. Während sich die Sozialisten mit der parlamentarischen Demokratie versöhnten, also Sozial-Demokraten wurden mit all den bekannten und ihnen oft genug um die Ohren gehauenen Folgen, erhielt der rechts-links-Dualismus ein klassensoziologisches Unterfutter, das ihn aus dem Reich der Ideen

herauskippen ließ. Wer sich zur Linken zählte, war jetzt nicht mehr einfach liberaler (oder nationaler, je nach Epoche) als die anderen, sondern er vertrat auch die beherrschten und ausgebeuteten Klassen. Wer der Rechten zuneigte, stand fortan im Verdacht, im Interesse der besitzenden Klasse zu handeln und sich nicht bloß einer bestimmten Mentalität oder einer »politischen Familie« (wie man im familiaristischen Frankreich auch heute gern sagt) verbunden zu fühlen. Die Rechten begannen sich zu schämen, rechts zu sein. Ihre Parteien nannten sich von nun an mit Vorliebe »unabhängig«. Sich im rechts-links-Schema einzuordnen hätte bedeutet, sich einer Klassenposition zuzuordnen, und damit hätte man sich eine Logik zu eigen gemacht, zu deren Bekämpfung man gerade angetreten war. So grub Giscard d'Estaing, nachdem er Anfang der sechziger Jahre die »Unabhängigen Republikaner« gegründet hatte, das »juste milieu« wieder aus. Mit einigem Recht konnte der Philosoph Alain deshalb sagen: »Wenn man mich fragt, ob der Riß zwischen rechten und linken Parteien, zwischen rechten und linken Leuten noch einen Sinn hat, ist mein erster Gedanke: wer diese Frage stellt, ist sicher kein Linker.«

Aber nur mit einigem Recht. Denn auch Linke oder, genauer gesagt, Sozialisten der dreißiger Jahre warfen die rechts-links-Achse zum alten Eisen und meinten damit durchaus auch den Antagonismus der Klassen. Eine Minderheit der S.F.I.O. spaltete sich 1933 als »Neo-Sozialisten« von der Partei ab, erklärte den Marxismus für überholt und den Klassenkampf für überwunden und rief Links und Rechts zur Fusion auf:

»Von nun an gibt es auf der einen Seite die politisch Konservativen, die links so gut wie rechts, bei der extremen Linken so gut wie bei der extremen Rechten zu finden sind. Und dann gibt es eine gewaltige, noch ungeordnete Masse, die sich aber durch unsere Anstrengung ordnen wird und die genug hat von der bestehenden Ordnung, die zutiefst will, daß sich das ändert, und die imstande ist, das alles durch ihren Druck zu ändern.«

So Marcel Déat, der Anführer der Neosozialisten. Seine kleine Partei P.S.F. schaffte es zwar nicht, diese gewaltige Masse zu ordnen, dafür bestätigte sich Léon Blums 1933 geäußerte Vermutung, daß die Neosozialisten »unbewußt« der Faszination durch den Sieg der Nazis und die Ausrufung der Volksgemeinschaft erlegen waren. Déat näherte sich nicht nur im Lauf der dreißiger Jahre den französischen Faschisten an – »Unterm Faschismus sagt man nicht mehr links und rechts«, schrieb damals Drieu la Rochelle –, sondern zählte auch als Arbeitsminister der Vichy-Regierung zu den härtesten Kollaborateuren.

Nach der Libération stand erst einmal die Restauration des links-rechts-Schemas auf der Tagesordnung, zumal die gestärkt aus der Résistance hervorgegangenen Kommunisten ihr neues Gewicht ins Spiel brachten. Pech für General de Gaulle, der das Parteiengezänk vom Hals haben wollte. Vierzehn Jahre später hatte auch eine Mehrheit der Franzosen genug davon

und rief den General zurück, der sich alle Mühe gab, nicht nur über den Parteien zu schweben, sondern sie auch dauerhaft kleinzukriegen. Er schaffte es wieder nicht. Unter seiner Regentschaft entstand eine »Neue Linke« und eine »Neue Rechte«, und sein Nachfolger Giscard sah sich von der »Vereinigten Linken« herausgefordert. Sind Überdruß an der links-rechts-Spaltung und die ihm auf dem Fuß folgende Erneuerung der Spaltung bloße Konjunkturerscheinungen, oder treten darin tiefergreifende gesellschaftliche Prozesse zutage, »metapolitische«, wie Alain de Benoist mit einem Ausdruck de Maistres zu sagen pflegt, Prozesse, die in den politischen Richtungskämpfen nicht aufgehen, sich an ihnen aber immer wieder neu entzünden?

Jean-Marie Domenach, der ehemalige Chefredakteur der Zeitschrift *Esprit*, hat die links-rechts-Spaltung einmal eine »strukturelle Bipolarisation« genannt, wie man sie in den großen Städten antrifft, wo es den »bon côté« und den »mauvais côté« gibt, oder auch die rive gauche und die rive droite. Die Seine in Paris ist allerdings keine undurchlässige Grenze: so wie es auf der rive gauche Enklaven der rive droite gibt (Quartier Saint-Germain), so auf der rive droite Enklaven der rive gauche (le Marais). Die »strukturelle Bipolarisation« der französischen Politik scheint sich, wenn man einen Blick auf die Jahre um 1980 wirft, immer mehr gemäß dem Pariser Modell zu entwickeln.

Linksunion gegen Rechtskoalition, so sah es in den siebziger Jahren aus. Zwar war die K.P.F. 1977 aus dem gemeinsamen Programm mit den Sozialisten ausgeschert; als es aber ernst wurde, bei den Parlamentswahlen 1978, hielten die Parteien der Linken wieder zusammen. Bei den Europawahlen 1979 geriet dann alles durcheinander: da verbündeten sich K.P.F. und Chiracs R.P.R., um gemeinsame Sache gegen die europafreundlicheren Sozialisten und Giscards U.D.F. zu machen. Hatten KP und R.P.R. dabei eine Gemeinsamkeit entdeckt, die die links-rechts-Spaltung außer Kraft setzte, etwas, was man einen bonapartistischen Grundzug nennen könnte, der dann seinerseits die »orleanistische« Gemeinsamkeit zwischen Mitterrands P.S. und Giscards U.D.F. zum Vorschein brachte? Daß diese bonapartistische ›connection‹ funktioniert und auch von den Wählern der KP wahrgenommen wird, hat sich bei den Gemeinderatswahlen 1983 gezeigt: die Wähler, die Marchais davonliefen, suchten mehrheitlich nicht bei den Sozialisten, sondern bei Chiracs R.P.R. Unterschlupf.

Das könnte ein Beispiel für den Prozeß sein, in dem sich »metapolitische« Orientierungen gegenüber der »politischen« Logik durchsetzen. »Politisch« hätte die Überlegung ja folgendermaßen lauten müssen: die K.P.F. wird von ihren Wählern deshalb immer mehr im Stich gelassen, weil die Partei zu monolithisch und zu zentralistisch ist, weil sie zuviel von ihrem stalinistischen Erbe mit herumschleppt und sich zu wenig den eurokommunisti-

schen, pluralistischen, basisdemokratischen usw. Tendenzen der Gegenwart öffnet. Warum rennt ein KP-Wähler, der von Marchais enttäuscht ist, dann ausgerechnet zu Chirac, warum bleibt er nicht der Linken treu und gesellt sich zu den diskussionsfreudigeren Sozialisten? Weil es gar nicht die Diskussionsfreude ist, die er bei der gegenwärtigen K.P.F. vermißt, sondern, im Gegenteil, die Härte, das Autoritätsprinzip, die Bereitschaft zum Durchgreifen. Da ihn die Sozialistische Partei mit ihren ständigen Kämpfen zwischen Mitterrandisten, Rocardianern und C.E.R.E.S. und das lockere christdemokratisch-liberale Sammelsurium von Giscards U.D.F. noch weniger verlocken, bleibt als Alternative nur die postgaullistische R.P.R.: ein harter Mann an der Spitze und eine ihm ergeben zujubelnde Gefolgschaft. Bonapartismus eben.

Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß politische Optionen einen anderen Verlauf nehmen, als die Parolen es ahnen lassen, die ihnen vorher- oder ihnen nachgetragen werden. Hat die K.P.F. nach dem Zweiten Weltkrieg ihren Massenzulauf erhalten, weil sie es schaffte, die Massen geschickt über ihre tiefe Verwurzelung im Stalinismus zu täuschen, und dezimierte sich ihre Anhängerschaft, weil diese die Täuschung entdeckte? Vermutlich muß die Logik ganz anders lauten: gerade weil die KP ihren Stalinismus nicht verhüllte, weil sich die Partei mit dem Nimbus von Gewalt, Härte, Doktrinarismus, »Moskautreue« umgab, war sie so attraktiv. War man Kommunist geworden, obwohl es die Lager, die Schauprozesse und die Panzerauffahrten in Berlin und Budapest gab, oder nicht eher, weil? Langweilig war er jedenfalls nicht, der Stalinismus. Was hat ein Eurokommunismus dagegen zu bieten außer freundlichen Debatten, Versammlungen und als highlight La fête de *L'Humanité?* Ein Kommunist, der nicht mehr mit dem Messer zwischen den Zähnen, sondern mit einem Blümchen im Mund herumläuft, mag ja ganz nett aussehen, aber anfeuernd wirkt er nicht. Wie schon George Orwell 1940 schrieb: »Der Sozialist, der seine Kinder mit Soldaten spielen sieht, ist gewöhnlich bestürzt, aber er kann sich einfach keinen Ersatz für die Zinnsoldaten ausdenken: Zinnpazifisten taugen irgendwie nicht.«

Kurz gesagt, um die französische links-rechts-Achse herum herrscht Bewegung. Die Linke hat 1981 mit einem Wahlversprechen gesiegt, das seit jeher ein Programmpunkt der Rechten war, dem Projekt der Dezentralisierung, zum ersten Mal 1815 von den Ultraroyalisten eingebracht und seither in regelmäßigen Abständen aufs rechte Panier geschrieben. Die Ikonographie, auf die Mitterrands Wahlmanager zurückgriffen, war ebenfalls dem rechten Arsenal entnommen: nicht vor einer Dynamik ausstrahlenden Industriekulisse posierte der Präsidentschaftskandidat, sondern vor einer verschlafenen ländlichen Hügellandschaft, und der Plakatbetrachter durfte darüber nachsinnen, ob sich die Überschrift »La force tranquille« eher auf den denkmals-

würdigen Kopf Mitterrands oder das daneben plazierte Dorfkirchlein bezog oder möglicherweise die stille Kraft eines Geistes anrief, der beides verbindet und beseelt.
»La terre et les morts«, eine weniger martialische Fassung von »Blut und Boden«, geprägt von Maurice Barrès, der als Sozialist angefangen hatte, bevor er seine Verwurzelung in der lothringischen Heimaterde entdeckte, die Erde also und die Toten haben, scheint es, die Fronten gewechselt. Man erwärmt sich für die Natur, die Schönheit der Landschaft, die alten Sitten und Gebräuche, aber mit Maßen und ohne Fanatismus, man ist schließlich in Frankreich. Also werden weiter Autobahnen und Schnellbahntrassen gebaut, auch gegen den Einspruch der Regionen, zumal man es mit der Dezentralisierung nicht übertreiben soll, Atomkraftwerke gehen ans Netz, die heimische Computerindustrie wird mit Subventionen gefüttert, die Concorde fliegt, und jeder Sitzplatz darin wird mit Steuergeldern subventioniert wie in der Oper, und neue Raketen und Atom-U-Boote und Kampfflugzeuge müssen her, denn Zinnpazifisten taugen irgendwie nicht.
Mit dem neuen Superschnellzug TGV zu fahren, ist nun wirklich ein schönes Erlebnis; man fühlt sich darin wie im Airbus, zahlt nur nicht so viel und kommt dennoch schnell ans Ziel. Die französischen Mitreisenden scheinen aber irgendwie nicht recht zu genießen, was ihnen ihre Regierung und ihre Techniker bescherten und worum deutsche IC-Reisende sie nur beneiden können. Fast widerwillig lassen sie sich mit 250 Stundenkilometern durch Burgund und die Bresse ziehen, so als glaubten sie nicht recht an den Sinn der Geschwindigkeit, überhaupt fehlt der Energie, mit der etwa neue Autobahnen gebaut und befahren werden, der frühere Schwung, selbst ein einmal soviel freudige Zuversicht ausstrahlendes Ereignis wie der Stapellauf eines Lenkwaffenträgers wird von einem heimtückischen Pessimismus überschattet. Was ist nur mit den Franzosen los? Ein Pariser Bekannter hat es kürzlich verraten: Anders als die Deutschen, sagte er, die bekanntlich lieber rot sind als tot, wollen wir Franzosen jetzt alle sterben, wir wissen nur noch nicht so recht, wofür. (Polen/Afghanistan/Menschenrechte, Unzutr. streichen)
Verlassen worden sind sie von dem guten Geist, der sie über zweihundert Jahre begleitet hat, vom Fortschritt, von Le Progrès, beziehungsweise vom Glauben daran, und das macht so tieftraurig. Verdrängt worden war die schlechte Nachricht eine Zeitlang vom Lärm um den Wahlsieg Mitterrands, aber dann kam sie ans Licht, nachzulesen im *Nouvel Observateur* vom 30. März 1981: der Fortschritt wird, ergab eine Umfrage des Magazins, mehr mit der Rechten als mit der Linken identifiziert. Ein Fortschritt, der das Lager gewechselt hat, ist nicht mehr der richtige Fortschritt, Le Progrès, das letzte und untrügliche Unterscheidungsmerkmal zwischen links und

rechts: Eine Linke, die Atomkraftwerke baut und nicht mehr an den Fortschritt glaubt, also sozusagen atheistisch Kathedralen errichtet, was soll aus der noch werden. Es geht sowieso alles drunter und drüber in Frankreich, links und rechts, sozialistisch und kapitalistisch, sagt Dominique Jamet, der Leitartikler von *Le Quotidien de Paris*, das bedeutet nichts mehr, denn das, worum es heute geht, ist der Kampf zwischen Totalitarismus und Freiheit. Französische Intellektuelle haben die Zeichen der Zeit, wie so oft, beizeiten erkannt und schon vor Jahren ein Komitee mit dem Namen C.I.E.L. gegründet, das wie der Himmel, allen Gerechten offensteht, von Louis Pauwels *(Figaro-Magazine)* bis zu Philippe Sollers (früher *Tel Quel*, jetzt *L'infini*), Comité des Intellectuels pour l'Europe des Libertés, zu deutsch Komitee der Intellektuellen für das Europa der Freiheiten. Warum nicht der Freiheit?

An der Differenz von Singular und Plural schieden sich schon einmal die Geister. La liberté, die Freiheit, klang aufrührerisch in den Ohren der Konservativen von 1800. Gegen die Freiheiten, im Plural, hatten sie nichts. Denn Freiheiten waren ein anderer Name für die Privilegien, derer sich die Stände und Adelsparlamente erfreuten.

Ist also der Konservativismus en vogue, nachdem es mit dem Fortschritt bergab gegangen ist? Man liest jetzt zwar gern E. M. Cioran und auch ein wenig Joseph de Maistre, aber man ist liberal. Der Konservativismus meldet sich nicht zu Wort. Das ist klug von ihm. Ein richtiger Konservativismus »ist naturgemäß stumm – denn Beharren ist kein Programm, geschweige denn eine wegweisende Idee«.

So steht es in dem Aufsatz »Deutscher und französischer Konservatismus«, erschienen 1924 in der Zeitschrift *Dioskuren*. Auf den Aufsatz und seinen Autor Peter Richard Rohden hat René König 1981 in der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* hingewiesen und mit Recht hervorgehoben, daß Rohdens Überlegungen zum Konservativismus »von ganz besonderem hermeneutischen Wert« sind. Der heute vergessene Peter Richard Rohden, in den zwanziger und dreißiger Jahren Privatdozent in Berlin, war, abzulesen an seinen Veröffentlichungen, nicht nur ein ausgezeichneter Kenner der politischen Geschichte Frankreichs, sondern auch ein analytischer Kopf und gewandter Schriftsteller. Er schrieb Bücher über de Maistre, Robespierre, Partei und Demokratie in Frankreich, die politische Rolle der ländlichen Honoratioren. René König ist Rohden, wie er berichtet, 1935 im Zug zwischen Berlin und Paris begegnet, hat ihn dann aber aus den Augen verloren. Spätere Veröffentlichungen weisen darauf hin, daß Rohden Nazi geworden war: sein Buch *England und Frankreich. Ein Beitrag zum Thema Westeuropa* erschien 1942 in der »Schriftenreihe der NSDAP« im parteieigenen Eher Verlag. Das 1929 veröffentlichte Buch über de Maistre war noch

»dem Freunde Bernhard Groethuysen« gewidmet gewesen, dem Pendler zwischen Berlin und Paris, der 1933 aus Protest gegen die Machtergreifung der Nazis seine Berliner Dozentur niederlegte und in Frankreich blieb.
Wie in dem Konservativismus-Aufsatz von 1924 unterscheidet Rohden in dem Buch über de Maistre (*Joseph de Maistre als politischer Theoretiker*, München 1929) zunächst scharf zwischen konservativem Lebensgefühl und konservativer Doktrin. »Konservativ nennen wir einen Menschen, der leben und sterben will, wie seine Väter lebten und starben« (notabene: wer sich heute in Deutschland konservativ nennt, müßte demnach vorzugsweise als Nazi leben und bei Stalingrad oder El Alamein sterben wollen). »Die Schwierigkeiten für das konservative Lebensgefühl«, fährt Rohden fort, »beginnen erst in dem Augenblick, wo es genötigt wird, sich theoretisch zu äußern. Denn dann erweist sich plötzlich, daß Nur-Bewahren eigentlich kein Programm ist . . .«
Die Aporie des Konservativismus besteht für Rohden darin, daß er etwas, was sich dem Willen gerade entzieht, zum Willensinhalt machen will, nämlich die Dauer. Auch der Ersatz von Dauer durch die Tradition führt ihn nicht aus dieser Sackgasse heraus. »Auch Tradition kann man, wenigstens letzten Endes, nicht wollen. Man hat sie, oder man hat sie nicht.« Mit der ständigen Betonung der Überlieferung schließt sich der Konservativismus selbst aus den politischen Theorien aus, deren Merkmal es ist, einem Willen oder einem Projekt Platz zu lassen. Der konservative Theoretiker hat selbst kein Projekt. Wie das Kaninchen auf die Schlange, starrt er auf seinen Gegner, hält still, wenn der stillhält, setzt sich in Bewegung, wenn der sich bewegt, denkt, wenn auch der Gegner denkt. Der Konservativismus ist, sagt Rohden, in jedem Fall Reaktion. »Er stellt nicht nur eine direkte Reaktion auf eine historische Realität, sondern überdies noch eine indirekte Reaktion auf eine bestimmte Gesinnung dar, ist also gleichsam die Reaktion auf eine Reaktion.«
An Joseph de Maistre, dem Klassiker der konservativen Theorie, kommt die »reaktionäre« Abhängigkeit von Vorgehen und Denken des Gegners besonders drastisch zum Vorschein. De Maistre zählte zu jenem provinziellen Adel (bzw. Amtsadel), der, nicht von den Aufklärungsideen angesteckt und seiner selbst unsicher geworden wie die hauptstädtische Aristokratie, nichts anderes wünschte, als seine Privilegien zu behalten und zu leben und zu sterben, wie die Väter starben. So war das konservative Lebensgefühl de Maistres zutiefst verletzt, als die französischen Revolutionstruppen in seine, damals noch zum Königreich Sardinien zählende savoyische Heimatstadt Chambéry einfielen und das unterste zuoberst kehrten. Verbittert ging er in die Emigration und agitierte von Lausanne und Sankt Petersburg aus seine Standesgenossen. De Maistre kreierte dabei die Formel, die ihn berühmt gemacht hat und als kurzgefaßte Magna Charta des französischen Konser-

vativismus gilt: »Wir wollen nicht die Gegenrevolution, sondern das Gegenteil der Revolution.«
Bloße Konterrevolutionäre sind sie also nicht, die Konservativen. Sie wollen nur das »Gegenteil der Revolution«. Was aber können sie wollen, wenn die Revolution vorbei, ausgeblieben, niedergeschlagen ist, wenn das gewöhnliche Durcheinander des europäischen Normalzustands herrscht? Darüber mußten die Konservativen erst einmal nachdenken. Joseph de Maistre hat viel nachgedacht im Exil, und da er schreiben konnte, hat er viel geschrieben, unter anderem ein Buch über den Papst. Aber je mehr er dachte und schrieb, desto mehr untergrub er die Position, die er denkend und schreibend, wie Rohden sehr schön zeigen kann, begründen wollte.
Einmal hieß der emigrierte Adel, in dessen Namen de Maistre sprach, diesen Intellektuellen in seinen Reihen keineswegs jubelnd willkommen. Denn der echte Konservative »beargwöhnt sogar den eigenen Standesgenossen, der nicht mehr unkompliziert und unproblematisch genug ist, um an der unbewußten Form des konservativen Lebensgefühls Genüge zu finden«. Der Ultra Chateaubriand wurde von seiner Familie geschnitten, weil er unter die Schriftsteller gegangen war, Joseph de Maistre schwärzte man am Turiner Hof seines sardischen Königs als Jakobiner an. Zum anderen aber wird der räsonnierende Konservative sich selbst verdächtig. Denn er kann nicht verhindern,

»daß sich zuweilen in seinem Unterbewußtsein eine Stimme regt, die ihn vor sich selbst des Renegatentums, d. h. eines intellektuellen Verrats an seinem eigenen Lebensgefühl zeiht. Denn nur aus einer Art von schlechtem Gewissen erklärt sich die auch bei de Maistre immer wieder hervorbrechende Sehnsucht nach der konservativen Urposition, so wie der Haß des Aristokraten und des Katholiken gegen die Wissenschaft.«

Angefangen hatte das ganze Unglück mit der Reformation, die den Gehorsam durch die Diskussion ersetzte, war von Bacon, »dem Vater aller Irrtümer«, wie de Maistre sagt, von Locke, »der alles leugnet, alles erschüttert und gegen alles protestiert«, und natürlich von Voltaire kräftig angeheizt worden und hatte in der Revolution seine Apotheose gefunden. Indem de Maistre sich mit den Aufklärungspilosophen beschäftigt, darüber schreibt und sich also auf eine Diskussion mit ihnen einläßt, gerät er selbst in gefährliche Nähe der »raison raisonnante«, die alles leugnet und erschüttert. In dem Buch über de Maistre muß sich der Klassiker des Konservativismus Rohdens Frage gefallen lassen: »Wenn, wie de Maistre behauptet, ›der Zweifel die Bücher erzeugt‹ – wie ist dann überhaupt eine konservative Doktrin möglich? Wie kann man die Einfalt als das größte Geschenk des Himmels preisen, wie kann man das ›génie ergoteur de l'Europe‹ verwünschen, wie kann man der katholischen Kirche nachrühmen, daß sie nicht argumentiert – und dann unter die politischen Theoretiker gehen?« Der Konservative, der sich Gedanken macht, trägt damit schon den Keim der

Zersetzung in sich, die er gerade verhindert sehen will. Denn wohin das Räsonnieren und Zergliedern führt, das hat der Konservative 1789 erlebt:

»Wenn man einem Kind ein Spielzeug gibt, das sich, für es unerklärlich, mit Hilfe einer inneren Mechanik bewegt, zerbricht es das Spielzeug, nachdem es sich einen Augenblick damit vergnügt hat, um hineinzusehen. Genauso haben die Franzosen die Regierung behandelt. Sie wollten hineinsehen: sie haben die politischen Prinzipien aufgedeckt, sie haben das Auge der Menge für Gegenstände geöffnet, die zu untersuchen ihr nie eingefallen wäre, ohne zu überlegen, daß es Dinge gibt, die man zerstört, wenn man sie herzeigt . . . genau das ist die Revolution.« (de Maistre, *Lettres d'un royaliste savoisien*)

In seinem in den dreißiger Jahren geschriebenen Roman *Die Wüstenrose* hat Henri de Montherlant einen heruntergekommenen Landaristokraten beschrieben, der gerade noch für die Offizierslaufbahn taugt und sich, in die marokkanische Kolonie versetzt, auf einmal mit dem Dilemma des konservativen Theoretikers konfrontiert sieht. Es fängt damit an, daß dieser Lucien Auligny mit Schrecken entdeckt, wie bedroht die Ordnung schon ist, in der er sich mit seinem konservativen Lebensgefühl aufgehoben glaubt. Und zwar bedroht von eben den Kräften, in denen er immer die Hüter der Ordnung bewundert hatte. Er sieht Geschäftsleute, die die Eingeborenen betrügen, sieht Kolonialoffiziere, die die Eingeborenen schikanieren, und macht sich darüber Gedanken (wobei das Denken von der Liebe zu einem Arabermädchen stimuliert wird, es handelt sich eben um einen Roman). Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Betrügereien der Geschäftsleute und die Schikanen der Offiziere die Eingeborenen zum Aufstand gegen die Kolonialordnung anstacheln können. Aber gleichzeitig graut ihm vor seinem eigenen Denken.

»Nur allzuoft hatte Auligny die mangelnde Eignung mancher seiner Kameraden bedauert. Aber sobald er sie in Drucklettern denunziert sah, trat seine ganze Erziehung wieder zutage, und zwar mit dem klassischen Satz eben jener Erziehung, mit dem seine ganze Jugend eingelullt worden war: ›Auch wenn es wahr wäre, dürfte es nicht gesagt werden.‹«

Eines Tages fällt dem Offizier eine kommunistische Zeitung in die Hand, in der er ungefähr die Ansicht zur Kolonialfrage gedruckt findet, die er sich ganz im Stillen und für sich gebildet hatte. Fassungslos entdeckt er bei sich »Gedanken der Linken, wie wenn sich verdächtige Röteln gezeigt hätten«. Die Ironie der Geschichte (es handelt sich um einen Roman) will es, daß der großherzige Auligny von eben den Eingeborenen umgebracht wird, deren Angelegenheiten er sein Herz geöffnet hatte.

Der konservative Henri de Montherlant hat sich den Gedanken seiner Figur gegenüber echt konservativ verhalten: er hielt seinen, unter dem Eindruck eines Nordafrikaaufenthalts geschriebenen Roman getreu der Devise »Auch wenn es wahr wäre, dürfte es nicht gesagt werden« unter Verschluß. So wurde *Die Wüstenrose* erst nach seinem Tod veröffentlicht, ungefährlich für die französische Ordnung, denn die war in Nordafrika bereits zusammengebrochen.

Offenbar vereint der Konservative, und zwar quer durch die Lager und Länder, in sich ein ausgeprägtes Sensorium für Störungen mit der (ihm selbst oft unerklärlichen) Neigung zum öffentlichen Räsonnieren, das dann seinerseits die allgemeine Reflexionstätigkeit stimuliert und damit ein Störpotential erster Ordnung anwachsen läßt. Wenn diese Reflexion, wie der Konservative Gehlen meint, »zum chronischen Zustand und Strukturmerkmal sogar des Massenbewußtseins« geworden ist, dann herrscht höchste Alarmstufe. Ein Konservativer wie Gehlen findet es durchaus verständlich, wenn, wie 1968 in der Tschechoslowakei, eine ordnungsbewußte Macht ihre Panzer auffahren läßt, um solche Dauerreflexion und das sie begleitende Gemurmel zum Schweigen zu bringen: »Mit solchen Einstellungen hat die Sowjetunion bald aufräumen müssen, und wenn der Aufstand des gleichen Nihilismus noch lange dauert, dann wird sie sich als die letzte Ordnungsmacht plausibel machen.«
Es wäre ganz und gar verfehlt, in diesem Satz eine Parteinahme für die Sowjetunion oder gar das Zeichen für die Konversion eines Konservativen zum Kommunismus zu sehen. Vielmehr drückt sich darin die unbewußte Sehnsucht des Konservativen nach dem gewaltsamen Eingriff aus, der vor allem *ihn selbst* von der ordnungsgefährdenden Neigung zum Räsonnieren (Reden/Schreiben) befreit. So wie der Freß- oder Nikotinsüchtige insgeheim auf den Herzinfarkt hofft, der ihm die Entscheidung, endlich die Sucht zu bekämpfen, abnehmen möge, so wünscht der Konservative den rettenden Gewaltakt herbei, der ihn, wie ein Elektroschock, mit einem Schlag von dieser schmerzhaften erectio mentalis heilt.

»Er hoffte darauf, daß eine von außen und allen aufgezwungene Ordnung jene schwächlichen und unzähmbaren Leidenschaften zügeln würde, die er nicht hatte beherrschen können, daß eine blutige Katastrophe die Leere in ihm ausfüllen würde, die er nicht hatte vertreiben können, und daß die Umtriebe der Macht, wie damals der Lärm des Krieges, ihn besser als Morphin oder Kokain vom Nachdenken über sich selbst ablenken würden.«

So schrieb Sartre, 1943, über Drieu la Rochelle, der, allgemein als Faschist eingestuft, vermutlich nur ein Konservativer war, dessen Reflexionssucht sich den seinerzeit gängigsten Tranquilizer suchte. In der unter Konservativen seit jeher verbreiteten Beschäftigung mit dem Krieg (und wenn es, mangels Masse, auch nur um den Falkland/Malvinenkrieg geht) sollte man nicht gleich Männerphantasien, sublimierten Blutdurst oder schlicht bezahlte Propaganda für Kapital/Öl- oder sonstige Interessen sehen (wobei Rohden im übrigen daran erinnert, daß es den »propagandistisch unbegabten Deutschen besonders naheliegt«, Propaganda mit »Lüge und Schwindel« zu identifizieren). Es geht dabei nur um ein Stück Selbsttherapie, die der Konservative, scheu wie er ist, bei verhangenen Fenstern an sich vornimmt. Die Unordnung, die er bekämpft, wobei er sie, durch die Wahl seiner Waffen, noch vergrößert, bekämpft er in erster Linie in sich selbst.

Die deutschen Konservativen, vulgo Romantiker genannt, haben das unverblümter zu erkennen gegeben als ihre französischen Seelenverwandten. Rohden führt die unterschiedliche Herkunft ins Feld: die konservativen Klassiker Frankreichs entstammten allesamt dem Landadel und waren in einem aristokratisch vermittelten Katholizismus aufgewachsen, während die deutschen Konservativen, mit Ausnahme des Berner Patriziers Albrecht v. Haller, sich der Feudalwelt durch Einfühlung und dem Katholizismus als protestantische Konvertiten näherten. Karl Mannheim hat in ihnen die ersten Vertreter der »freischwebenden Intelligenz« gesehen, die, ohne Rükkendeckung des Bürgertums, in dem sie vor lauter Philistern den Bourgeois nicht erkannte, »soziologische und metaphysische Entfremdung« an sich erfuhr. »Da sie nicht richtig beamtet sind«, schreibt Mannheim, »sondern ihre wesentliche Aufgabe in den Geheimdiensten und in der Beeinflussung der öffentlichen Meinung besteht, gewinnt ihr Denken jenen halbkonkreten Zug, der zwischen der Weltfremdheit der Idealisten und der alleinigen Ausgerichtetheit auf konkrete Aufgaben der Beamten die Mitte hält.« Eine solche Erklärung des romantischen Geistes hätte man früher »soziologistisch« genannt – nicht ganz falsch, wenn man sich etwa Adam Müller anschaut, der im Königreich Hannover anglophil auftrat, in Preußen gegen den Zentralismus und für die gute alte Ständeordnung eintrat und in Österreich schließlich den absolutistischen Zentralstaat in den Himmel hob, je nach Arbeitgeber, aber als Erklärung insgesamt zu eng. Sie verkennt, daß dies nicht aus bloßer Bestechlichkeit geschah, sondern der Not des innerlich Zerrissenen entsprang, der alles, wenn es nur Ordnung schafft, dem von innen drohenden Chaos vorzieht. Eine geschaffene Ordnung mußte es schon sein, nicht einfach eine gemachte; der unendlich belesene Rohden hat nämlich herausgefunden, daß sich die französischen und die deutschen Konservativen in einem Punkt vollkommen einig waren, in der Ablehnung des bloßen »Machens«, dem sie das ganzheitliche »Schaffen« gegenüberstellen. Ein Helmut Schmidt, der »Macher«, wie der propagandistisch sehr begabte Deutsche F. J. Strauß zu sagen pflegte, hätte den Romantikern einen heiligen Schauder eingejagt.

Von der Französischen Revolution, für die sich die Romantiker anfangs erwärmt hatten, wandten sie sich nicht deshalb ab, weil entfesselte Leidenschaften und Blutgeruch sie anwiderten (sie waren weit weg), sondern, wie Rohden es formuliert, »sobald sie merkten, daß das Endresultat doch wieder in die verhaßte rationale Normalität einmündete«. Friedrich Schlegel gab daher die Losung aus: »Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in die göttliche Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in dem heiligen Strom ewiger Bildung.« Leider haben sich, wie Rohden unromantisch registriert, die Romantiker weder an die erste noch an die zweite Hälfte der Schlegelschen Empfehlung gehalten.

Herauskam »die fast restlose Beugung der romantischen Geistigkeit unter den zielbewußten Willen der antirevolutionären Kräfte«. Und bis zur Ewigkeit hat der Schwung auch nicht gereicht:

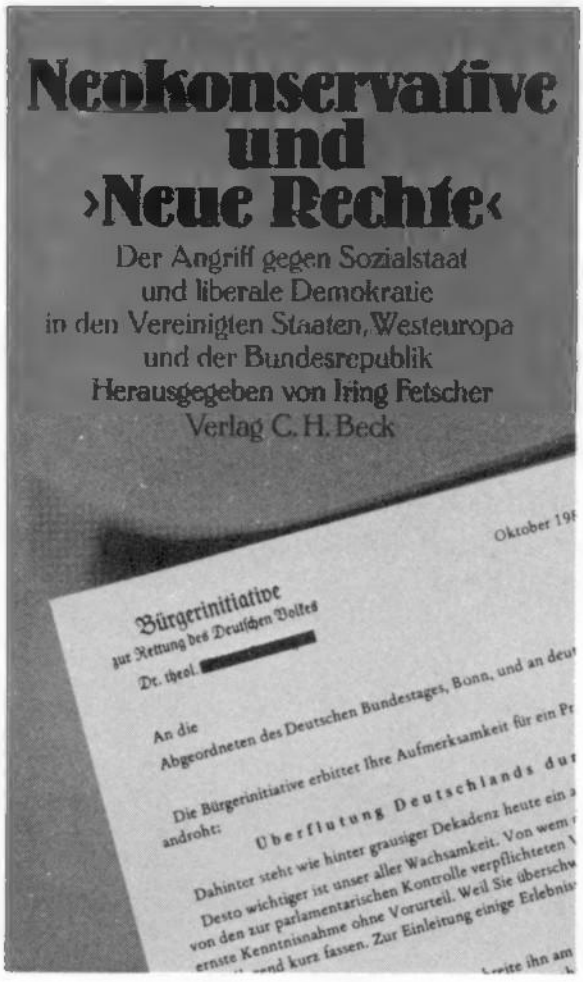
»Die eigentümliche politische Unkraft dieser rein geistigen Menschen, die der Tatsache, daß auf dem Gebiet der Politik auch das Denken ein Wollen ist, nicht ins Auge zu schauen wagten und sich mit einem ›teilnehmenden Mitdenken‹ begnügen zu können glaubten, beschleunigte den Absturz vom Eternalismus zum Journalismus.«

In diesem Bonmot meldet sich ein wenig der deutsche Gelehrte zu Wort, der hochnäsig auf die Tagesschreiber herabsieht; statt »Journalismus« könnte man auch sagen: die Romantiker waren halt ziemlich geschwätzig, und da sie die Revolution nicht im Land, sondern nur im Herzen hatten, kam es auf ein Wort nicht an. Jene Fähigkeit zur Selbstverdächtigung, die de Maistre als guter Katholik von Zuhause mitbrachte und die ihm half, sich kurz zu fassen, ging den deutschen Romantikern ab. Ihr Geist war eben nur durchtränkt vom Katholizismus, »also gefärbt«, wie Brecht es einem von Marxismus durchtränkten Theaterstück nachsagte, »leider nicht indanthren«.
Was die französischen von den deutschen Konservativen unterscheidet, ist aber nicht bloß das Verhältnis zum Katholizismus und auch nicht nur der historische Umstand, daß der französische Landadel de facto vor der Revolution ins Exil floh, während der deutsche Romantiker aus sicherer Entfernung wegschauen konnte. Der deutsche Konservative, häufig ein unzufriedener Pfarrersohn, durfte genial sein und konnte reden, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Wollte der französische Konservative Gehör finden, vor allem im zentralen Medium des Salons, dann mußte er sich, wie sehr es ihm auch widerstrebte, des Denkstils bedienen, der seit Voltaire verbindlich geworden war und den man als »esprit de finesse« bezeichnet hat. Weil sich, wie Rohden bemerkt, der esprit de finesse nicht ohne weiteres für eine »Apologie der Königstreue und des Kirchenglaubens« hergab, haderte und focht ein de Maistre mit ihm, beugte sich aber seinen Regeln. Daher hat auch dieser Konservativismus etwas von der Leichtigkeit des funkelnden Salonstils behalten. Seine Sprache kommt, um es mit Nietzsches Worten über die Musik Bizets (im Kontrast zur Wagnerschen) auszudrücken, »leicht, biegsam, mit Höflichkeit daher. Sie ist liebenswürdig, sie *schwitzt* nicht.« Ein konservativer Text wie Novalis' *Die Christenheit oder Europa* trieft.
Daß der esprit de finesse noch lebendig ist, zeigt sich gerade in der höflichen Zurückhaltung des Konservativismus heute in Frankreich. Aber er lebt nicht allein aus eigener Kraft. Zu Hilfe kommt ihm eine sehr materielle Beharrlichkeit, die wortreiche Beschwörungen der Dauer überflüssig macht. In irgendeinem »Café Français« irgendeiner Provinzstadt kann man sie riechen, kann man sie schmecken und kann sie, an den Zinktresen gelehnt, sogar hören. Ohne größere Umbauten könnte man Filmszenen drehen, in denen eine Honoratiorenrunde vor dem Ersten Weltkrieg die

Hauptrolle spielt. Industrielle Revolutionen, Kriege, aufeinanderfolgende Republiken und Machtwechsel haben weder an der Einteilung des Landes in Departements noch an dem System der »Grandes Ecoles« etwas geändert, diesen Hinterlassenschaften der Revolution und des Bonapartismus, oft genug als anachronistisch und dysfunktional kritisiert. Aber Beharrlichkeit ist nicht nur eine öffentliche Angelegenheit, sondern auch Privatsache, und vielleicht nirgendwo greifbarer als in den Vorkehrungen, die zum Schutz des Privaten getroffen werden. Als hätte die Familie Geheimnisse zu hüten wie jene legendären zweihundert Familien, die Frankreich beherrschen, umgibt sie sich mit einem cordon sanitaire aus Stolperdrähten, Fallen und Engpässen, den der Außenstehende erst nach sorgfältiger Prüfung überschreiten darf. Keine Jugendrevolte, keine feministische Agitation hat diese Festung erschüttern können: Fremde werden nach wie vor im Vorwerk des Cafés empfangen. Der Konservativismus hat also keinen Grund, hysterisch zu werden: nur wenn ihn einmal der Übermut packt, entfährt ihm ein Seufzer, wie er in dem eingangs zitierten Brief an Professor Rémond festgehalten ist. Er hält sich aber nicht nur deshalb zurück, weil er klug ist, eben ein *französischer* Konservativismus. Seit der Fortschritt, sein zweites Stimulans nach der Revolution, an sich selber irre geworden ist, darf er endlich, wovon er immer geträumt hat, darf er schweigen.

Droht den westlichen Demokratien eine Gefahr von rechts?

Soeben erschienen



Iring Fetscher (Hrsg.)

Neokonservative und «Neue Rechte»

Der Angriff gegen Sozialstaat und liberale Demokratie in den Vereinigten Staaten, Westeuropa und der Bundesrepublik

1983. Etwa 280 Seiten.
Broschiert DM 29,50

In den westlichen Demokratien, vor allem in den USA, in Frankreich und in der Bundesrepublik, behaupten Neokonservative und Vertreter einer «Neuen Rechten», bessere Antworten auf die aktuellen Probleme zu haben als Liberale und Sozialisten.

Das Buch analysiert und kritisiert diese Bewegungen, die in einigen Ländern bereits Einfluß auf die praktische Politik nehmen, und zeigt, wie sie auf unterschiedliche Weise die liberale Demokratie, den Sozialstaat und den Reformsozialismus bekämpfen.

Herausgeber und Autoren

Iring Fetscher ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Frankfurt. Er hat für diesen Band, den er ausführlich einleitet, deutsche und ausländische Experten versammelt: *Nigel Ashford* schreibt über den amerikanischen Neokonservatismus, *Richard Saage* über neokonservatives Denken in der Bundesrepublik, *Patrick Moreau* über die neue Religion der Rasse bei Rechtsradikalen in Frankreich und der Bundesrepublik und *Marieluise Christadler* über den Aufstieg der «Neuen Rechten» in Frankreich.

Verlag C. H. Beck München

Walter Boehlich
Diese unsere Regierungserklärung in dieser unserer Sprache

Am 4. Mai 1983 hat der Präsident des Deutschen Bundestages dem Bundeskanzler das Wort zur Abgabe einer Erklärung der Bundesregierung erteilt. Diese Regierungserklärung ist nachzulesen im Stenographischen Bericht der 10. Wahlperiode, auf den Seiten 56 und folgende. Sie füllt dort ziemlich genau 33 Spalten.

Was ist eine Regierungserklärung? Man kann sich und dem Kanzler das Leben leicht machen, indem man ganz pragmatisch schließt, da der Kanzler eine Erklärung der Bundesregierung abgeben habe, werde, was er abgegeben hat, auch wirklich eine Regierungserklärung sein. Aber vielleicht möchte man doch wissen, was andere als der Kanzler sich unter einer solchen Regierungserklärung vorstellen, was sie also sein sollte und womöglich nicht war. Da sieht man in den Brockhaus und in den Meyer, in die Enzyklopädien, versteht sich, aber die kennen dieses Schlagwort nicht. Es scheint sich folglich um eine Sache minderer Wichtigkeit zu handeln. Höchst unbefriedigend. Nächster Versuch: was sagen die Wörterbücher? Das eine (West): »offizielle Erklärung, in der eine Regierung ihre Politik, ihren Standpunkt zu bestimmten politischen Fragen darlegt«. Das andere (Ost): »Erklärung, in der offiziell der Standpunkt der Regierung dargelegt wird«. Hilft auch nicht viel weiter.

Der Kanzler Kohl hat nicht eine beliebige Erklärung abgegeben, sondern versucht, zu Beginn seiner Amtsperiode sein Programm vorzulegen. Das und das, hat er sagen wollen oder sollen, werden wir tun, und das und das werden wir nicht tun, und was wir tun werden, werden wir auf die und die Weise tun. Eine vergleichsweise nüchterne Angelegenheit – wenn er sich daran gehalten hätte. Früher, in vorrepublikanischen Zeiten, gab es statt der Regierungserklärungen Thronreden, von denen die Vorläufer unserer modernen Enzyklopädien teils anmutig, teils belehrend zu erzählen wissen. Etwa so: »in constitutionellen Staaten die feierliche Ansprache, mit welcher der Souverän gewöhnlich beim Beginn der Session vom Thron herab, umgeben von seinen Ministern und Würdenträgern, die Versammlung der Stände oder Volksrepräsentanten eröffnet«. Oder so: »die Rede, mit der der Monarch oder dessen Stellvertreter die Sitzungen der Volksvertretung eröff-

net. Sie bezeichnet die von der Volksvertretung zu behandelnden Gegenstände und gibt zugleich in der Regel eine Darlegung der äußern und inneren Verhältnisse des Staates.« Bruchstücke dieser Übung haben sich wenigstens der Intention nach in unsere Tage gerettet. Monarchen, Throne und Würdenträger haben wir zwar nicht mehr – aber hat sich viel geändert? Irgendetwas schon, denn schon kommt einem Heinrich Heine in den Sinn, bei dem sich die Sätze finden: »Die Thronrede ist kurz und einfach. Sie sagt das Wichtigste in der würdigsten Weise. Der König hat sie selbst verfaßt.« Der König, von dem da die Rede ist, war der Bürgerkönig; Heine mochte ihn. Andere mochten ihn weniger, aber immerhin konnte er kurz und einfach sein. Und er hatte seine Thronrede selbst verfaßt. Nicht so der Bundeskanzler, dem andere die Hand geführt haben, z. B. Peter Boenisch.
Wir wollen trotzdem so tun, als sei das eine Rede von Helmut Kohl gewesen, denn einerseits wäre die Scheidung der Hände ein zu mühseliges Verfahren, und anderseits sind Kohl und Boenisch einander in ihren stilistischen Fähigkeiten nahe genug, mag auch der Vergleich mit Kohlschen Originalschriften lehren, daß der Redaktor uns um manchen Genuß gebracht hat. Was man den Geist von Oggersheim zu nennen pflegt, ist nicht ganz und gar getilgt, aber es hat ein Stück Einfalt verloren. Freilich nur ein Stück, denn dieser Pfälzer ist eigensinnig und setzt seine Worte so, daß jeder Satz Verlegenheiten schafft, jeder Satz folglich durch einen durchschaubareren ersetzt werden müßte. Das aber mag oder darf ihm niemand antun. Er käme in den Verdacht, daß für ihn die Regierungserklärung *nur noch ein verbales Zusammentragen von Worten* sei.

WÖRTER In einer Regierungserklärung muß von vielem die Rede sein. Es wird nicht abgehen ohne das Bruttosozialprodukt, die technologische Herausforderung und die fallende Geburtenrate. Das macht keine Sensation. Dieses kleine Einmaleins kommt aus Kohls Munde wie ein Katalog von Fremdwörtern; keines von ihnen ist lustbesetzt. Das sind vielmehr die anderen aus seinem ethischen Hausschatz. Mut heißt eines, ein anderes Vertrauen, noch eins Tugend, wieder ein anderes Mitmenschlichkeit. Fast unschuldige Wörter, die klingen, als kämen sie hoch herab von der Kanzel, als wären sie jenseitige Beschwichtigungen und Beschwörungen, die diesseitige Mängel abgelten sollen. Man könnte ja nüchtern über die Massenarbeitslosigkeit und ihre Ursachen sprechen, auch über die Unmöglichkeit, sie bei Beibehaltung der sozialen Marktwirtschaft in absehbarer Zeit zu beseitigen. Aber wie viel schöner ist es, zu sagen: »Aufgabe Nummer eins ist die Beseitigung der Massenarbeitslosigkeit. Hier geht es für uns nicht nur um ein wirtschaftliches Problem, sondern vor allem um ein Gebot der Mitmenschlichkeit.« Man versteckt dann die unlösbare Aufgabe, indem man sie zum sekundären Problem erklärt, und zaubert eine Phantasmagorie an den Him-

mel, die Mitmenschlichkeit heißt und etwas ganz anderes ist als die schlichte Menschlichkeit, und noch wieder etwas anderes als das Recht auf Arbeit. Der Mitmensch ist so wenig ein freies Individuum wie der Mitbürger ein freier Bürger; er stammt aus dem Wörterbuch der Betulichkeit, die die Wahrheit scheut.

Eine Stufe tiefer wird der Mitmensch zum Partner, dort nämlich, wo er nicht seinem Schicksal, sondern seinen Arbeitsbedingungen begegnet. Es müßte ja nicht gleich die Rede sein von entfremdeter Arbeit oder vom Konflikt zwischen Kapital und Arbeit oder von Lohnabhängigkeit, und es mag ja auch sein, daß Unternehmer und Unternommene gemeinsam in einem Boot sitzen, solange dieses Boot nicht untergeht, aber die gemachte Ungleichheit einfach mit den Sätzen hinwegeskamotieren: »Die Kapitalbeteiligung der Arbeitnehmer stärkt die Eigenkapitalbildung der Unternehmen. Arbeitnehmer und Arbeitgeber sind Partner im Unternehmen«, ist ein bißchen viel, denn im Klartext hieße das: die Lohnabhängigen finanzieren mit einem Teil ihres Arbeitsentgelts den technischen ›Fortschritt‹, der ihre Arbeitsplätze vernichten wird.

Partner also, aber keineswegs Bürger gleichen Rechtes und gleicher Selbstbestimmung, denn wo die einen sich durch Wagemut und Entscheidungskraft auszeichnen, bringen es die anderen nur zu Tüchtigkeit und Fleiß, werden die einen durch das Bekenntnis zu einer »verantwortungsbewußten Leistungselite« gestreichelt, die anderen bemitleidet als *jene, die nicht die Möglichkeit haben, so viel wie andere zu leisten.* Den einen wird gesagt: »Wer mehr wagt, und wer sich mehr plagt, der hat auch Anspruch auf Erfolg und Gewinn«, von den anderen wird ein Verständnis der Arbeit erwartet, »das der Tradition europäischer Geistesgeschichte entspricht: Arbeit ist nicht nur Broterwerb«. Langt sie aber nicht für alle und weiß auch der wortgewandte Kanzler keinen Ausweg, dann muß das letzte Zauberwort her, das er von seinen Gegnern entliehen hat: Solidarität.

SPRICHWÖRTLICHES Wem keine Weisheiten einfallen, dem fallen Binsenweisheiten ein, oder nicht einmal die. Was wäre eine Rede ohne den einen oder anderen Satz von möglichst allgemeiner Gültigkeit, so gültig wie der Satz vom Kruge, der so lange zum Brunnen geht, bis er bricht. Der, leider, ist schon vergeben, aber nach seinem Muster lassen sich neue bilden, oder ließen sich wenigstens. Bei Kohl wird daraus zum Beispiel: »Die Freiheit reicht nur so weit, wie sie sich selbst nicht zerstört.« Was kann er damit gemeint haben? Daß die Freiheit da ende, wo sie sich selbst aufgebe? Vielleicht. Vielleicht hat er auch nur andeuten wollen, daß Freiheit sein solle, aber doch nicht zu viel davon für zu viele, daß die Bundesrepublik der freiheitlichste Staat usw. usw. sei, die Freiheit aber ihre Grenzen haben müsse, weil Politik sonst zu schwierig werde. Es wird sein Geheimnis blei-

ben, denn Sätze nach dem Schema: mein Hemd reicht nur so weit, wie es nicht zu kurz ist, sind sinnlos und weder von der Grammatik noch von der Rhetorik vorgesehen.
Die einfachere Version der Binsenweisheit lautet: »Jede Gemeinschaft kann auf Dauer nur so leistungsfähig sein wie die Menschen, aus denen sie besteht.« Soll man daraus schließen, daß sie für kurze Zeit leistungsfähiger sein könnte? Ein Jahr, oder zwei, aber nicht für die Dauer einer Legislaturperiode? Und was heißt leistungsfähig? Kohl will ja, daß wir »zur Spitze vorstoßen«. Nehmen wir an, die Menschen, aus denen die Gemeinschaft (?) der Bundesrepublik besteht, wären zwar leistungsfähig genug, aber nicht hinreichend leistungswillig, weil ihnen die Tradition europäischer Geistesgeschichte absolut gleichgültig geworden ist und sie nur so viel arbeiten wollen, wie unbedingt nötig – was wird dann aus dem schönen Satze?

Ganze Sätze »Beruf« – sagt Kohl – »ist für uns nicht nur außerhäusliche Erwerbstätigkeit. Tätigkeit im Hause und für Kinder ist gleichwertig; sie muß wieder mehr Anerkennung finden.« Endlich einmal ist klar, worauf der Redner da aus ist. Die Frauen sollen wieder in die Küche und zu den Kindern, um Arbeitsplätze frei zu machen. Das könnte etwa seine Sekretärin oder seine Bildungsministerin kränken. Also schiebt er Wolken und weckt den Verdacht, er plädiere für mehr Heimarbeit. Oder will er die sogenannten Kulturschaffenden aufwerten, die nichts kennen als häusliche Erwerbstätigkeit?
Manchmal wird er poetisch und tummelt sich in Bildern, etwa so: »Die deutsch-französische Freundschaft ist tragender Pfeiler eines enger zusammenwachsenden Europas. Sie ist in beiden Ländern fest verankert. Der Elysée-Vertrag hat sie besiegelt.« Europa also ruht auf einem Pfeiler, der deutsch-französischen Freundschaft, und dieser Pfeiler ist sowohl in der Bundesrepublik als auch in Frankreich fest verankert, und das Ganze ist auch noch über die Verankerung hinaus besiegelt. Wunderbar. Europa wächst enger zusammen – ein Bild aus dem organischen Leben; was hat da ein Pfeiler zu suchen? Oder soll man Europa lieber als Bauwerk verstehen, um den Pfeiler zu retten? Welche Rolle spielen dann Italien oder die Benelux-Länder oder Dänemark? Sind sie Stützmauern oder Gewölbe oder die Dachkonstruktion?
Ein anderes Beispiel: »Unsere Erwartung an die europäische Einigung bemißt sich nicht nach Monaten und Jahren. Sie bemißt sich nicht nach Monaten und Jahren und nicht allein nach Konferenzen und Beschlüssen.« Ich resigniere da. Ist denn Erwartung meßbar? Und zwar nicht die Erwartung auf etwas – die hätte ja etwas mit Zeit zu tun – sondern die Erwartung an etwas, was den Sinn von Hoffnung oder Anspruch hätte. Was wir also von Europa erwarten, will Kohl nach Monaten und Jahren messen, oder er hält

es doch für meßbar nach Monaten und Jahren; lieber freilich mäße er es nach Konferenzen und Beschlüssen. Sehen wir davon ab, daß sich Erwartung eben nicht messen läßt, dann bleibt die bange Frage, was für eine Maßeinheit Konferenzen und Beschlüsse sein sollen. Es wäre denkbar, daß Kohl hat sagen wollen: die europäische Einigung braucht Zeit, viel Zeit; auf jeder Konferenz und mit jedem Beschluß kommen wir einen kleinen Schritt weiter. Gesagt hat er das allerdings nicht.

Das schmückende Zitat Ein guter Redner schmückt seinen Vortrag mit Zitaten. Sie müssen in den Kontext passen wie ein Edelstein in seine Fassung. Auch Kohl hat seine Regierungserklärung mit einigen Zitaten herausgeputzt. Das erste ist harmlos und stammt von Byrnes. Das zweite ist ebenso harmlos und stammt von Adenauer (»Europa, das ist wie ein Baum, der wächst, aber nicht konstruiert werden kann«) und verträgt sich nicht mit der Geschichte vom tragenden Pfeiler, geschweige denn mit den Konferenzen und Beschlüssen. Das dritte soll von Bismarck stammen, die Summe seiner Erfahrungen darstellen und Aufgabe und Grenzen der Politik bestimmen: »Der Mensch kann den Strom der Zeit nicht schaffen, er kann nur auf ihm fahren und steuern.« Bismarck war nicht nur ein frommer Mann, sondern auch ein meist geistesgegenwärtiger Redner, der mit seiner Sprache pfleglicher umging als Helmut Kohl. Nie wäre er auf den Gedanken gekommen, der Mensch könne den Strom der Zeit schaffen. Was er gesagt hat, ist, daß niemand, auch der mächtigste Monarch und der geschickteste Staatsmann nicht, die geschichtliche Entwicklung vorherbestimmen könne, und dann: »Die ganze Weltgeschichte läßt sich überhaupt nicht machen; auf ihrem Strom kann man ein Staatsschiff steuern, wenn man sorgfältig auf den Kompaß der salus publica blickt.« Ach, noch der Hinweis auf das Gemeinwohl als Kompaß zeigt einen, der gedacht hat, während Kohl in Tat und Wahrheit den Eindruck erweckt, er fahre bloß so dahin und steuere ein bißchen – ohne Kompaß. Das dürfte mit seinem Politikverständnis zusammenhängen. *Politik als Leitbild des Handelns, als Zielvorstellung, geht aus von Wertvorstellungen, mögen sie nun klar erkannt und zu einem Wertsystem geordnet oder nur dumpf gefühlt sein.* Dumpf gefühlt wäre da noch ein Euphemismus. Einer von den klugen Köpfen hat zu dieser Art von Politik bemerkt: »Man ahnt, was der Kanzler will, und weiß, daß es gut ist, aber es ist nicht auf einen Begriff zu bringen, nicht einmal in Formeln zu fassen.« An der Sprache allein kann es nicht liegen.

Geschichtsbild Kohls Dürftigkeit kommt nicht aus der Zeit. Er hat eine Schule alten Stils und eine Universität alten Gepräges besucht; kein linker Lehrer hat ihm seinen Bildungshorizont verkürzt. Er hat gehabt, was er wollte, hat sein Abitur gemacht und ist in Heidelberg promoviert worden.

Er scheint, wenn auch nicht gerade ein korrektes Deutsch, so doch hinreichend viel gelernt zu haben, um sich als Generalist zu fühlen, womit er umschreibt, daß er nirgends richtig gut ist, aber überall etwas hat läuten hören. *Der Politiker kann es sich nicht leisten, nur ein Ziel – und sei es auch noch so gut – zu verfolgen, nur einen Wert – sei er auch noch so erhaben – zu maximieren. Er muß stattdessen immer verschiedene Werte zugleich optimieren.*

Seine Ausflüge in die Geschichte zeigen, daß er sich mit dem Optimieren auskennt. Es kommt ihm darauf an, daß im Ausland das Bild von unserer Geschichte, »und zwar das zutreffende Bild«, lebendig sei. Unsere Bindung »mit« den USA reiche über 300 Jahre zurück. Da gab es zwar noch keine USA, und die beiden Weltkriege scheint es auch nicht gegeben zu haben oder sie gehören nicht in das zutreffende Bild, aber wenn man schon auf Gedeih und Verderb »mit« jemandem gebunden ist, dann möglichst seit jeher. Wir haben auf der anderen Seite aber auch »zahlreiche historische Bindungen mit dem Osten«, was allerdings den Islam angeht, so hat sich immerhin Europa mit seiner »Kultur- und Geistesgeschichte in Jahrhunderten fruchtbar auseinandergesetzt«. Störungsfrei offensichtlich. In den ersten Fällen waren es die Deutschen ganz allgemein, im letzten waren es die Europäer, in einem Falle aber scheint es niemand sonst als die CDU zu sein: »Meine Damen und Herren, wir stehen in der langen Reihe deutscher Patrioten, die die deutsche Einheit in einer größeren europäischen Heimat suchten.« Wer das wohl gewesen sein mag? Die, die eine deutsche Einheit noch suchen mußten, haben sie im Nationalstaat gesucht, wo sonst? Da es aber nicht genügt, Adenauers Enkel zu sein, macht man sich eben eine lange Reihe zurecht, denn was immer geschehen mag und geschehen sein mag, der Blick auf die Geschichte muß erheben.

Heile Welt Die vergangenen dreizehn Jahre unerträglicher Mißwirtschaft haben die Bundesrepublik auf den Hund gebracht. Jetzt wird es besser werden, denn »heute steht die Bundesrepublik an einem Wendepunkt ihrer Geschichte«. Nichts wird mehr sein wie früher, vor allem darf Leistung nicht länger bestraft werden. Ein paar dunkle Punkte mag es immerhin geben, aber wenigstens ist dies »eine Koalition, die eben nicht Klassen vertritt, sondern das Ganze«. Vor allem aber leben wir, wenn auch nicht länger im Wohlstand, so doch in einer Welt von Freunden, und zwar von Freunden, die sich auf uns verlassen können. Vorneweg die USA, dann Frankreich, Großbritannien, Spanien, Italien, »mit« den kleineren europäischen Ländern (»ich will das auch offen aussprechen«) pflegen wir besonders enge Beziehungen, während wir mit anderen traditionelle Freundschaften haben. Und dann kommen sie alle nacheinander, jedes Land mit einem freundlichen Satz bedacht, der Osten, die islamischen Länder, Afrika, Lateiname-

rika, der südpazifische Raum, Israel, das südliche Afrika, Japan, Australien, Neuseeland, selbst China – und aus Afghanistan müssen endlich die Russen, aus Kambodscha die Vietnamesen heraus – die Nordamerikaner dürfen bleiben, wo sie sind. Selbstverständlich. Dumm ist nur, daß man den Russen nicht trauen kann, weil die Sowjetunion Außenpolitik auf zwei Ebenen betreibt. Sie will gleichzeitig den weltrevolutionären Klassenkampf gegen die freie Welt führen. Gleichzeitig womit? Im Ganzen ein wunderbar kindliches Panorama, in dem außer Grönland kaum etwas fehlt. Allenfalls Indien.

Die Klientel Den Freunden in der weiten Welt entsprechen die Freunde im Inneren. An irgendeiner absurden Stelle bekommen sie alle ihre Streicheleinheiten. Die Sportler so gut wie die Bundeswehr, die Jungen und die Alten (»Bei den Veränderungen, die wir im Zeitalter der technologischen Herausforderung erleben, sind die Erfahrungen unserer älteren Mitbürger von besonderem Wert«), die Vertriebenen, die Rentner, die Beamten, die Kirchen, die Juden (»Ich danke auch den Angehörigen der jüdischen Religionsgemeinschaft in Deutschland, die für den Ausbau unseres freiheitlichen Staates immer wieder unverzichtbare Beiträge geleistet haben«). Es ist wie eine Gratulationskur, man muß sich doch bedanken und jedermann in Sicherheit wiegen – außer ein paar Randgruppen. Nein, Kohl hat nicht gesagt, was geschehen wird, er hat zwar lange geredet, aber nichts gesagt. Sein Ganzes ist noch weniger als die Summe der Teile. Es ist auch kein Ganzes, sondern ein unendliches Aneinanderreihen von Schnippeln und Schnitzeln, in dem es keinen Zusammenhang, sondern nur Brüche gibt. So hilflos muß selbst der Konservativismus nicht sein.

Die Vision Den Mitgliedern seiner Fraktion muß Kohls Regierungserklärung über die Maßen gefallen haben. Das Protokoll verzeichnet, wenn ich richtig gezählt habe, an 143 Stellen Beifall der CDU/CSU und FDP, rund alle 45 Sekunden einmal. Fraktion und Kanzler scheinen einander wert zu sein. Trotzdem, es war ja nicht alles nur ledern, denn am Schluß stand die Vision. »Es ist die Vision von einem Volk, von unserem Volk, das sich im Miteinander bewährt und daraus die Fähigkeit gewinnt, anderen zu helfen.« Auch dieser erhabene Satz dürfte nicht von Beonisch stammen. Der hätte kurz gesagt: »Seid nett zueinander«, und das Wort Vision nicht in den Mund genommen. Vor zehn Jahren klang das noch tiefsinniger: *Denn dieser unser Staat ist mehr als eine Produktionsgenossenschaft für materiellen Wohlstand. Er ist eine Gemeinschaft freier Bürger, eine Gemeinschaft der Lebenden, der Toten und der nach uns Kommenden.*

(Anmerkung: die kursiven Textstellen stammen aus früheren, authentischen Beiträgen Helmut Kohls.)

Lion Feuchtwanger im Fischer Taschenbuch Verlag

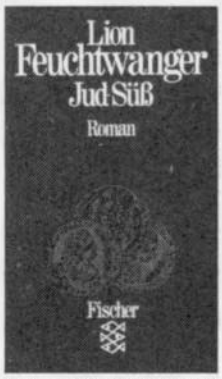
„Roman-Rezept": „Man mische 90 Prozent Begabung (= Persönlichkeit, Ausdrucksvermögen = Anschauung + Konstruktionskraft + Sprachkraft + Assoziationsfähigkeit) mit 10 Prozent Stoff (= objektiven Tatsachen, sogenannter Wirklichkeit, Sachlichkeit). Wenn man dann sehr viel Glück hat, kommt ein Roman zustande. Das Verfahren, 50 Prozent Stoff (= Unpersönlichkeit, Sachlichkeit, Sensationsanekdoten) mit 50 Prozent Reklame zu mischen, führt zuweilen auch zum Ziel; aber die auf diese Art erzeugten Produkte haben sich als wenig durabel erwiesen, sie pflegen nach ein bis zwei Jahren einzugehen."

Lion Feuchtwanger

Bd. 1650/DM 18.80

Bd. 2291/DM 12.80

Bd. 2128/DM 19.80



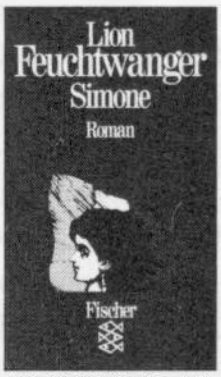
Bd. 1748/DM 13.80

Bd. 1923/DM 15.80

Bd. 5055/DM 9.80

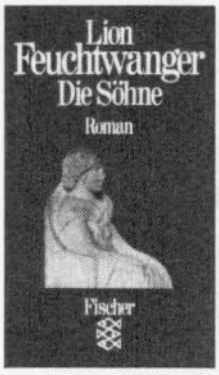
Bd. 5732/DM 14.80

Bd. 5730/DM 9.80



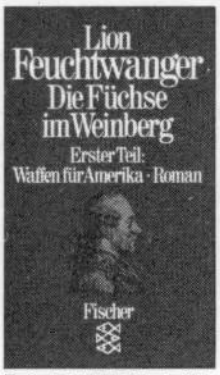
Bd. 2530/DM 9.80

Bd. 5707/DM 16.80

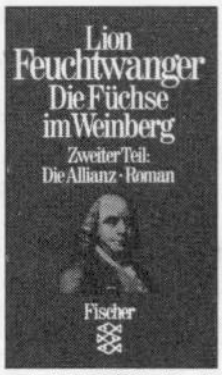


Bd. 5710/DM 16.80

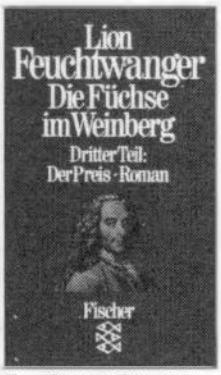
Bd. 5711/DM 14.80



Bd. 2545/DM 9.80



Bd. 2546/DM 12.80



Bd. 2547/Okt. '83
DM ca. 12.80

Hans-Jürgen Puhle

Vom Programm zum Versatzstück

Zehn Thesen zum deutschen Konservatismus

Der alte, traditionelle politische Konservatismus ist zerbrochen. In Deutschland ist er so unwiderruflich dahin wie der klassische Liberalismus des aufsteigenden Bürgertums oder der Sozialismus jener Tage, in denen die Arbeiterbewegung noch eine Emanzipationsbewegung war. Und doch ist konservative Politik auch hier beliebt. Im Jahre 1983 hat die Bundesrepublik eine konservative Regierung, wie die Wähler sie gewünscht haben. Auch im Lebensgefühl und in den Verhaltensweisen der Zeitgenossen ist die konservative »Trendwende«, die seit 1973 immer wieder beschworen worden ist, inzwischen auf ganzer Linie durchgebrochen. Diejenigen, die sich jahrzehntelang nur als Politiker der »Mitte« bezeichnet haben, die gleichzeitig »konservativ, liberal und sozial« seien, wagen es wieder, sich und ihre Politik rundheraus »konservativ« zu nennen, ohne dabei befürchten zu müssen, daß ihnen potentielle Wähler weglaufen. Konservativ sein ist wieder akzeptabel. Soviel zu den Einschätzungen und den modischen Trends.
Aber was geschieht wirklich? Was steht dahinter? Und was ist heute eigentlich konservativ? – Als *Der Monat* vor mehr als zwanzig Jahren diese letzte Frage stellte, fielen die Antworten überwiegend defensiv, resignativ und traditional aus, teilweise lagen sie noch relativ nahe bei vergleichbaren Selbsteinschätzungen des 19. Jahrhunderts. Würde man dieselbe Frage heute stellen (was einige Zeitschriften gelegentlich tun), würden die Antworten aggressiver, sogar optimistischer gegenüber den Zukunftschancen sein, weniger historischen Rückbezug haben und vor allem Definitions- und Begriffsprobleme aufweisen. Denn was »konservativ« ist oder dafür gehalten werden soll, scheint heute noch unklarer und diffuser zu sein als noch vor wenigen Jahrzehnten.

I. Konservative Positionen und Definitionsprobleme

Eine formale Definition des Konservatismus ist relativ leicht zu finden: Nach dem allgemeinen Sprachgebrauch ist ein Konservativer zunächst jemand, der für die Bewahrung des Bestehenden, für die Erhaltung des Status quo eintritt gegenüber den auf Veränderung und Wandel drängenden Ten-

denzen, die das Bestehende bedrohen. Besteht eine solche Bedrohung nicht oder ist sie unwahrscheinlich, dann gibt es in der Regel auch keine Notwendigkeit, die konservative Position ausdrücklich zu artikulieren oder gar in einen systematischen Denkansatz zu fassen. Gewohnheitsmäßiger, vielfach auch unbewußter Traditionalismus und traditionales Verhalten sind in diesem Fall die Regel. Zum bewußten Konservatismus wird diese traditionsgebundene Haltung erst unter der Bedrohung durch allmähliche oder abrupte Veränderung. Das war so nach der Französischen Revolution und läßt sich auch heute besonders dann feststellen, wenn der politische consensus in einer Gesellschaft nachläßt. Konservatismus ist seinem Wesen nach überwiegend reaktiv, er reagiert auf etwas. Das bedeutet aber nicht, daß er an sich reaktionär oder restaurativ ist. Eine solche Haltung ist vielmehr nur eine unter mehreren möglichen konservativen Positionen, und zwar jene, die vormals bestehende und dann, wie man meistens argumentiert, verdorbene oder degenerierte Zustände wiederherstellen will.

Konservatismus hat wesentliche Elemente seiner Selbstdefinition aus der Dichotomie »konservativ« vs. »progressiv« bezogen. Er geht selten aus von weltanschaulichen Systemen oder konsistenten Ideologien. Der traditionelle Konservative orientiert sich gern an der »geschichtlichen Erfahrung« und »sucht sich aus Vergangenem und Gegenwärtigem das Bewahrenswerte kritisch wählend aus« (F. J. Strauß). Er neigt zum Eklektizismus. Das gilt weitgehend auch für den *politischen Konservatismus*, von dem hier (im Unterschied zu konservativem Verhalten im allgemeinen und zu bloß traditionalen Haltungen) überwiegend die Rede sein soll. Damit ist die Gesamtheit jener Denkansätze, Weltanschauungen, Ideologien, Organisationen, Gruppen und sozialen Milieus gemeint, denen als politische Grundhaltung die Neigung gemeinsam ist, das Gewordene und Bestehende eher zu bewahren als zu verändern.

Definierten und organisierten politischen Konservatismus hat es in Europa erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts gegeben, als (1) der aufgeklärte Absolutismus und dessen zentralistische Bürokratien, (2) der Beginn der Industrialisierung und (3) vor allem die Französische Revolution und deren liberale und demokratische Postulate die bewußte Reaktion der traditionalen Kräfte in von Land zu Land unterschiedlicher Weise provozierten. Das Wort »konservativ« zur Bezeichnung dieser reaktiven Kräfte bürgerte sich sogar erst nach 1830 ein. Edmund Burke, der einflußreiche Urvater des europäischen Konservatismus, war noch ohne es ausgekommen. Stärker koordinierte parteiähnliche Organisationen und konservative Parteien bildeten sich in Deutschland – regional sehr verschieden – erst in der Reaktion auf die Revolution von 1848 und auf die Bismarcksche Reichseinigungspolitik seit den 60er Jahren heraus. In der Zeit des Vormärz entstanden allenfalls schwache Organisationskerne in Diskussionsclubs und Zeitschriftenre-

daktionen. Für die Ausprägung der Grundpositionen des deutschen politischen Konservatismus, vor allem des »konservativen Denkens« (K. Mannheim) sind die Konstellationen der Epoche zwischen 1770 und 1848 entscheidend gewesen.

Die meisten allgemeinen, »strukturellen« Charakteristika zur inhaltlichen Kennzeichnung konservativer Positionen, die man bis heute in den Wörterbüchern und in den in der Regel etwas zurückgebliebenen Anthologien findet, beziehen sich auf diese Entstehungsphase und spiegeln deutlich die Abwehrtendenzen gegen Absolutismus, Aufklärung und Revolution: Betont werden der Glaube an Gott und die Vielfalt des Lebens, die Notwendigkeit von Autorität, Hierarchie, Ordnung, Stabilität, Führung und Eliten, die Bedeutung von Überlieferung und Tradition, der Vorrang individueller Entwicklung und fallweiser Verbesserung gegenüber den systemischen Entwürfen der »Sophisten und Kalkulatoren« (Burke), des historisch Gewachsenen (das oft »organisch« genannt wird) gegenüber dem Künstlichen, Konstruierten, abrupt Veränderten. Konkret Erlebtes wird gegen Gedachtes und Spekuliertes gesetzt, Sein gegen Sollen, Leben gegen Begriffe. Da die menschliche Natur unvollkommen ist und die Vernunft begrenzt, ist der sog. Fortschritt eine unsichere Sache und Pessimismus grundsätzlich angebracht. Rechte und Freiheiten sind – wie im frühen Liberalismus – gebunden an Eigentum, aber wichtig für die Konservativen ist nicht dessen Besitz, sondern dessen Erleben, die persönliche Beziehung zu ihm. Die Menschen sind von Natur aus ungleich, Gleichmacherei ist folglich widernatürlich, soziale Differenzierung und standes- oder klassenmäßige Einbindung gottgewollt. Freiheit kann nur in der Korporation (Stand, Kirche, später Nation/Volk) erlebt werden, Persönlichkeit ist nicht Individualität, sondern wesentlich eingebettet in Familie und Stand.

Durchgängiges Charakteristikum des politischen Konservatismus in Deutschland war außerdem von Anfang an dessen enge Bindung an den grundbesitzenden Adel und an (später auch »bürgerliche«) großagrarische Interessen. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, daß sich in Deutschland vor 1945 kein bürgerlich-kapitalistisch orientierter Liberal-Konservatismus herausgebildet hat wie in den angelsächsischen Ländern oder im nachrevolutionären Frankreich (Federalists, Burke, Tocqueville). Der deutsche Konservatismus blieb antiliberal, überwiegend antibürgerlich, antiparlamentarisch und gelegentlich sogar in der Rhetorik antikapitalistisch (was Ende des 19. Jahrhunderts das Eindringen antisemitischer Argumentationen erleichterte). Diese Interessenbindung, die auch noch am Ende der Weimarer Republik bestand, findet sich schon im *altständischen* Widerstand preußischer Landjunker gegen die Reformen nach 1806. Sie wurde in der Folge noch unterstrichen durch die dialektische Romantisierung des altständischen Denkens im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, die Agrarromantik Adam

Müllers und die zunehmende Historisierung des Konservatismus. Sie wurde ebenso deutlich im preußischen »Junkerparlament« von 1848 wie später in der konservativen Politik Bismarcks, im Solidarprotektionismus für Landwirtschaft und Industrie nach 1879 und in der endgültigen Eroberung der Konservativen Partei durch den großagrarischen Bund der Landwirte nach 1893.

Ein weiteres wichtiges Kennzeichen war die konfessionelle Spaltung des deutschen Konservatismus. Nach 1815 waren die Konservativen überwiegend *Legitimisten*, d. h. Verteidiger der dynastischen Legitimität und unumschränkten Herrschaft des jeweiligen Monarchen. Die katholischen unter ihnen (z. B. Görres, v. Baader) betonten daneben noch die korporativen Freiheitsräume der Kirche und der Familie. Die Protestanten waren vielfach über theologische Spitzfindigkeiten und den Einfluß Hegels, Hallers oder der Pietisten zerstritten. Der consensus der von den Brüdern Gerlach geführten Berliner Legitimisten bestand aus einer Synthese aus Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, Gottesgnadentum des Herrschers, antirationalistischer Gläubigkeit, Bündnis von Thron und Altar, universalistischer Ständelehre und Mystifizierung des Mittelalters.

In den Jahren zwischen dem Ende der Revolution von 1848 und dem Beginn der Bismarckschen Einigungspolitik wurden die Konservativen – vor allem aufgrund der Bemühungen von F. J. Stahl – »konstitutionell«, d. h. sie stellten sich auf den Boden der Verfassung und eines rechtsstaatlich-institutionell, aber nicht wirksam parlamentarisch beschränkten »monarchischen Prinzips«. Ihre untereinander zerstrittenen Fraktionen regierten in Preußen. Die linken »*Reformkonservativen*«, auf katholischer Seite z. B. v. Baader, v. Ketteler, F. Hitze, A. Kolping, auf evangelischer Seite V. A. Huber, H. Wagener, R. Meyer, R. Todt, später auch die »Christlich-Sozialen« des antisemitischen Berliner Hofpredigers A. Stoecker, blieben eine Minderheit. Im Anschluß an Lorenz v. Stein propagierten sie die reformistische Integration der Arbeiterschaft in die Gesellschaft zur Abwehr des befürchteten Klassenkampfs und versuchten, erstmals konservative Mittelstandspolitik zu machen, d. h. auch kleine und mittlere Besitzer und Selbständige, Händler und Handwerker ins konservative Lager zu ziehen.

Konservative Positionen bleiben im Ganzen zeitgebunden und oft auch sektoral beschränkt: Als der aufgeklärte Absolutismus sich durchzusetzen begann, waren Konservative jene, die an den Rechten der Ständeversammlung und an den Privilegien des Adels festhalten wollten. Als einige Jahrzehnte später der liberale Konstitutionalismus sich in einigen deutschen Staaten etablierte, waren die Konservativen die Verteidiger des Absolutismus. Vor und während der Bismarckschen Reichsgründung waren sie zunächst überwiegend Gegner des neuen Reichs, verteidigten die alten Partikularstaaten und deren konstitutionelle Systeme. Später wurden sie – am Anfang souve-

rän von Bismarck manipuliert – zu Verteidigern des Reichs, so wie es war, vor allem gegen Pläne zur Parlamentarisierung des preußisch-deutschen Konstitutionalismus. Heute sind jene konservativ, die die staatliche und gesellschaftliche Grundordnung der BRDeutschland gegenüber weitergehenden Veränderungen bewahren wollen, eine Position, die vor hundert Jahren noch extrem »links« gewesen wäre. Das politische System der Schweiz, das im 19. Jahrhundert als ein Hort liberaler Demokratie und des Fortschritts angesehen wurde, gilt heute vielfach als Ausdruck einer versteinerten konservativen Mentalität. In Schweden wollen die Sozialdemokraten die von ihnen geprägten Institutionen und Strukturen des schwerfälligen bürokratischen Wohlfahrtsstaats erhalten, die »Bürgerlichen« wollen sie verändern, auflockern, funktionsfähiger, »menschlicher« machen. Wer ist hier konservativ?

Es kommt aber nicht nur darauf an, den Ort des Konservatismus zum jeweiligen Zeitpunkt historisch konkret von seiner gesellschaftlichen und politischen Funktion her in einem gegebenen Bezugssystem zu bestimmen. Man muß auch sektoral unterscheiden: Eine politische Gruppe kann innenpolitisch konservativ sein und außenpolitisch progressiv, oder umgekehrt, ein konservativer Sozialpolitiker kann gleichzeitig ein progressiver Finanzpolitiker sein, zahlreiche »progressive« Wissenschaftler sind in der Hochschulpolitik aus einsichtigem Interesse eher konservativ. Und ein und dieselbe Maßnahme kann innerhalb eines Sektors »progressiv« gemeint sein und sich doch auf einem anderen Sektor oder gesamtpolitisch konservierend auswirken. Selbst in der progressivsten Politik finden sich *konservative Elemente*, und auch konservative Politik weist progressive Elemente auf. Selbst wenn man von dieser Dialektik politischer Interaktion absieht, bleiben Definitionen schwierig, weil es durchaus unterschiedliche konservative Traditionsstränge gibt: So können z. B. heute in Deutschland Konservative einerseits für den starken Staat, für Law and Order, Sicherheit und Überwachung eintreten. Andererseits kann aber auch die Argumentation gegen das Überwuchern der Staatsmacht, gegen die Bürokratie und zugunsten der Freiheiten des Individuums und besonders der Familie ein genuin konservativer Standpunkt sein. In der Praxis konservativer Regierungen dürfte es allerdings schwer sein, gleichzeitig den starken und den schwachen Staat herzustellen, es sei denn, man schafft den starken Staat im Sicherheitsbereich und den schwachen Staat in der Wirtschaftspolitik.

Bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein waren die meisten deutschen Konservativen Freihändler gewesen. Gegen Ende des Jahrhunderts traten sie für Staatsintervention und Protektionismus zugunsten von Landwirtschaft und Industrie ein. Nach einem mehr als hundert Jahre währenden Zuwachs bürokratisch-interventionistischer Politik fordern unsere Konservativen heute »mehr Markt« und den Rückzug des Staates aus weiten

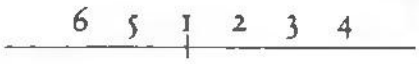
Bereichen von Wirtschaft und Gesellschaft zugunsten einer Ausweitung der Privatinitiative. Sie machen sich daran, den wirtschaftlichen und sozialen consensus des nachkeynesianischen organisierten Industriekapitalismus aufzukündigen und fordern insbesondere die Verringerung ökonomischer Globalsteuerung, staatlicher Dienstleistungen in bestimmten Sektoren und der sozialpolitischen Garantien. Allerdings gehen sie dabei nicht so weit, auch eine Beschränkung der Aktivitäten der Großunternehmungen zu fordern, obwohl diese die Wirkung der Marktmechanismen oft ebenso oder sogar mehr einschränken als die Interventionen der Staatsmacht.

Auch konservative Forderungen sind selbstverständlich geleitet von konkreten Interessen, die zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Prioritäten aufweisen. Als grobe inhaltliche Formel kann vielleicht festgehalten werden, daß *konservative Politik* in der Regel Politik der Besitzenden zugunsten der Besitzenden ist, die die Staatsmacht als Garanten des Status quo der Verteilung von Besitz, Vermögen und Lebenschancen in Anspruch nimmt, sie aber als Konkurrenten um Geschäftsanteile, Märkte, Gewinne und Verteilungsentscheidungen nicht dulden will, und die außerdem überwiegend dem Prinzip folgt, den weniger Besitzenden relativ höhere Belastungen aufzuerlegen als den mehr Besitzenden.

Was aber darüber hinaus jeweils im einzelnen konservative Politik charakterisiert, muß genauer untersucht werden. Dabei wird zu unterscheiden sein zwischen (1) konservativen Elementen, (2) politischem Konservatismus im engeren Sinne, als Programm und Konzept, (3) praktizierter konservativer Politik und (4) dem neuen strukturellen, systemischen Konservatismus, der breite Bereiche unseres gesellschaftlichen und politischen Lebens erfaßt hat. Letzterer ist nicht nur auf die tendenziell konservativen, auf die Bewahrung des Status quo gerichteten Neigungen großer Organisationen und Apparate zurückzuführen, die ein starkes Primärinteresse an ihrer eigenen Erhaltung, an der Ausweitung ihrer Funktionen und an der Besitzstandswahrung nach außen oder gegenüber Konkurrenten oder Rebellen von unten entwickeln. *Struktureller, systemischer Konservatismus* resultiert auch insgesamt aus den Mechanismen hochentwickelter industriekapitalistischer Gesellschaften: Der Sozial- und Versorgungsstaat ist immer stärker planerisch tätig, wird immer stärker bürokratisch administriert und koordiniert, ist aber gleichzeitig immer weniger wirksam kontrollierbar. Der Spielraum für wirkliche politische Gestaltung, d. h. alternative Möglichkeiten der Politik, wird dabei immer kleiner. Zur Zeit beträgt der Anteil der noch alternativ gestaltungsfähigen politischen Projekte am Volumen aller öffentlicher Haushalte in der Bundesrepublik noch zwischen 10 und 20 Prozent. Das Beispiel der USA und Großbritanniens scheint zu zeigen, daß dieser Zustand wirksam auch nicht durch die Anwendung von Techniken der supply side economics geändert werden kann. Die Interdependenzen komplexer Entscheidungszu-

sammenhänge und die wirklichen wie die vermeintlichen Sachzwänge werden stärker, der Bereich reformistischer Entscheidungen – auch unabhängig von konjunkturbedingten Finanzierungsengpässen – immer kleiner. Diese Tendenz und die Furcht von Bürokraten und Politikern, durch Änderungen an einer Stelle dieses Beziehungsgeflechts unübersehbare Konflikte und Krisen an anderen Stellen heraufzubeschwören, stärken bei Regierung und Verwaltung die Neigung zu einer quietistischen Politik des kleinsten gemeinsamen Nenners, zu konservativer Status-quo-Bewahrung, allenfalls zu »inkrementellen« Abwehr-Strategien, zu reformistischer Systemstabilisierung und zu Krisenmanagement.

Gelegentlich kann es auch hilfreich sein, zur besseren Unterscheidung einzelne Positionen formal voneinander abzugrenzen: Läßt man alle gemischten Motivationen und graduellen Übergänge weg, kann man idealtypisch sechs politische Grundhaltungen unterscheiden und einander zuordnen:



1. nichts verändern, den Status quo um jeden Preis bewahren (intransigenter Status-quo-Konservatismus),
2. graduell, reformistisch verändern, um wesentlich bewahren oder Gefährdetes stabilisieren zu können (Reformkonservatismus),
3. graduell, reformistisch verändern, um auf längere Sicht grundsätzliche Veränderungen zu bewirken (progressiver Reformismus),
4. das ganze System wesentlich verändern, wenn nötig auf revolutionärem Weg,
5. reformistisch restaurieren, das System nach rückwärts verändern (gemäßigte Restauration oder Reaktion), und
6. revolutionär bzw. (präventiv) konterrevolutionär restaurieren.

Konservativ sind die Positionen 1 und 2, in der reaktiven Entwicklungsgeschichte des politischen Konservatismus oft auch Position 5. Die Haltungen 2 und 5 sind dabei weitaus verbreiteter als die immobile Position 1. Die gegenwärtige Attraktion des Reformkonservatismus (Position 2) rührt auch daher, daß diese Haltung – zusammen mit dem progressiven Reformismus (Position 3) – jener politischen »Mitte« des graduellen, reformistischen Kompromisses zugerechnet wird, nach der sich in den entwickelten westlichen Industriegesellschaften aus zahlreichen Gründen so gut wie alle größeren Parteien in der Hoffnung auf ein paar zusätzliche Wählerstimmen drängen, obwohl diese »Mitte« weder ein programmatischer Topos noch ein analytischer Begriff ist und bei genauem Hinsehen die Scheidelinie zwischen konservativen und progressiven Intentionen mitten durch sie hindurch (nämlich zwischen 2 und 3) verläuft.

Wenn politischer Konservatismus in seinen Anfängen auch alles andere sein wollte, als ausgerechnet »in der Mitte sein«, überlappen sich heute Konser-

vatismus und Mitte zum Teil. Im Gegensatz zu den Liberalen und zur SPD, die die ganze Mitte (2 *und* 3) besetzt haben, füllen die Konservativen nur die rechte Mitte (2) aus. Dafür greifen sie in den Positionen 1 und 5 wesentlich weiter aus in das, was man gemeinhin die politische »Rechte« nennt (Positionen 1, 5 und 6), ohne daß diese ganz mit Konservatismus gleichzusetzen wäre. Insbesondere sind Teile der in Bewegung geratenen, präfaschistischen »neuen Rechten« (E. Weber) in Deutschland nach 1890, die sich rückwärtsgewandt revolutionär gebärdete, eher restaurativ als konservativ gewesen. Ebenso war die NSDAP in der Weimarer Republik zwar »rechts«, aber nicht konservativ. Es fällt auch schwer, mobilisierte rechte Protestwähler, die auf akute Krisen reagieren, unbesehen zum konservativen Milieu zu rechnen, z. B. die antisemitischen Wähler im ländlichen Hessen vor und um 1890 oder die schleswig-holsteinischen Bauern in der Wirtschaftskrise nach 1928.

Versucht man, die politischen Ideen und Konzepte, die Organisationen und die sozialen Milieus entsprechend zuzuordnen, muß man über das hinausgehen, was seit Jahrzehnten als »politischer Konservatismus« im engeren parteipolitischen Sinne definiert worden ist, und außer den protestantischen konservativen Parteien auch den katholischen Konservatismus und die konservativer gewordenen Rechtsliberalen in eine genauere Betrachtung einbeziehen. Dies würde z. B. einen großen Unterschied bei der Einschätzung der Breite des konservativen Milieus in Deutschland vor 1933 machen: M. R. Lepsius (*Extremer Nationalismus*, Stuttgart 1966) hat für die Endphase des Kaiserreichs trotz der hochgradigen politischen Polarisierung eine breite politische Mitte von bis zu 50 Prozent des Wählerpotentials bei den Reichstagswahlen (alle Liberalen und Zentrum) ermittelt und nur ein konservatives Potential zwischen 12 und 14 Prozent festgestellt, das in der Weimarer Republik zunächst etwas anstieg und an deren Ende zwischen 6 und 8 Prozent betrug gegenüber einer von 25 auf über 40 Prozent angewachsenen »Rechten«.

Bei der hier vorgeschlagenen (und vielleicht aussagekräftigeren) Zusammenfassung des breiteren konservativen Milieus unter Verzicht auf die Kategorie der Mitte käme man für das Kaiserreich und noch bis in die Stabilisierungsphase der Weimarer Republik hinein auf ein konservatives Potential zwischen 45 und 50 Prozent, allerdings mit abnehmender Tendenz, die sich seit 1928 weiterhin beschleunigte: Der Anteil des konservativen Milieus wurde in kurzer Zeit halbiert (1932: 22,8 Prozent).

Trotz aller methodischen Probleme und Beschränkungen läßt sich feststellen, daß das politische Potential des Konservatismus in Deutschland insgesamt wesentlich breiter gewesen ist als z. B. das des Liberalismus. Diese Tatsache hängt m. E. sehr eng zusammen mit den Konsequenzen der spezifisch deutschen Kombination von verspäteter Industrialisierung, verspäte-

ter Nationalstaatsbildung, dem Fehlen einer erfolgreichen bürgerlichen Revolution und dem teilweise ungebrochenen Weiterleben vormoderner, obrigkeitlich-bürokratischer Elemente in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat. Diese Konstellation hat auch bewirkt, daß bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die anderswo regelmäßig anzutreffende Verbindung von politischem Konservatismus und wirtschaftlichem Liberalismus in Deutschland nicht zustande kam. Statt dessen favorisierte man primär protektionistische und staatsinterventionistische Strategien. Diese Eigenart verweist ebenso auf zentrale Probleme des politischen und sozialen Orts des deutschen Konservatismus wie das kompromißlose und verbissene Festhalten an alten Positionen auch dann, wenn diese schon aussichtslos waren. Um 1910 versicherte der einflußreiche und kluge Führer der Deutsch-Konservativen Ernst v. Heydebrand einem Linksliberalen:

»Die Zukunft gehört Ihnen ja doch, die Masse wird sich geltend machen und uns, den Aristokraten den Einfluß nehmen. Diese Strömung kann nur durch einen starken Staatsmann eine Weile aufgehalten werden. Freiwillig wollen wir jedenfalls unsere Position nicht opfern. Zwingen Sie uns doch, dann haben Sie, was Sie wollen.« (H. Pachnicke, *Führende Männer im alten und neuen Reich*, Berlin o. J. (1930), S. 63)

Ähnlich hatte sich schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts Friedrich v. Gentz, einer der ersten deutschen Konservativen und Berater Metternichs, in einem Brief geäußert:

»Die Zeit selbst der ehrenhaften Capitulationen scheint mir vorüber, die Mitte wird uns nicht mehr retten; gebrauchen wir denn den Rest unserer Kräfte, um das zu erhalten, was wir wollen und immer gewollt haben. Die von uns verteidigte Sache wird untergehen, ich weiß es wohl und weiß auch warum.« (G. Mann, *Friedrich von Gentz*, Zürich 1947, S. 358)

Der alte deutsche Konservatismus war resignativ und relativ klar definiert. Der neue der Gegenwart ist aggressiv und schwer zu erklären gemäß der paradoxen Definition von Franz Josef Strauß, konservativ sein heiße »an der Spitze des Fortschritts marschieren« (*SZ* v. 16. 2. 1968). Auch sonst haben beide wenig gemeinsam. Die eingetretenen Veränderungen können hier nur in thesenartiger Zuspitzung benannt und kurz erläutert werden.

II. Thesen zum Konservatismus in Deutschland

1. Solange man an den Fortschritt glaubte, an die unaufhaltsame Modernisierung der Welt und die technische Machbarkeit aller Dinge, und solange es starke politische Gruppen gab, die sich zukunftsoptimistisch fast ausschließlich der Verwirklichung von auf Veränderung und sozialen Wandel gerichteten Zielen widmeten, so lange hatte *politischer Konservatismus* als mehr oder weniger systematische, wohlabgegrenzte politische Grundhaltung und Ideologie eine wichtige Warner- und Bremserfunktion. Er artiku-

lierte in angemessener Weise die Interessen jener Teile der sich modernisierenden Gesellschaften, die dem sozialen Wandel Widerstand entgegenzusetzen versuchten und bestrebt waren, den noch bestehenden oder gerade erst (z. B. in der Revolution) veränderten Status quo in der Macht-, Besitz- und Chancenverteilung gegenüber den Folgen einer dynamischen Wirtschaftsentwicklung oder einer Expansion staatlicher Politik zugunsten der weniger Besitzenden zu verteidigen.
In Deutschland haben diese Bemühungen insgesamt den Prozeß der gesamtgesellschaftlichen Modernisierung und des Ausbaus des Sozialstaats nicht aufzuhalten vermocht. Aber sie haben dessen Kosten hochgetrieben und insbesondere Privilegien, Nischen und Enklaven geschaffen, dank derer nicht nur große Teile der vormodernen Eliten relativ angenehm überleben konnten, sondern auch die mehr Besitzenden die Ansprüche der weniger Besitzenden durchweg mit überproportionalem Erfolg abwehren konnten.

2. Der Sonderweg der Konservativen in Deutschland war von Anfang an markiert durch deren enge Bindung an großagrarische Interessen, die konfessionelle Spaltung des Konservatismus, das Fehlen eines westlichen Liberal-Konservatismus, die Schwäche reformkonservativer Bemühungen und die Abwehr des Parlamentarismus. Hinzu kam die schwere Hypothek, die die Kanzlerschaft Bismarcks auch für die Konservativen bedeutete.

3. Bismarck war ein – methodisch moderner und geschickter – konservativer Politiker. Aber er war kein Parteimann. Machterweiterung und Realpolitik waren ihm wichtiger als die Reinheit ideologischer Prinzipien. Seine autoritär von oben dekretierte Politik war durchweg konservative Politik zur Wahrung der Interessen der Besitzenden. Sie war aber zeitweise und sektoral (z. B. in der Sozialpolitik) durchsetzt mit reformkonservativen Zügen. Und vor allem scheute sich Bismarck nicht, dort, wo es der Machterhaltung und -stabilisierung diente, herkömmliche konservative Tabus zu verletzen: durch die Politik der kleindeutschen Reichseinigung, bei der Entthronung legitimer Fürsten, durch die Gewährung des gleichen Wahlrechts für den Reichstag und kontinuierlich durch seine bonapartistischen Techniken zur Manipulation einer wesentlich akklamativen Öffentlichkeit.
Der erfolgreiche Konservatismus von oben richtete sich auch gegen die konservativen Parteien und Gruppen, die ebenso wie die Liberalen zu den Manipulierten gehörten. Er höhlte ihre programmatische Substanz aus und hinderte sie – durchaus kalkuliert – in einer Zeit, in der sie sich hätten organisatorisch und parlamentarisch stabilisieren können, an der konsolidierenden Entwicklung parlamentarischer Politik. Die Spaltungen des parteipolitischen Konservatismus über der Reichseinigungspolitik verzögerten auch eine wirksame Organisation im Lande. Die schließlich 1876 gegrün-

dete Deutsch-Konservative Partei geriet bereits im Zuge der Schutzzollberatungen seit Ende der siebziger Jahre ins Fahrwasser Bismarckscher Politik, deren wesentliche Entscheidungen anderswo fielen. Auch das katholische Zentrum wurde zeitweise von der Regierung eingefangen. Die Vormacht des rückständigen Preußen im Reich sorgte außerdem für die Übermacht des agrarisch dominierten und von einer vormodernen, rückwärtsgewandten Koalition getragenen preußischen Konservatismus gegenüber dem der süd- und westdeutschen Staaten.

4. Seit der Reichsgründung hat sich der historische Ort des deutschen Konservatismus zweimal entscheidend verschoben. Der erste dieser folgenreichen Positionswechsel vollzog sich, nach bezeichnenden Anfängen noch während der Bismarckzeit, insbesondere in den Jahren zwischen 1890 und 1918. Sein wesentliches Kennzeichen ist die Kanalisierung des überlieferten, überwiegend von preußischen Traditionen geprägten Konservatismus in den Bahnen eines völkischen Nationalismus und entsprechender Politik, Koalitionsbildung und Ideologie mit deutlich präfaschistischen Zügen. Die zweite Wende erfolgte nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

5. So wie der Nationalismus nach 1870 aufhörte, eine liberale und eigentlich emanzipatorische Ideologie zu sein, und nach dem Vollzug der kleindeutschen Einigung zunehmend konservative Zwecke rechtfertigte, so begaben sich die Konservativen unter dem beherrschenden Einfluß des wohlorganisierten großagrarischen Bundes der Landwirte und begleitet von den völkischen Agitationsverbänden (z. B. Alldeutsche, Flottenverein, Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband, Mittelstandsverbände, Kriegervereine) seit den neunziger Jahren in ihrer großen Mehrheit endgültig in den Bann des völkischen Nationalismus, der am Ende den alten Konservatismus zerstörte.
Die neuen Zentralbegriffe konservativen Denkens unterschieden sich erheblich von den überlieferten: Volk, Volksgemeinschaft, Mittelstand, nationale Arbeit in Stadt und Land, Kampf ums Dasein, Erhaltung der Art, Politik des gesunden Volksempfindens. An die Stelle der Geschichte als ideologischer Leitwissenschaft traten Biologie und Sozialdarwinismus. Der Konservatismus ging auf in einer neuen breiten völkisch-nationalen, sozialimperialistischen, militaristischen Integrationsideologie mit deutlichen mittelständischen und antisemitischen Zügen, die sich mit modernen direktdemokratischen Mitteln gegen Parlament und Parteien richtete und aufgrund ihres vor allem gegen Liberale und Sozialisten konzipierten radikal dichotomischen Gesellschaftsbilds entscheidend zur politischen Polarisierung und Radikalisierung im Kaiserreich beigetragen hat. Besonders die Mittelstandsideologie verband ständisch-korporative Reminiszenzen und berufsständische Orga-

nisationspläne mit antiparlamentarischen Absichten und antikapitalistischer und antiliberaler Rhetorik. Sie trug bei zu einer Ausweitung des Wählerpotentials in die Mittel- und Unterschichten und half, den Antisemitismus nach dem Zusammenbruch der radau-antisemitischen Basisbewegungen, eingewebt in die Bahnen agrarisch-mittelständischer Interessenpolitik, auch unter Konservativen salonfähig und damit gefährlicher zu machen.

Gegen den völkischen Nationalismus der »neuen Rechten« hatten die z. B. von A. Grabowsky und einigen Jugendorganisationen betriebenen Bestrebungen zur Erneuerung des traditionellen Konservatismus insgesamt keine Chance. Der neue consensus, der reaktionäres mit revolutionärem Potential (zugunsten eines »staatserhaltenden« Umsturzes von rechts) kombinierte, war modern und schlagkräftig und radikalisierte sich noch im Weltkrieg, insbesondere nach der Gründung der breit angelegten präfaschistischen Deutschen Vaterlandspartei (1917). Die Deutschnationale Volkspartei der Weimarer Republik übernahm diesen consensus und stand damit von Anfang an im rechten Abseits außerhalb des Weimarer Verfassungsbogens. Daran änderte auch der zunehmende Einfluß der Industrie in der Partei nicht viel. Die Partei der Konservativen von Weimar verstand sich als »staatserhaltend«, war aber verfassungsfeindlich. Die Chance zur Bildung einer reformistischen liberalkonservativen Volkspartei hat in Deutschland auch 1918 nicht bestanden.

Statt dessen differenzierte sich die »neue Rechte«. Neben DNVP, Agrarier und völkische Agitationsverbände traten die militärischen Desperados der Wehrverbände und vor allem die vom »Kriegserlebnis« beeindruckten Ideologen der »konservativen Revolution« (z. B. E. Jünger, E. J. Jung, Moeller van den Bruck, Jungkonservative, Nationalbolschewisten usw.), die am Ende nicht nur den »neuen Staat«, sondern auch den »neuen Menschen« schaffen wollten und sich damit endgültig in diametralen Gegensatz zu älteren konservativen Forderungen gesetzt hatten. Sie alle schufen das völkische Treibhausmilieu, aus dem die Nationalsozialisten kamen und in dem sie ihren Aufstieg betrieben. Und sie alle trugen Entscheidendes bei zur nationalsozialistischen Machtergreifung: die deutschnationalen Industriellen, Agrarier und Mittelständler, katholische Konservative wie Brüning und Papen, das Zentrum, die völkischen Verbände und Wehrverbände, die Ideologen und nicht zuletzt die konservativen Agrarier der Kamarilla um den Reichspräsidenten. Die deutschen Konservativen hatten sich zum größten Teil schon ausgeschaltet, bevor die Nationalsozialisten damit begannen, sie gleichzuschalten. Auch der spätere unentschlossene und dilettantische Widerstand einiger Konservativer gegen den Nationalsozialismus spiegelte überwiegend den völkisch-nationalen consensus der »neuen Rechten« und entsprechend rückwärtsgewandte Ziele.

6. Eine zweite grundlegende Neuorientierung konservativen Denkens und konservativer Politik wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs notwendig, zum einen, weil sich die »neue Rechte« mit dem Nationalsozialismus komplett diskreditiert hatte, und zum anderen, weil der Neuaufbau des Landes im Hegemonialbereich der Westmächte, vor allem der USA, reformkonservative Strategien begünstigte und eine stärkere Einbindung wirtschaftsliberaler Konzepte auch in konservativ gemeinte Programme nahelegte. Seit der Inkorporation der freien/sozialen Marktwirtschaft in den westdeutschen politischen consensus ist der deutsche Sonderweg auch in Sachen Konservatismus zu Ende. Politischer Konservatismus war seitdem auch hier kompatibel mit Wirtschaftsliberalismus. Dieser Übergang wurde erleichtert durch das Verschwinden der ostelbischen Großagrarier, die den alten politischen Konservatismus getragen und seine Richtung – und deren Änderungen – bestimmt hatten. Außerdem wurde erstmals die konfessionelle Spaltung der deutschen Konservativen überwunden.
Der neue Konservatismus der Ära Adenauer war weltanschaulich nicht mehr sonderlich homogen, aber noch deutlich abgrenzbar. Er war erstmals uneingeschränkt verfassungstreu. Seine grundlegende Basis war die Kombination von ökonomischem Neoliberalismus mit einer »westlichen« parlamentarisch-demokratischen Orientierung, ergänzt durch christkatholische Grundsätze nach dem »Subsidiaritätsprinzip« insbesondere für die Familien-, Bildungs-, Gesundheits- und Sozialpolitik. Trotz anfänglicher Reformen, zu denen nicht nur die Montanmitbestimmung gehört, sondern auch die Erfüllung alter konservativ-agrarischer und mittelständischer Forderungen (Handwerksordnung 1953, Landwirtschaftsgesetz 1955), dominierten die Charakteristika konservativer Politik von Anfang an. Im Laufe der Zeit nahm deren Unbeweglichkeit außerdem zu, deutlich sichtbar z. B. in dem Adenauerschen Wahlkampfslogan »Keine Experimente!«: Der erreichte Wohlstand und die Westintegration waren zu sichern, der Status quo zu stabilisieren, zumal im Zeichen der antisozialistischen Agitation des Kalten Kriegs und einer konservativ eingeengten Europa-Ideologie.
Träger dieser Politik war anfangs eine breite Bürgerblock-Koalition, die allerdings relativ schnell in die regierende CDU integriert wurde. Dasselbe geschah mit den zahlreichen aufeinander folgenden rechtsliberalen Sezessionen. Die Nachkriegskonzeption der FDP als einer Partei, die die traditionell getrennt organisierten konservativen und progressiven Liberalen zusammenfaßt, hat sich, obwohl die Partei noch besteht, insgesamt wohl als erfolglos erwiesen. Die Trennungslinie mitten durch die »Mitte« ist selbst heute noch deutlich ausgeprägt.

7. Die Unmöglichkeit einer direkten Anknüpfung an den völkisch-nationalen Konservatismus der Weimarer Republik und die geringe Resonanz

der von einigen Intellektuellen unternommenen Versuche einer Wiederbelebung des »ursprünglichen« Konservatismus des frühen 19. Jahrhunderts trugen auch bei zum Zerfall des klar abgrenzbaren und definierten politischen Konservatismus nach dem Ende der Ära Adenauer, in der zweiten Hälfte der sechziger und vollends in der Wirtschaftskrise der siebziger Jahre. Andere wichtige Bedingungsfaktoren dieser Entwicklung waren einmal die Tatsache, daß die CDU sich nach 1969 in der Opposition nicht als ausgesprochen konservative Partei regenerierte, sondern – auch organisatorisch – erfolgreich mehr populistische Strategien einer breiten Integrations- und Volkspartei entwickelte (denen die CSU schon lange gefolgt war), und zum anderen der Umstand, daß auch die Sozialliberalen in der Regierung nach einer kurzen Reformeuphorie von 1973 an bereits in Reaktion auf die weltweite Wirtschaftskrise überwiegend eher konservative Politik betrieben.
Konsistenter *politischer Konservatismus* ist heute in der Bundesrepublik nirgendwo mehr eindeutig lokalisierbar. Er starb, weil er keinen Gegner mehr hatte. Statt dessen finden wir vermehrt *konservative Elemente* und Versatzstücke in willkürlicher Auswahl und Kombination in Programm und Politik aller Parteien und Interessengruppen und weit darüber hinaus in vielen Äußerungen kollektiven Lebensgefühls, im Kulturbetrieb, in der Mode und in diversen Nostalgiewellen. Die beliebigen Elemente aus dem Arsenal des Konservatismus und konservativer Bezüge sind dabei, unsere Alltagswelt zunehmend zu durchdringen. Vom Programm zum Versatzstück.

8. Gleichzeitig haben schon seit längerer Zeit die Zwänge des *strukturellen, systemischen Konservatismus* zugenommen, von dem weiter oben die Rede war. Wie in anderen hochentwickelten, hochdifferenzierten und hochorganisierten Gesellschaften stellt auch bei uns heute diese Tendenz zur Einengung der Handlungsspielräume, zur Unbeweglichkeit und zum bloßen Krisenmanagement zugunsten der Systemerhaltung einen beherrschenden Zug der gesamten Politik dar. Struktureller Konservatismus ist weitgehend zu der Basis geworden, von der aus politisches Handeln noch möglich ist. Diese Basis begünstigt allerdings nicht nur die konservativen Elemente in Programm und Politik einzelner Parteien und Gruppen, sondern sie begünstigt – unabhängig davon, wer gerade regiert – insgesamt auch *konservative Politik* in dem weiter oben definierten Sinn, weil diese angesichts des Organisationsgefälles zwischen den mehr und den weniger Besitzenden in der Gesellschaft durchweg mit geringerer Mühe und gegen weniger Widerstände zu realisieren ist als »progressive« Umverteilungspolitik.

9. Auf die Basis des strukturellen Konservatismus gewissermaßen draufgesattelt erscheinen heute unterschiedliche Varianten begrenzter *neo-konser-*

vativer Strategien, die erst seit den siebziger Jahren zunehmende Verbreitung gefunden haben und jeweils verschiedene konservative Elemente miteinander (gelegentlich auch mit nicht-konservativen Elementen) verbinden, ohne doch deshalb einen neuen einheitlichen politischen Konservatismus zu konstituieren. Auslöser für diese Zunahme konservativer Neubesinnung waren die Einsichten in die Begrenztheit des Fortschritts, die Rohstoff- und Ressourcenknappheit und die Gefahren irreversibler Umweltschädigungen, die Stagnation der Wirtschaften der Industrieländer, die zunehmende Krisenanfälligkeit von Großorganisationen, das Gefühl, bei weiterer Beschleunigung organisiert industrie-kapitalistischer Entwicklungsprozesse in einer Sackgasse zu enden, aber auch die engen Grenzen staatlicher Reformpolitik angesichts der zu bewältigenden Probleme, entsprechende Enttäuschungen und das »Verstummen der Aufbruchsmetaphorik« (H. Lübbe).

Angesichts dieser Lage glauben viele Konservative, zum ersten Mal seit zwei Jahrhunderten nicht mehr in der Defensive zu stehen: In einigen Punkten haben sie – wie es scheint – Recht behalten. Sie haben beständig auf die Grenzen des Fortschritts verwiesen und zur Skepsis gemahnt. Jetzt scheint der organisierte Sozialstaat tatsächlich an seine Grenzen zu stoßen. Sie haben gewarnt vor systematischen Entwürfen in die Zukunft und großen, »mechanischen« Organisationen, die jetzt beginnen, nicht mehr zu funktionieren. Und viele von ihnen haben zu allen Zeiten die Natur gegen die Eingriffe der Menschen, von Industrie und Technik zu schützen versucht, was jetzt zur Aufgabe aller zu werden scheint. Der Trend geht wieder zurück zur kleinen, überschaubaren, oft historisch gewachsenen Einheit, zur versuchten Unmittelbarkeit, zur Einfachheit, zum Erleben. Die Menschen und die Dinge sollen in Ruhe gelassen werden. »Schonung« statt »Bilderstürmerei« hat Hermann Lübbe jetzt empfohlen. Ein wenig scheint hier Arnold Gehlens »Entlastung« durch, obwohl sonst der aufgeklärte Neo-Konservatismus unserer Tage ebenso wenig mit dem an stabilen Institutionen orientierten, aufs »optimale Funktionieren« tief vertrauenden und am Ende depolitisierenden »technokratischen« Konservatismus der fünfziger und sechziger Jahre (Freyer, Schelsky, Gehlen) zu tun hat wie mit dem älteren politischen Konservatismus.

Intelligente Konservative wissen natürlich, daß Rechthaberei nicht angebracht ist. Was hätte es der Welt genutzt, wenn man schon seit 1790 auf die Konservativen gehört hätte? Sie haben immerhin fast zweihundert Jahre gebraucht, ehe sie in einigen Punkten Recht zu behalten scheinen. Und auch dies ist noch lange nicht sicher. Sie formulieren deshalb auch ihre neuen Einsichten nicht mit dem Anspruch ewiger Gültigkeit oder konsistenter Weltanschauung, sondern eher als temporäre, für die Gegenwart angebrachte taktische Ratschläge: Die Schraube der Zentralisierung, Staatsintervention, Organisation, Bürokratisierung, Lenkung und Planung wurde

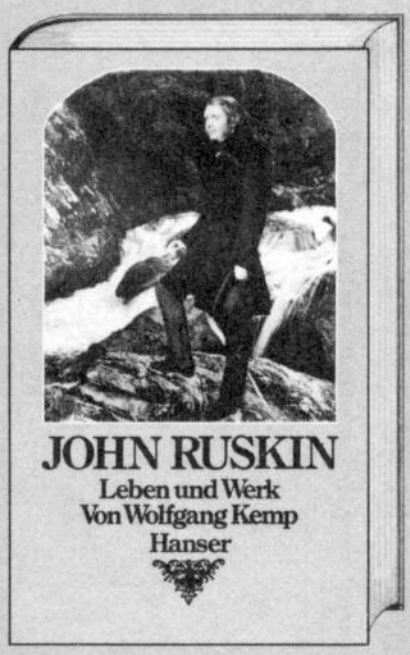
überdreht. Also ist sie zurückzudrehen. Der Staat wurde zu sehr belastet. Also ist er zu entlasten.
Wenn »Reprivatisierung« dann aber lediglich dazu führt, daß insgesamt Sozialleistungen abgebaut werden und daß ansonsten an die Stelle des Staates ebenso zentralisierte, organisierte und bürokratisierte private Großkorporationen treten, ohne daß sich strukturell oder in den Dimensionen Nennenswertes ändert, funktioniert das Ganze geradezu idealtypisch im Sinne konservativer Politik zugunsten der mehr Besitzenden, deutlich sichtbar in den USA Ronald Reagans oder in dem Großbritannien Margaret Thatchers. In den letzten Jahren sind die Einflüsse der hegemonialen nordamerikanischen neo-konservativen Varianten auch bei uns wieder stärker geworden. Ihre wichtigsten Forderungen sind im Grunde solche des Wirtschaftsliberalismus: Entstaatlichung, Abbau von staatlichen Leistungen und keynesianischer Lenkungsinstrumente, »mehr Markt«, mehr angebotsorientierte und monetaristische Wirtschaftspolitik, Wettbewerb, Leistungsprinzip, Prämien für die Erfolgreichen. Der Widerspruch zwischen traditionaler konservativer Wertorientierung und der Verpflichtung auf die Marktgesetze bleibt dabei unauflöslich. In der Intensität der Übernahme solcher Forderungen gibt es trotz zahlreicher »strukturell-konservativer« Übereinstimmungen auch noch deutliche Unterschiede zwischen CDU und SPD.
Auf der anderen Seite weisen auch die neuen, während der siebziger Jahre angewachsenen partizipatorischen Basis- und Protestbewegungen der Ökologen und Kernkraftgegner, der Grünen und Alternativen starke konservative Züge auf. Sie wollen u. a. Bestehendes erhalten und bekämpfen das, was sich als technischer Fortschritt ausgibt. Hier haben sich – in der Terminologie Erhard Epplers – die Wertkonservativen von den Strukturkonservativen losgesagt.

10. Struktureller Konservatismus als Ausgangsbasis ist das politische Schicksal aller entwickelten Industrieländer. Auch die auf dieser Basis ansetzenden Neo-Konservatismen gibt es heute – schon aufgrund der internationalen Wirtschaftsverflechtungen und der Dominanz der USA – in zahlreichen Ländern. Konservative Politik neigt zunehmend zur Konvergenz über Grenzen hinweg. Das spezifisch Deutsche am heutigen Konservatismus in Deutschland scheint vor allem seine Entwicklungsgeschichte zu sein, aus der immer wieder – und nicht nur in den Sonntagsreden von Heiner Geißler – wichtige oder unwichtige, bloß rhetorische oder auch substantielle Elemente an die Oberfläche gespült werden.

HANSER
HANSE
HANS
HA
H

JOHN RUSKIN
LEBEN UND WERK 1819–1900

Auf seine Lehren beriefen sich die Gründer der Labour-Party; Marcel Proust verdankte ihm nach eigenen Worten die geistige Wiedergeburt; Mahatma Gandhi wollte sein Werk in Indien, George B. Shaw und William Morris in England fortsetzen. In den USA und in England gilt er heute als der aktuellste der viktorianischen ›Weisen‹ – aktuell, weil er selbst eine universelle Begabung war, weil er wie kein anderer dieser Zeit authentische Erfahrung zur Grundlage seines Urteils machte; weil er es verstand, die Ansprüche von Wissenschaft und Sinnlichkeit zu seiner Sprach- und Bildkunst zu vereinen. John Ruskin war Schriftsteller, Künstler, Sozialreformer, neben Carlyle und Marx einer der schärfsten Kritiker des viktorianischen Englands. Die erste deutsche Biographie John Ruskins seit 80 Jahren zeichnet das Leben und Werk eines Mannes nach, dessen Geschichte zugleich eine subjektive Geschichte des 19. Jahrhunderts ist.



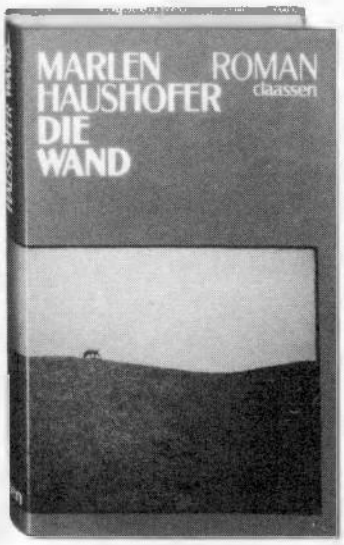
Wolfgang Kemp · John Ruskin
Leben und Werk 1819–1900
460 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.
Leinen. Ca. DM 49,80

Katja Behrens

200 S., geb., 24 DM

Drei Frauen, die einander eine zärtliche Hölle sind: Großmutter, Mutter und Tochter. Drei kunstvoll ineinander verwobene Lebensläufe; liebevolle Porträts, die sich zu einer Familiengeschichte fügen.

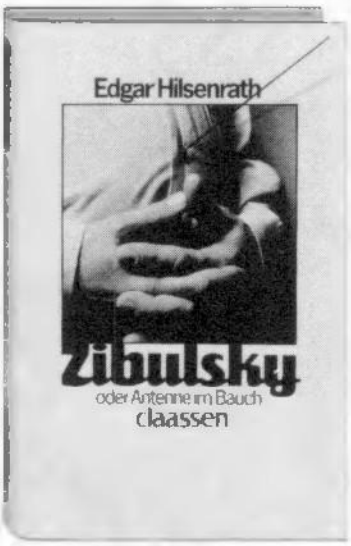
Marlen Haushofer



280 S., geb., 28 DM

Ein modernes Märchen aus nächster Ferne: In ihrer stillen aber exakten Prosa schrieb Marlen Haushofer eine Robinsonade der Seele, ein Gleichnis vom Sieg der Frau.

Edgar Hilsenrath



160 S., geb., 24,80 DM

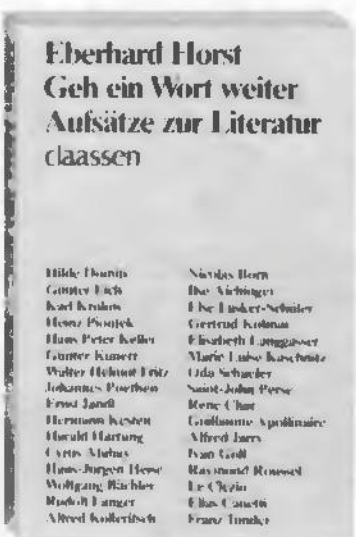
Hilsenraths Gegenwartsgroteske spiegelt die absurde Realität der Verhältnisse in der Bundesrepublik und West-Berlin. Hilsenrath reduziert die Sprache auf ihren banalsten Ausdruck und ist doch stets präzise und hintergründig.

Vigoleis Thelen

544 S., Leinen, 48 DM

Ein Spiegel unserer aller Existenz: Wie die Welt mit einem Menschen verfährt, der sich nicht mit den Mitteln des Verstandes rechtfertigen kann.

Eberhard Horst



244 S., brosch., 28 DM

Horsts Aufsätze zur Literatur: Plädoyers für das Gedicht, für das in der Literatur freigesetzte »Mehr«.

Wolfgang Schiffer

80 S., Pappband, 20 DM

Texte, die überwiegend innere und äußere Ver- und Zerstörungen des Menschen thematisieren, die dennoch Hoffnung aufkommen lassen.

Das literarische Programm: Herbst '83

claassen

Postfach 9229 · 4000 Düsseldorf

In jeder Buchhandlung!

Die Trägheit der Seele. Vier Modelle

Elisabeth Plessen
Die Kinderfrau
(Ostholstein)

Sie kam im Sommer 1950 mit dem Zug aus Hamburg im dunkelbraunen Kleid, einen Pappkoffer in der Hand. Ich weiß nicht, aus was für einem Wollstoff ihr Kleid war, sehe sie nur an ihrem Ankunftstag darin am Fenster im obersten Stock des Schlosses stehen, einem Eckzimmer, ihr zugewiesen; denke, heute würde niemand mehr so ein kurzärmeliges Kleid tragen. Atta war auf Probe für vier Kinder bestellt, das Jüngste eben geboren. Sie blieb. Ist noch da. »Spieß« nannten wir sie, als wir größer und aus uns vieren fünf geworden, die Atta zur Erziehung »anvertraut« waren, wie mein Vater das nannte. »Spieß«, der Feldwebel, so hieß sie auch im Dorf, auch weil sie sich damals wie am Spieß die Kehle nach uns ausschrie, Haus und Hof durchdringend. Ihre Rufe waren markerschütternd, sie hallten von den Gebäuden wider. Ihr gleich mit Pfiffen tat es nur eine Großtante, die vier Finger in den Mund legte, leicht in die Knie ging und mit ihren Pfiffen die Fensterscheiben singen machte. Die Leute auf dem Hof erstarrten. Jeder fühlte sich gemeint.

Attas Lebenslauf in groben Zügen, ehe es sie in den ostholsteinischen Winkel verschlug: Sie stammte aus Stettin, war dort ein paar Jahre nach der Jahrhundertwende geboren. Ihr Vater, Kapitän, kaum je zu Hause; er starb, als sie zehn, die Mutter, die Tbc hatte, als sie vierzehn Jahre alt war. So kam sie in ein Schwesternheim. Dort lernte sie ihren Beruf. Später war sie auf einer ihrer Stationen in einen pommerschen Pastorenhaushalt verschlagen, in den Kriegsjahren auf ein schlesisches Gut, 20 Kilometer von Auschwitz entfernt. Gegen Kriegsende floh sie allein mit ihren Schützlingen Richtung Westen. Eins der Kleinen starb nachts im Schnee an der Straße, einer der Straßen, auf denen sich die Trecks hinbewegten, südlich Berlins. Kaum zu essen, nicht einmal Milch.

Atta wohnte zwanzig Jahre lang in ihrem ersten Zimmer, bis sie umzuziehen hatte auf Geheiß meiner Mama in die Nähe der Eingangstür im Parterre, da war das Haus schon leer. Weihnachtslieder sangen wir mit Atta. Und sie verdrosch uns oft. Uns, die drei älteren. Ihr Liebling war das Jüngste. Wie es ist mit Schlägen: sie steigerten die Angst und die Anhänglichkeit, das Gefühl für Willkür, Ausgeliefertsein und Schutz, Schutzbedürfnis. So war Atta

gleichzeitig die Wärme und Ruhe gebende Person, die uns in ihrem Eckzimmer unter die Fittiche nahm. Die Welt der Eltern war eine andere.
Atta schloß sich niemandem an. Sie lebte ein Leben auf der Schwelle und tut es noch. Als sie kam, war das Schloß mit seinen über 30 Zimmern voller Flüchtlinge, über 100 Menschen lebten in ihm, auf dem Hof in den Wirtschaftsgebäuden und Torhäusern hausten sie und in Baracken. Ihr Viehzeug: Karnickel, Hühner, Puten, Enten, Gänse, Schweine hielten sie in Verschlägen in den Seitentrakten der großen Heu- und Holzscheunen oder in kleinen Ställen und Gitterkäfigen an den Hauswänden. Sogar im Park. »Polnische Wirtschaft« hieß diese Wirtschaft – im Park. Als Atta kam, wurde schon nicht mehr, wie in den ersten Nachkriegszeiten, Theater in einem Schuppen gespielt, und nur noch die Spuren der Landser, die in den Wäldern gelegen hatten, waren zu sehen: ihre Namen, die Zeit ihres Hierseins in die Baumstämme eingeritzt. Im Herbst, wenn der Teich zum Karpfenfang abgelassen wurde, fanden sich im Morast noch auf Jahre hin Dinge, die an den Krieg erinnerten: Stahlhelme, eine Pistole, Hakenkreuze, Munitionsgürtel.
Atta ging ihre eigenen Wege zwischen den vielen Fremden, befreundete sich nach und nach erst mit der jungen Verwaltersfrau, später mit der Dorfschullehrerin, und sie hatte ihre eigene strikte Moral: »Geht nicht mit den Dorfbengeln auf die Heuböden, geht nicht im Schafstall mit ihnen Pferd spielen. Wenn sie die Hosen runterlassen . . .« ›Ficken‹, das Wort gab es nicht in ihrem Sprachschatz (an die Mauern war's geschrieben, auch wer mit wem), auch das nicht: ›ficken spielen‹. Später hieß es: »Geht niemals zu einem Mann (bzw. mit einem) aufs Zimmer, und wenn er euch noch so sehr dazu auffordert, bittet, überreden will. Bewahrt euch eure Freiheit. Die Freiheit ist das Wichtigste im Leben.«
Und ihre Liebesgeschichten? Sie war allein. Ein Brief von einem Doktor. Ein paar Spaziergänge mit ihm. Sie saßen nebeneinander auf der Bank vorm Pfarrhaus. Dann seine Antwort, die Absage, schriftlich. Er heiratete, Atta verlor ihn aus den Augen, die Sehnsucht nach ihm blieb. So wenigstens sah sie zurück und blieb allein. Ich habe sie niemals gefragt, ob sie je mit wem geschlafen hat. Bei ihrer strikten Moral Liebesdingen gegenüber fiel es mir gar nicht ein. Ich glaube, sie blieb ihrer Jungmädchenliebe treu. Sie mochte meinen Vater auf eine kompliziert verdeckt verliebte loyale Weise. Er war ihr Brötchengeber, ›Herr‹, der Mann meiner Mama, und zwischen beiden Frauen gab es, auch uns, der Kinder wegen, unentwegt Spannungen. Wenn Atta meinen Vater leiden sah, war sie auf seiner Seite, ihm stumm mit den Augen verbunden, nahm ihren Vorteil wahr, tröstete ihn. »Schwesterchen« sagte er, und sie hörte die Koseform gern. Balsam: »Schwesterchen«. Es sank in sie ein. Er streichelte ihr über die Wange, oder er legte ihr die Hand auf die Schulter, und von so kurzer Berührung nährte sie sich lange.

Atta hatte ständig Sinnsprüche bei der Hand, hat, hat, hat sollte ich schreiben, da für sie die Zeit nicht vergangen und verkleinert, sondern gewachsen ist. Sie entnahm sie den Rückseiten ihrer Abreißkalender, und diejenigen, die ihr besonders zusagten, bewahrte sie sich auf. Sie wußte die »Glocke« fast ganz auswendig, und in jedem Herbst, wenn die Birnen reif wurden, den »Herrn von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland«. Je älter sie wurde, desto mehr fiel ihr aus ihrer Schulzeit in Stettin ein, wo sie in einem Nebentrakt des Schlosses großgeworden war.

Die Hierarchie der Anreden. Atta sagte wie der Diener-Chauffeur, der Schuhputzer, die Haus- und Küchenmädchen, Köchinnen, Waschfrauen, der Gärtner und der Gärtnergeselle, die Lehrlinge, Schäfer, Melker, der Haushalter, Verwalter und Unterverwalter, die Landwirtschaftseleven, der Förster, die Forst- und vielen Landarbeiter, der Nachtwächter, der Gutssekretär, die Hebamme und Rotkreuzschwester, der Schweinemajor, die Pferdeknechte – im Laufe der Jahre wurden es immer weniger, Arbeitsplätze wurden gestrichen, die Flüchtlinge zogen fort –, sagte wie die Bankangestellten und Ladeninhaber in der Kleinstadt nahebei »Herr« und »Frau«: Herr Graf, Frau Gräfin. Meiner Mutter küßten wir die Hand, Atta nicht.

Atta kam nicht mit beim sonntäglichen Kirchgang, lästige Pflicht meines Vaters, da er Patronatsherr war. Er reduzierte die Pflicht auf das kleinste, noch gehörige Maß. ›Präsenzpflicht‹ hieß das. Und war er dann doch zur Kirche gefahren, überredet von meiner Mutter, so quittierte er, sowie er nur konnte, die Pflicht mit Einschlafen während der Predigt, zurückgezogen in seine Ecke, in der Hoffnung, der Pastor sähe ihn nicht, wenn er sich voll schwerer Gedanken gewichtig zurückbeugte, um ihm zu bedeuten, daß er ihn trotz seines der Gemeinde im Hauptschiff zugewandten Redeflusses nicht vergessen habe. Atta saß auch nur bei außergewöhnlichen Feiertagen wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten, einer Hochzeit oder Beerdigung in der Familie mit im Patronatsgestühl im Chor der alten, romanischen Kirche, einer der ersten, die gebaut wurde, als Ostholstein christianisiert wurde. Zwölf Dörfer gehören heute noch zu ihrer Gemeinde, und die Stelle des Pastors ist, seitdem der alte Pastor sich zurückgezogen hat, häufig vakant. Atta war Anhängerin der Kirche im Grünen. Ein Baum konnte sie gottesfürchtig machen. Sie setzte sich drunter, und da, allein oder mit den Hunden meiner Mama, verträumte sie sich. Ein Baum, eine Blume, das Gekräusel im Bach, der Zug der Wolken, der Vögel. Und sie war abergläubisch: flog eine weiße Schwalbe übers Haus , bedeutete es ›naher Tod‹, pflückte jemand eine der weißen Seerosen im Teich vorm Haus, schrie sie fast auf, wieder würde jemand sterben.

Ich habe den Übergang von ihrem kastanienbraunen Haar ins Blonde nicht mitbekommen. Unmerklich, scheint es, hat Atta es geschehen lassen. Viel-

leicht fiel der Wechsel auch in meine Internatsjahre. Nur daran, daß sie immer dünner und kleiner wurde, vermochte sie auf ihre heimliche Art, jung zu bleiben, nichts zu ändern, außer daß sie sich in der Stadt einen Schneider suchte, der ihr Röcke und Kleider entwarf und diese in Stoffen mit hellgrundierten Mustern und Farben anfertigte, die ihre Jugendlichkeit betonten und ihre blauen Augen, die östlichen Gesichtszüge mit den hohen Backenknochen – ihr Großvater stammte aus Pillau, war dort Fischer gewesen – auf eine liebevolle Weise hervorhoben.

Eine ihrer Angewohnheiten: am Fenster zu stehen und hinauszuschauen. Immer noch, aufs Thermometer, die Weißbuche vor ihrem jetzigen Fenster, den kleinen Weg zum Kellereingang, über dem ihr Zimmer liegt, ob jemand ihn entlang kommt, die Köchin etwa, die von den vielen Hausangestellten übrig geblieben ist und auch nur noch halbtags arbeitet. Der Kaffeegeruch zieht durchs Zimmer, die Filtermaschine in der Ecke hinterm Bett schnattert und spuckt, der schwere, betäubende Duft von Levkojen mischt sich dazu, oder es sind Narzissen, Tulpen, kleine Rosen, die auf dem Tisch stehen.

Heute ist das Gut, das Dorf fast verlassen, fast leer. Viele der Gebäude sind abgerissen, unzweckmäßig geworden für die moderne, rationalisierte Landwirtschaft. Kein neues Haus ist gebaut. Eine asphaltierte Überlandstraße führt am Gut vorbei. Kinder werden mit dem Bus in die Kleinstadt zur Schule gefahren und zurückgebracht. Ein paar Städter haben die leerstehenden Wohnungen auf dem Hof bezogen. Im Schloß sind die meisten Zimmer unbewohnt. Atta ist heute die Haushüterin, wie ein Tier leidend unter Einsamkeit.

Sie hatte ein kleines Radio, Marke Philips, von meiner Mutter geschenkt bekommen, besitzt es noch, und aus dem Kasten dudelte von früh bis spät das NDR-Programm, alles, was kam, rund um die Uhr: 53 ›Lukullus‹-Sendungen über Knödel, Conny mit ihrer ›Pack die Badehose ein‹, Hörspiele von Günter Eich, die Pipi-Langstrumpf-Folgen und, da Atta keine Zeitung las, viele Male am Tag die Nachrichten, sie hörte den Landfunk, manchmal auch Sonntagsgottesdienste, Fußballreportagen und gern Musik, den berühmten Herrn an der Funkorgel, Kurt Edelhagen, Doldingers Jazz, klassische Konzerte, die Beatles, die Stones. Oft war das Gerät, da meine Mutter Radiogeräusch ärgerte, so leise gestellt, daß man es eben noch als Geräuschteppich im Hintergrund wahrnahm. Erst als Atta selber ein Fernsehgerät hatte, in ihrem zweiten Zimmer im Haus, hörte die Bedeutung des Radios als ihres wichtigsten Kontakts mit der Außenwelt auf.

Atta steckt noch heute voller Trotz, und sie ist stur, kann auch ein rasendes, böses, durch aufgestaute Kränkungen und Zurücksetzungen böse und bitter gewordenes Mundwerk haben, und Tränen, Tränen der Demütigung – mit achtzig. In diesem Winkel lang anhaltender und lang angehaltener Tradition

gilt immer noch mehr, was war, als das, was ist, mag die Kontinuität darin auch Schein sein, aber die Beständigkeit des Scheins stiftet auch Kontinuität und Tradition. Nur schwer kommt Bewegung in die Beziehungen, die alte feudale Strukturen verknöchert haben, mögen sie bei genauer Hinsicht noch so viele spießige kleinbürgerliche Züge und Masken aufweisen. Man mag Frau Posemuckel heißen, mit dem Tag des Einzugs, verheiratet, wird man die ›Frau Gräfin‹.

Attas Anhänglichkeit an uns und unsere an sie, das haben die Jahre und ihre Art, »uns zur Raison zu bringen«, bewirkt, ist auch über weite Entfernungen hin groß. Kauzige, schrullige Liebe. Wir, ihre Schützlinge, waren ›ihre‹ Kinder. Der alte Streit zwischen Grusche und der leiblichen Mutter. Reklamierungen. Eine Art norddeutsch-dörflicher ›Kreidekreis‹.

Attas Platz bei Tisch war niemals neben meinem Vater, auch nach seinem Tod nicht neben meinem Bruder. Bei Gesellschaften – Anlässe dazu: Jagden: Treib-, Sau-, Hirsch-, Reit- und Schleppjagden, Krebsessen, Tontaubenschießen, Bälle, Geburtstagsfeste, Hochzeitsjubiläen, in selteneren Fällen Essen für eine Kommission ausländischer Landwirte, denen mein Vater seinen Musterbetrieb zeigte – aß Atta für gewöhnlich nicht mit am Tisch. Höchstens, da auch Mama, obschon auf andere Weise, abergläubisch war, als Lückenbüßerin, falls sonst 13 Personen am Tisch gesessen hätten, so waren es denn mit Atta 14, und die Irritation der ominösen 13 war gebannt. Hinterher hatte sie jedoch zu verschwinden, wenn in den Salons, auf der Terrasse, in der Bibliothek die Geselligkeit weiterging. Die Dame, die bei Tisch rechts neben dem Hausherrn sitzt, hat den Ehrenplatz, ihr wird auch an erster Stelle serviert, die Dame zur Linken ist ebenfalls noch honoriert – an zweiter Stelle. Ebenso im umgekehrten Verhältnis die Herren rechts und links neben der Hausfrau. Dieser Kodex ist nach wie vor im Schwange, wenngleich heute aus Personal- und das heißt Kostengründen reduziert. Es gibt keinen Diener und keine Hausmädchen mehr, die servieren würden. Für besondere Anlässe wird ein Lohndiener bestellt, aus den umliegenden Dörfern schlüpfen ein, zwei Frauen, die früher Hausmädchen waren, in die alte Rolle; der Diener-Chauffeur eines häufigen Gastes hilft aus. Im Wochenalltag ist die Bedienung der Selbstbedienung gewichen.

Oft sitzt Atta da und blättert in ihrem einbändigen Volksbrockhaus und dem Bildlexikon, sieht sich die Abbildungen an: »Biene, Bienenstock, die Zelle, die Wabe, die Königin, Drohne, Arbeiterin, Honigschleuder, der Imker, das Schutzdach, der Einflug« usw. Oder sie läuft die Reihen durch: »Krohnwerk, Kropf, Kropfgans, Krösus, Kröte . . . ranzig, – werden, – schmecken (riechen), Ranzigkeit, Raphiagewebe, Rapier, Rappe, auf des Schusters Rappen reiten, Rappel« usw. Atta wurde eine große Liebhaberin von Kreuzworträtseln, kaufte sich Hefte, bekam sie geschenkt, vertrieb sich die Zeit damit, hartnäckig tüftelnd, auf Bildung und Wissen erpicht.

Krimis später im Keller. Da saß sie in einem ehemaligen Verließ aus der Zeit gutsherrlicher Gerichtsbarkeit – der Sitzblock aus Stein, die Kette, die steinerne Kugel, an die die Fußschellen festgemacht waren, sind noch da, Eisengitter vor den zweieinhalb Meter dicken Mauern – saß auf einem ausrangierten, zerbeulten Sofa, die Beine unter sich gezogen, die Arme um die spitzen Knie gelegt, ein Heizöfchen lief, und sah sich in dem alten Schwarzweiß-Fernseher, den die Eltern angeschafft hatten als ein Zugeständnis ans Personal für den Feierabend, wann immer der war, gleitend – falls Gäste da waren, große Essen gegeben wurden, konnte es 10, 11, 12, 1 Uhr werden; für die Eltern selber war, solange mein Vater lebte, dergleichen glotzende Unterhaltung verpönt, da sie jede Konversation unterband –, Atta also schaute sich das Programm an, bis sie einschlief. Am liebsten, wie gesagt, Krimis. Sie tat es sogar, wenn sie allein im Haus war, die Kellertür abgesperrt, die Haustür mit einem noch größeren Schlüssel, ein Kissen im Rükken, eine Decke über den Knien. »Hast du keine Angst, ich meine, da schießen und morden sie, und du sitzt hier allein, und im ganzen Haus ist keiner?« fragte ich sie. Angst. Nein. Das war nicht ihre Phantasie.
Neugierige Fremde kamen ins Haus während der Sommermonate, der Badesaison in den Ostseebädern, meistens waren es Berliner, die eine Autotour landeinwärts machten – da standen sie mit Schirmmütze, Fotoapparat, in Shorts, durch die offene Haustür hereingekommen, im Roten oder Blauen Salon oder schon auf der Terrasse und sahen sich um. Unerschrocken trat Atta ihnen entgegen, neugierig selber, und fragte: »Was wollen Sie!? Wer sind Sie?« Und wollten sich die Eindringlinge, durch Attas plötzliches Auftauchen mehr überrascht als sie selber, doch ohne Entschuldigung oder den seichtesten Gewissensbiß weiter umgucken, sagte sie nur: »Tun Sie's«, und komplimentierte sie später sanft, mit höflichem Nachdruck hinaus. Sie empfand keine Angst, und nichts von den Sachen, das war ihr Alibi, gehörte ihr. »Sollen Sie nehmen, was Sie wollen«, sagte sie wohl, ihre kleine anarchistische Rachephantasie an den Verhältnissen, wie sie waren, obgleich sie darauf sah und das gehörig, daß nichts wegkam, wofür sie Verantwortung trug, wenn sie zurückgelassen war, das Haus zu hüten: vergattert dazu, niemals wirklich so gefragt, daß ihr die Entscheidung freigestellt gewesen wäre. Etwas anderes war es, daß es ihr von sich aus nicht einfiel, wegzufahren. Schon allein die Vorstellung des Wegseins, dem Haus den Rücken zu kehren, von der anderen Teichseite her auf es zu blicken, schwappte ein Heimweh in ihr hoch, das sie zu Tränen rührte. Wohin hätte sie fahren sollen? Sie hätte es nicht gewußt. Später, als wir studierten, besuchte sie uns, in Berlin und sogar in Paris. Als sie es dann tat, tat sie es im Taxi.
Sie wollte nicht ins Altersheim, als nach dem Tod meines Vaters meine Mutter ihr die Idee nahelegte. Und sie bekam Rückendeckung von uns. Später, als auch meine Mutter wegzog, wollte Atta auch nicht mit ihr, wie

sie ihr dann vorschlug, mitgehen. Wollte auch zu keiner von uns Schwestern ziehen.
Sie hatte Wurzeln geschlagen im Ort und im Umkreis und hätte sich vertrieben gefühlt. Ihr Zuhause war dieses Haus geworden, sie kannte die Menschen rundum und jeder kannte sie, sie hatte ihre Kontakte zu Kaffee und Kuchen bei der Verwaltersfrau, der Lehrerin, die längst pensioniert, in die Stadt gezogen ist, der Frau des Försters, der Frau des Imkers, der im Hauptberuf Pfleger in der Nervenheilanstalt in der Stadt ist, und sie wußte genau, wo was war im Haus, ob es sich um die ausrangierten Schlittschuhe auf dem Dachboden drehte oder das silberne Fischbesteck für 24 Personen, in welchem der vielen hohen Schränke, die die Flure füllen und dunkel machen, die Gläser mit dem Goldrand, die handkolorierten Dessertteller, der Set Biedermeiergläser für große Diners, die weiße Nymphenburger Jagd mit der großen Mittelfigur und den 14 kleinen, und Atta wußte, wo die Damasttischdecken lagen, falls der ausziehbare Tisch ins Eßzimmer getragen wurde, an dem 25 Personen sitzen konnten, und sie gab die Wäsche heraus, und falls ein Auto in die Stadt fuhr, brachte sie sie selber in die Heißmangel. Kinderschwester, Castellanin, Haushüterin. »Nie wieder Kinderschwester!« sagt sie heute. Sie hatte ihre Friseuse in der Stadt und ihren Schneider, verschwatzte sich hier und verschwatzte sich dort – auf dem Wochenmarkt, in der Drogerie, im Spirituosenladen, in der Burgstraße, und man begegnete ihr, der ›Atta vom Schloß‹ anders, als wenn sie plötzlich die ›Atta aus dem Altersheim‹ gewesen wäre. Das Schloß und die Familie, es war ein anderer Hintergrund. Trotzig, weinend verweigerte sie so meiner Mutter jedes Mitgehen.
Die Erntefeste früher im mit Girlanden von Lampions und Eichenlaub geschmückten Maschinenschuppen hatte sie mitgemacht, auch getanzt, verschämt, daß jemand sie aufforderte, kokett, dann wie ein Ball leicht gehüpft, wenn sie mit meinem Vater, dem Verwalter, Futtermeister, dem alten Diener, meinem Bruder einen Marsch, Foxtrott oder Walzer ›auf den Saal legte‹, sie hatte geflirtet und, als könnte sie es nicht fassen, daß sie tanzte, vor Seligkeit gelacht. Heute gibt es diese Feste nicht mehr. Eben noch sechs Landarbeiter in Doppelberufen arbeiten auf dem Hof, und es gibt einen großen Maschinenpark. Per Funk, so hatte es sich mein Bruder ausgedacht, als er im Sinne des Fidei Commis sein Erbe antrat, sollte nun alles geregelt sein, schneller, rationeller, kontrolliert, supermodern. Die Arbeiter auf Mähdreschern und Traktoren weigerten sich, sich umzustellen. Die Rückkoppelung ins Gutskontor funktionierte nicht. Dort arbeiteten Menschen, die seit Jahren schon hinterm Schreibtisch gesessen hatten. Praktische Erfahrung stand gegen diese bisher letzte Neuerung.
Auf einem Nebenbetrieb stehen noch 120 Kühe im Stall. Auf dem Hauptbetrieb sind sie längst abgeschafft. Die Kühe werden elektrisch gemolken,

und wenn im Sinne des ehemaligen alljährlichen Kontrolltaschenbuchs der Tiere und ihrer Namen die alte alphabetische Ordnung auch fortbesteht, so steht doch heute ihr Milchertrag nicht mehr mit Bleistift eingetragen in solchen Büchern, sondern auf Lochstreifen, computerisiert, ebenso das Datum, wann eine Kuh gedeckt worden ist und wann sie – planmäßig – zu kalben hat. Atta ist sofort mit von der Partie, wenn ein Auto zu den Kühen fährt, Milch zu holen. Im Auto fahren, Atta mag es: in Bewegung und so in Ruhe aus dem Fenster gucken können, beides zugleich, wobei nicht das Gefühl von Stillstand und Einsamkeit aufkommt, das ist es. In den Stall kommt sie nicht mit. Nicht etwa, weil es dort nach Kuh stinkt. Sie will im Auto sitzen bleiben. Mehr nicht.

Will ich Atta die Namen an der Wandtafel im Gang zeigen, sagt sie: »Geh man wieder, laß man, studier du sie, ich wart hier.« »Carla Catrine Cabu Cessy Chinesin Claudia Comtesse Conscha Cora« usw. »Dagmar Dahlie Dante Dänin Dea Delta« usw. Ich versuche, Familien zusammenzustellen, Familienzusammenhänge überhaupt erst zu finden. Bei Mädchennamen ist es einfach. Dann aber gibt es Berufszusammenhänge, Titel, Flußnamen, wie hängen die Tiere miteinander zusammen? »Dora Dorette Dorfmädel Dorfkind Donau . . . Elster Edelmuth Eule Elfriede Enzian Elfe . . . Estin Eva Elevin Eris Esche Eliese Engel Erbin Edieth Erika Eklinde Ena Ellen Fuchtel.« Genealogie der Kühe. Ihr Gotha. Atta guckt durch die Windschutzscheibe, geduldig, wartet. Eine der Hauptbeschäftigungen meiner Mama, die blauen, grauen und roten Bände des Gotha durchzugehen. Nun, sie brauchte es kaum mehr, sie wußte sie nahezu auswendig, konnte einem auf den Kopf zu sagen, wie die Comtesse Marie von Ledreborg-Holstein mit den Herzögen Peter oder Anton-Günther von Holstein verwandt war, ob es zwischen dem Prinzen Wilhelm von Schaumburg-Lippe und dem Grafen Erik von Dannesjold-Samsoe eine Verbindung gab, und wie der dänische Zweig der von Bernsdorfs mit der deutschen Linie zusammenhing. Und so weiter – auch hier. Es gibt merkwürdige Querverbindungen. »Fuchtel Frisösin Fessel Fregatte . . . Freiheit Fürstin (Baronin Comtesse, aber Dame?) Freundin Fasanenei Friesin (Chinesin Dänin Estin Finnin Ungarin Vandalin) Fiecken Fulda (Donau Elbe) Flechte« usw. Alles Schwarzbunte.

Statt der Erntefeste gibt es heute Betriebsausflüge im Bus, Tagesfahrten nach Haitabu, ins St. Annenstift nach Lübeck, zu Hagenbeck, auf der Fähre nach Dänemark. Atta, die Individualistin, fährt bei den Unternehmungen nicht mit. Bus fahren mag sie nicht.

Was besitzt ein Mensch am Ende – sie ein paar englische Kinderbücher, ihren Brockhaus, einen Kasten Fotos, den sie sich hin und wieder vornimmt, einen Schrank mit Kleidern, dem einzigen Zugeständnis an sich selber innerhalb der doch sonst sehr spartanischen Verhältnisse, in denen sie leben will. Ihr kleiner Luxus, sich anzuziehen, was ihr Spaß macht, Dinge, die sie

gern trägt und die nicht, in ihrer Sprache, »Gelumpe, Gezumpel, Gebäude, Getüm« sind, nicht »Klamotten« wie unsere früher. So hat sie für sich auf ihre alten Tage den Hosenrock entdeckt. Schuhfetischistin war sie seit eh und je. Zu eigenen Möbeln hat sie es nicht wirklich gebracht. Es gab zu viele davon im Haus. Hat nur davon geträumt, sollte sie jemals selbst eingerichtet sein: ein Wohnzimmer im Regence-Stil. Sie bewahrt den Ausschnitt aus einer Illustrierten, ihr Vorbild für dieses imaginäre Zimmer, immer noch auf. Und sie hat ein wenig Schmuck, eine Brosche mit fünf gleichgroßen Perlen in einem Ring gefaßt und einer größeren Perle in der Mitte – ein Geschenk, Zeichen der Anerkennung der Eltern: sie, Atta, im Kreis der fünf, die sie erzogen hat. Vier Ringe mit Rubinen, Saphiren, einer Perle, Diamanten besetzt. Atta legt sie an, nachmittags, nach der Hausarbeit, und sonntags, betrachtet sie versonnen, läßt die Sonne sich drin fangen und findet sie schön an ihrer Hand, wenn sie in der Sofaecke sitzt vor dem kleinen runden Tisch, der ihr gehört und drei Beine hat.

Mittags bei Tisch heute sagt sie kaum etwas, sitzt stumm da mit gefalteten Händen. Sind Gäste da, so kennt sie sie und die Wiedersehensfreude ist groß, so groß wie kurz. Schnell hält Atta wieder den Mund, hört zu, Meisterin im Herausspüren seelischer Leidensgestimmtheiten. Und redet sie doch einmal, widerspricht aus ihrer Sicht, erzählt von sich, dies und das, was ihr durch den Kopf geht oder widerfuhr, heimst sie sich rasch einen rügenden Blick vom Platze der Hausfrau ein oder ein Wort. Es paßt nicht. Und sie verstummt. Die Hausfrau mag wechseln, das Ritual in diesem Haus ist eingefleischt.

Attas Ausweg: sie hat sich ihren kleinen Kreis im Stadtcafé am Marktplatz gefunden. Am Tisch am Fenster in der ersten Etage sammelt sie Menschen um sich, voller Spannkraft, Aufmerksamkeit, Munterkeit, Mitteilungsgeist. Hier richteten die Augen sich endlich auf sie, und sie war stolz, bescheiden genug, daß sie sich den Mittelpunkt nicht einbildete; eine gespaltene Seele, selber Autorität oder dieser unterlegen, hin und her gehend zwischen diesen Polen. ›Atta‹ als Institution in der Stadt ist bekannt. ›Atta‹ hat sich rumgesprochen. Junge und Alte, Fremde darunter, Männer und Frauen, Marineoffiziere, Ladenmädchen, Kassiererinnen, die von ›Atta‹ haben reden hören, scharen sich um sie, und sie hört sich deren Kümmernisse an, gibt, soweit sie kann, Trost und Rat und lacht und weiß am besten selber, wie wenig und albern das ist. »Trotzdem«, sagt sie, »ein Ohr, ein offenes Ohr, ist manchmal schon viel.«

Die Eule, ihr Lieblingstier. Eule der Minerva. Im Stadtcafé spielt sie sie selber, in der Dämmerung ihrer Jahre fliegt sie und fühlt sich frei – wie im Auto auf ihren langen Fahrten, vorn neben dem Fahrersitz, entspannt, außer Kontrolle. Befreit vom Druck im Hause, das – und den – sie sich nun einmal als ihr Zuhause ausgesucht hat. Im Auto kommt ihr Empfinden fürs Her-

umziehen, für Überraschung, für Abenteuer zurück, da fühlt sie sich ›auf freiem Feld‹. Sie hat niemals in ihrem langen Leben in einem Flugzeug gesessen, ist auch des Bus- und Zugfahrens längst entwöhnt. Will sie zu ihrer jüngsten Linie reisen, ruft sie das Taxiunternehmen in der Stadt an, bestellt sich ihren Fahrer, er ist längst ihr alter Reisefreund, auf geht es ins Vergnügen einer Reise, während deren Verlauf keine Herrin sie herumkommandieren kann, obgleich sie weiß, daß sie es nicht aushält, länger als fünf Tage auf Besuch zu sein. Sie »hat nach dem Rechten geguckt«, hausgebakkenen Kuchen mitgebracht, und nach fünf Tagen ›muß‹ sie spätestens zurück, fühlt die Verpflichtung, an Ort und Stelle zu sein.

Ludwig Harig
Vaters Schützenhut
(Saarland)

Eines Tages im April, er war damals schon hoch in den Siebzigern, trat mein Vater lebhafter, ja erregter aus der Haustür als sonst, und jedermann, der ihn die Treppe heruntersteigen sah, mußte ihm anmerken, daß es nicht seine angeborene Quirligkeit war, die ihn zwei Stufen auf einmal nehmen und mit Ungestüm auf den Gehweg treten ließ, sondern eine tiefsitzende Verstimmung, die man sogar als einen Aufruhr der Seele bezeichnen muß.
Er war ganz in Grau und Grün gekleidet, was nicht ohne Bedeutung sein konnte. Er trug eine graue Hose, mit scharfgezogener Bügelfalte und einem zwei Finger breiten, hoch über dem Staub der Straße schwebenden Bund, und seine schwarzen Schuhe, blankgeputzt, blitzten in der Sonne. Die Jacke, einreihig geknöpft, trug er, wie stets, geschlossen, die drei Knöpfchen an den Ärmelaufschlägen funkelten beim gleichmäßigen Ausschlagen seiner Arme wie Blinkfeuer von Leuchtbarken. Auf und ab schwangen die Arme, und die Knöpfchen teilten es jedermann mit.
Er schritt raumgreifend aus. Er ging, wie man es von ihm gewohnt war, aufrecht, mit hohlem Kreuz, kein Schlüsselbund, kein Geldbeutel, keine Pastillenschachtel blähte seine Jackentaschen; lediglich unterhalb der kleinen Tasche, aus der bei anderen das Kavalierstüchelchen hervorspitzt, zeigte der Stoff ein paar Einstiche, die aber so winzig und von seiner Hand sorgsam geglättet waren, daß man sie kaum wahrnehmen konnte. Es waren die Einstiche, die die Nadeln seiner Orden- und Ehrenzeichen verursacht hatten, und wenn er die Jacke geöffnet hätte, so hätte man die grüne Seide glänzen sehen können, mit der sie gefüttert war. Es war seine Schützenjacke,

die er trug, sie war grün und hatte einen schwarzen Kragen, und auch die Krawatte war grün.
Zu hochgeschlossenem Hemdkragen und Krawatte gehört ein Hut. Mein Vater hätte sich nie gestattet, vor die Haustür zu treten, ohne daß sein Kopf bedeckt gewesen wäre. Im Schützengraben hatte er den Stahlhelm und die Feldmütze getragen, die zwanziger Jahre, die goldenen, durchmaß er mit einem Filzhut im Citystil und einer Schiebermütze, in den dreißigern, den braunen, wechselte er zum Lodenhut und zur Kyffhäusermütze über. Die Mode der vierziger Jahre bescherte ihm den Rauhhaarhut und wieder die Feldmütze, die der fünfziger den Arbeitgeberhut und die wollene Schirmmütze. Als aber die sechziger mit kecken Zündhütchen und Patschkappen und die siebziger mit Velourhüten und kamelhärenen Ballonmützen ins Land kamen, da entsann er sich eines Hutes, der nicht wechselnden Moden und kurzlebigen Bräuchen gefolgt, sondern beständig geblieben war in Zuschnitt und Zweck. Immer trug er entweder Hut oder Mütze, den Hut zum Ausgehen, die Mütze zum Arbeiten, aber nicht allein, um seinen Kopf gegen die Arglist des Windes und die Lästigkeit des Regens zu schützen, er fürchtete nicht, der Wind könnte sein Haar zerzausen und der Regen seinen Schädel netzen, nein, er trug Hut und Mütze, weil es sich gehörte, den Kopf zu bedecken, er trug sie zum Zeichen seiner eigenen Wertschätzung, als Sinnbild löblicher Gesittung.
Barhaupt läuft der Sklave, der käufliche Söldner schwenkt sein Barett, und der Franzose trägt die schmähliche Baskenmütze. Mit einem Barett herumzulaufen wie ein Papagei oder mit der Baskenmütze an der Theke zu stehen wie ein rotbackiger Lothringer, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen, und barhaupt zeigt sich ein Mensch nur im engeren Familienkreis, ohne daß er gleich als ein Sklave angesehen und zu niederer Hausarbeit angehalten wird. Hatten auch die Griechen den Hut nur gegen Wind und Regen, die Römer als Symbol des freien und die Germanen als das des vornehmen Mannes getragen, so trug mein Vater den Hut als Feldzeichen. Ja, er trug ihn als Feldzeichen einer dauerhaften, festgefügten Welt, und sein Hut war nicht nur, symmetrisch geformt, mit dem Strich gebürstet, kerzengerade aufgesetzt, wie die Welt, in der er lebte, sein Hut war die Welt.
Unter diesem Hut, was aber ein Fremder nicht wissen konnte, befanden sich nur ein paar vereinzelte Haare, ein Büschel vorne über der Stirn und rund um seine Glatze herum eine Reihe von weichen Strähnen, die aber trotzdem seitwärts gescheitelt und so kunstvoll über die Glatze gezogen waren, daß er sagen konnte, er habe nie eine Glatze auf seinem Kopf bemerkt und keine Ursache gesehen, sich vor dem Spiegel zu beugen, um womöglich eine kahle Stelle zu entdecken. Sein Stirnhaar war sein Federbusch, er glaubte nur das, was er sah.
Es war April. Es war Frühling, nicht mehr Winter, aber noch nicht Sommer.

Es regnete nicht, und auch die Sonne brannte nicht vom Himmel, und mein Vater, der seinen Hut weder Witterungs- noch Weltverhältnissen angepaßt hatte, überquerte die Straße mit forscher Gangart. Ja, trotz seiner kurzen Beine schritt er raumgreifend aus, es war dieser Aufruhr der Seele, der ihn so unaufhaltsam vorwärts trieb. Er war auf dem Weg zu Doktor Schmidt. Doktor Schmidt ist, wie der Name schon sagt, ein einfacher, ein unkomplizierter Mensch, stattlich proportioniert, humanistisch gebildet, mit festen Händen und einem Kopf, in dem es robuster zugeht als in anderen, feinsinnigeren Köpfen seiner Zunft. Doktor Schmidt stammt aus Quierschied, und er ist als Arzt für die Allgemeinmedizin zugelassen. Aber zu dieser Zeit hatte sich Doktor Schmidt nicht nur der Allgemeinmedizin, sondern auch der allgemeinen Ertüchtigung junger Männer in allerweitester Auslegung verschrieben; er war erster Vorsitzender der Sulzbacher Schützengesellschaft Freischütz 1909.

Zu diesem Herrn Schmidt war mein Vater unterwegs, und weil er ihn einer Schützensache und nicht eines medizinischen Anlasses wegen aufsuchen wollte, trug er eine Schachtel in der Hand, und deshalb trug er auch seine Schützenjacke. Du Schützenjacke! du Schützenrock! du Schützenjoppe! o du kostbares Ehrenkleid, das sein Schützenbruder Robert Kuhn auf so schändliche Weise beleidigt und Saufjubbe genannt hatte! Wie sorgsam hütete mein Vater dieses schöne Wams, diese hehre Tracht, dieses heilige Gewand.

Ich erinnere mich eines Sonntagvormittags in meiner Kinderzeit, da saß ich am Küchentisch neben meinem Vater, meine Mutter hatte die Ärmel hochgekrempelt, im Topf dampften die Knödel, im eisernen Hafen schmorte der Braten; wir beide aber, mein Vater und ich, hatten den »Struwwelpeter« aufgeschlagen vor uns auf dem Tisch liegen, und mein Vater las:

»Es zog der wilde Jägersmann
sein grasgrün neues Röcklein an.«

Ich sah den grasgrünen Rock des Jägers, der so grün war wie das Blätterhaus, in dem der Hase saß und dem Jäger eine Nase drehte, so grün wie der Baum, unter dem der Jäger eingeschlafen war und der Hase ihm Flinte und Brille stahl, so grün wie der Busch, hinter dem der Hase die Flinte abschoß, wodurch der Jägersfrau die Kaffeetasse in Scherben ging. Da stand ich von meinem Stuhl auf, trat ans Fenster, schaute hinunter in den Garten und sah den Rhabarberstock, der so grün war wie das Blätterhaus des Hasen, sah den Birnbaum, der so grün war wie der Petersilienbaum über dem schlafenden Jäger, sah den Stachelbeerstrauch, der so grün war wie der Busch neben dem Brunnen und dem Försterhaus, und Rhabarberstock und Birnbaum und Stachelbeerstrauch, so grasgrün wie der Rock des Jägers auf dem Bild, waren in einem einheimischen, einem heimischen, einem heimlichen Grün gemalt, das so grün und so grasig war wie das Grün des Schützenrocks meines

Vaters, der im Kleiderschrank hing, nur sonntags vom Haken genommen, ausgebürstet und mit den von meinem Vater errungenen Ehrenzeichen geschmückt wurde. Und wenn ich mich recht erinnere, hatte mein Vater beim Vorlesen aus dem »Struwwelpeter« gar nicht »Jägersmann«, sondern »Jäschersmann« gesagt, wie es bei uns, einheimisch und beständig, ausgesprochen wird und meinem Vater immer so zärtlich über die Lippen gekommen ist.

Was so beständig ist an diesem Grün? Ja, was ist so beständig an diesem Grün? Ist es von alters her so beliebt, weil es die Farbe des Frühlings, des Lebens, der Hoffnung, die Farbe des Sprießens, des Wachsens, des Gedeihens, oder weil es die Farbe der Jägerei ist, die ja eher das Rot als ihre Farbe verdiente und das Grün nur als Tarnfarbe verunglimpft? Und wie verhält es sich mit der Polizei, dem Militär, den Schützen? Ist grün eine deutsche Farbe, ja ist es nicht die heimliche Farbe der Deutschen überhaupt, ihre tiefste Couleur? Herders Lexikon ist grün und die Grammatik von Duden, die halbe Waschmittelwerbung und das zweite Trikot der deutschen Fußballnationalmannschaft. Und wird es nicht allmählich grün in allen deutschen Köpfen, wo es vorher schwarz und gelb und rot gewesen ist?

Als mein Vater sich an jenem Aprilmorgen auf dem Weg zu Doktor Schmidt befand, trug er auf dem Kopf einen Hut, und auch dieser Hut war grün. Es war sein grüner Lodenhut, mit olivgrün paspelierter Krempe und olivgrüner Doppelkordel, ein Markenhut von Hutmacher Mayser, gedämpft in der Farbe, rauh im Velour, den er unten im Dorf bei Kuschels gekauft hatte und der, trotz olivgrüner Farbe, die ja sonst eher an leichtlebige Landfahrer und Zirkusleute denken läßt, denen eine Farbe gelegen kommt, je buntscheckiger und auffälliger sie ist, ihm jedoch ein gediegenes Aussehen gab.

In der Hand also trug er eine Schachtel, und auch in dieser Schachtel befand sich ein Hut. Dieser Hut aber war nicht olivgrün, sondern schützengrün, es war nämlich ein Schützenhut. Mein Vater hatte sich seines Schützenhutes entsonnen, ihm war eingefallen, daß er in seinen späten Jugend- und frühen Mannesjahren, unbeeinflußt vom Wetter und unbeeindruckt vom neuen Weltbild, den Schützenhut getragen hatte, einen in der Farbe grasgrünen Hut, wie der Jäger aus dem »Struwwelpeter«, passend zu seinem neuen Jägerrock, wohl auch gern einen gehabt hätte: an diesen Schützenhut, der zwar dem Vergessen getrotzt, nicht aber die Entnazifizierung überdauert hatte, dachte er zurück, und nicht nur er selbst wollte einen solchen Hut wieder tragen, jetzt, nach so vielen Jahren der Läuterung, sondern alle Schützen der Sulzbacher Schützengesellschaft Freischütz wollten es.

O was war das für ein Hut! Es gibt eine Photographie aus dem Jahre 1933, die zeigt meinen Großvater, wie er mit seinen Söhnen vor der hohen Schwarzbeerhecke im Garten steht, alle vier mit Schützenhut und Schützenjacke bekleidet, und mein Vater ist der Korrekteste unter ihnen. Großvater

hat den Hut etwas schief aufgesetzt, Onkel Fritz hält eine Zigarette in der Hand, und Onkel Karl hat die Knie nicht durchgedrückt. Nur mein Vater steht da, aufrecht und unerschütterlich, den rechten Unterarm auf den Rükken gedreht, und er schaut als einziger in eine blaue, ungewisse Ferne und nicht in die Kamera wie Großvater und die beiden Onkel. Er hat die Weite ins Auge gefaßt, die Ungeborgenheit, vor der er uns schützen mußte.
Großvater allein durfte es sich leisten, den Hut schief aufzusetzen und auch ein wenig aus der Stirne zu schieben, aber die Söhne hatten zu parieren und nicht wie die Kirmespittchen da zu stehen, am Ende noch mit den Händen in den Hosentaschen. Ja, es würde mich nicht gewundert haben, wenn Großvater zu Onkel Karl gesagt hätte: »Karl, steh grad!« und zu Onkel Fritz: »Mußt du jetzt eine Zigarette rauchen?«, obwohl die beiden damals schon über dreißig und Familienväter waren.
Hinten am Hut steckt bei allen vieren die Adlerfeder. Sie steckt in einer schmalen Bronzetülle, die wie ein Korb geformt und ziseliert und mit einer Eichenborte geschmückt ist. An den Korb hat sich ein Auerhahn angekrallt, es ist also sogar möglich, daß es eine Auerhahnfeder ist. Die Feder ist leicht und luftig, ihr Flaum weht im feinsten Windzug; obwohl sich hin und wieder ein Fläumchen löst, hat die Feder doch die Entnazifizierung überstanden und liegt heute in einem braunen Pappkarton in meines Bruders Hutfach.
Ja, was ist das für ein Hut gewesen! Für einen solchen Hut hätte mein Vater jetzt, vierzig Jahre später, alle seine anderen Hüte hergegeben, die leichten Sommerhüte und die dauerhaften Ausgehhüte, sogar den Chapeau claque, den er für die Beerdigungen brauchte; ja alle diese Kreissägen und Wagenräder, diese Wolkenschieber und Gewitterverteiler hätte er freudig hingegeben, wenn er wieder einen Schützenhut hätte tragen können; und tatsächlich, Doktor Schmidt hatte diesen Herzenswunsch erfüllt, oder fast. »Wir wollen wieder in deutscher Art in die Öffentlichkeit treten«, hatte Doktor Schmidt gesagt und einen Prospekt kommen lassen.
Schützenhüte, Jägerhüte, Sporthüte bietet dieser Prospekt an, der immer noch gültig ist, man findet Spencer Tracys Fischerhut aus dem Film »Der alte Mann und das Meer«, die gelbgrüne Jägermütze aus dem »Struwwelpeter« und Vaters Schützenhut von 1933, der den Hüten der sieben Aufrechten von 1849 ähnlicher sieht als den neuen Modellen mit geraden und spitzen Kalotten, steifen und biegsamen Krempen, breiten und schmalen Bändern. Und doch, wenn man es ganz genau betrachtet, nur das scharfe, das im Zielen geübte und im Treffen untrügliche Auge eines Schützen vermag einen Unterschied zwischen diesen verschiedenen Hutsorten zu erkennen. Ist es da verwunderlich, wenn man einmal ein Modell mit einem anderen verwechselt?
Die Sulzbacher Schützen aber, zielgewohnt und treffsicher, hatten sich ein

Modell ausgewählt, das unter allen anderen Modellen seinesgleichen suchte, es glich dem alten Schützenhut meines Vaters aufs Haar, und selbst die Hüte der eidgenössischen Jünglinge aus Aarau, die sie beim Schützenfest von 1849 so fröhlich gezogen und geschwenkt hatten, hätten nicht trefflichere Modelle in Form und Farbe sein können. Doktor Schmidt hatte die Hüte bestellt, die Hüte trafen ein, die Schützen eilten ins Schützenhaus und holten ihre Hüte ab, aber es waren die falschen Hüte. Ja, es waren die ganz und gar falschen Hüte, denn Doktor Schmidt hatte die Bestellung auf seinen Rezeptblock geschrieben, mit eigener Hand, die ja die Hand eines Doktors ist und außer von einem Apotheker nicht entziffert zu werden braucht und schon gar nicht von einem Angestellten aus der Versandabteilung einer Hutfirma.

Es gibt die merkwürdigsten Hutgeschichten, und allesamt sind sie tödlich ausgegangen; am pathetischsten die Geschichte mit Wilhelm Tell, am schauerlichsten die Geschichte mit den vertauschten Hüten. Wenn es um den Hut geht, dann kennt der Mensch kein Erbarmen; man soll sich vorsehen vor jeder Art von Eiferern, weder den Hut eines aufgeblasenen Gewaltmenschen mißachten noch den Hut eines rivalisierenden Liebhabers auf den Kopf ziehen, nicht einmal zum Scherz. Auch diese Sulzbacher Hutgeschichte ist eine umstrittene Geschichte mit zweifelhaftem Ausgang, und sie hätte ganz schlimm enden können, wenn nicht alle Beteiligten friedsame Menschen gewesen wären und im rechten Augenblick das Allerschlimmste abgewendet hätten.

Der Hut also, den mein Vater in der Schachtel trug, als er auf dem Weg zu Doktor Schmidt war, war nicht der Hut, den er sich aus dem Prospekt ausgesucht hatte, es war ein x-beliebiger Schützenhut und erinnerte ihn mit keinem Schwung der Krempe, mit keinem Knick des Bandes, mit keinem Hauch des Flaums an seinen Schützenhut von 1933, der sich seinerseits in nichts unterschieden hatte vom Schützenhut seines Vaters, den deutschen Schützenhüten von 1871 oder gar den eidgenössischen von 1849, als die sieben Aufrechten ihr Fähnlein nach Aarau getragen hatten. Mein Vater nahm den falschen Hut aus der Schachtel, hielt ihn Doktor Schmidt unter die Nase und sagte zu ihm: »Was ist das für ein Hut?« Und als Doktor Schmidt nachdachte und in seinem robusten Kopf vielleicht sogar nach dem Namen des Modells forschte, fügte mein Vater hinzu: »Haben Sie diesen Hut bestellt?«

Doktor Schmidt dachte weiter nach. Natürlich hatte er diesen Hut bestellt, was war daran so fragwürdig. »Sie haben die verkehrten Hüte bestellt«, sagte mein Vater, und jetzt war der Aufruhr seiner Seele nicht mehr zu dämpfen. »Sie mit Ihrer Doktorschrift«, sagte er, »die kein vernünftiger Mensch lesen kann.« Nun war es ja die Handschrift Doktor Schmidts und nicht böser Wille, der meinem Vater und seinen Schützenbrüdern dieses

Hutmodell beschert hatte, und es hätte bestimmt nicht eines solchen Aufruhrs bedurft. Aber mein Vater, tief getroffen von so viel Lässigkeit, ja Nachlässigkeit und Schlamperei, hob den falschen Hut empor und präsentierte Doktor Schmidt das Beweisstück seiner Mißbilligung, dieses Corpus delicti seiner Abscheu. Nein, diesen Hut hätte er fürs erste, am liebsten nie und nimmer auf dem Kopf, sondern nur in der Schachtel tragen mögen, das sollte Doktor Schmidt wissen. Doktor Schmidt hatte alle Sulzbacher Schützen unter einen Hut bringen wollen, aber unter einen solchen Hut wollte mein Vater sich nicht bringen lassen, das nicht.

In diesem Augenblick hatte Doktor Schmidt eine Idee. Er setzte eine besänftigende Miene auf, streckte seine Hände aus, nickte vertrauenserweckend mit dem Kopf und griff nach dem Hut, der immer noch, in der Hand meines Vaters, unheilschwanger in Doktor Schmidts Ordinationszimmer schwebte. Doktor Schmidt, so unbefangen wie er ist, ergriff den Hut; besser hätte er es nicht getan! Er nahm den Hut in seine beiden arglosen Quierschieder Hände, und vor den Augen meines Vaters geschah etwas so Ungeheuerliches, daß jedem redlichen Menschen das Blut in den Adern erstarrt wäre, hätte er es mit ansehen müssen. »Das ist ja nur die Form, wie sie aus der Fabrik kommt!« sagte Doktor Schmidt, und dabei wiegte er den Hut in seinen Händen, blies über den Velour, bog mit kräftigem Schwung die Krempe nach unten, kniffte und knickte die Krempe und brachte mit forschem Hieb dem Hut eine Delle bei, schwenkte ihn hoch in die Luft und setzte sich das Beweisstück auf seinen eigenen Kopf.

Da saß er nun, nicht etwa kerzengerade und weit in die Stirn gezogen, wie es sich gehört hätte, o nein. Doktor Schmidt hatte sich den Hut meines Vaters schief auf den Kopf gesetzt, und er sah aus, als ob er zu tief ins Glas geschaut hätte, am hellen Vormittag und mitten in seinem eigenen Ordinationsraum. »Sehen Sie doch!« rief Doktor Schmidt und wandte sich dem Spiegel zu, der sich über seinem Handwaschbecken befindet, »sehen Sie, jetzt sieht er schon ganz anders aus«, und er kniffte und knickte und bog an dem geduldigen Hut, dann rückte er ihn noch ein wenig weiter auf das eine Ohr, drückte die Krempe noch weiter herunter, so daß sie fast das eine Auge verdeckte, und sagte: »So sieht er doch schon viel flotter aus.«

Mein Vater stand da und sagte kein einziges Wort. Was hatte Doktor Schmidt getan, wozu hatte er sich erkühnt, welche Schmach hatte er sich selbst und seinesgleichen bereitet? Wenn er nur eine Hutkrempe verbogen, ein Hutband geknifft hätte! Aber er hatte ja nicht nur eine Hutkrempe geknifft, geknickt und verbogen. Ja, wenn er nur einem Hut eine Delle beigebracht und denselben keck aufs Ohr gesetzt hätte, das wäre noch zu verzeihen gewesen. Aber Doktor Schmidt hatte sich ja etwas viel Schmählicheres zuschulden kommen lassen. Er hatte seine Hand an einen Totempfahl, einen heiligen Wegweiser gelegt; wie sollte sich ein Sulzbacher

Schütze jemals wieder zurechtfinden? Doktor Schmidt hatte an eine Welt gerührt.
Mein Vater öffnete seinen Mund, aber er brachte kein Wort über die Lippen. Er schaute an seiner Schützenjacke herunter und schaute nach seinem gemarterten Hut. Wozu sind die drei Knöpfchen am Ärmelaufschlag seiner Schützenjacke die Blinkfeuer einer dauerhaften Ordnung? Wozu ist sein Hut das Feldzeichen einer festgefügten Welt? Daß Doktor Schmidt sie mißachtet und Hand an sie legt? O wie schändlich hatte Doktor Schmidt an dieser dauerhaften Welt gebogen und gedrückt, ihr eine Delle versetzt und sie sich am Ende schief auf den Kopf gesetzt. Und obendrein hatte er das Grün in Mißkredit gebracht. Unter seinem Zugriff hatten sich die zarten Härchen aufgestellt und das Grün changieren lassen, so als sei diese Welt eine schillernde, eine Theaterwelt, eine Revue, in der an den Grundfesten einer ganzen Gesellschaft gerüttelt wird. Ein Glück, daß mein Vater die Adlerfeder nicht angesteckt hatte, Doktor Schmidt wäre, mit seinen kräftigen Fingern, imstande gewesen, sogar die Adlerfeder zu verbiegen.
Was ist nun mit Doktor Schmidt? Ist Doktor Schmidt verloren? Muß er der Vergessenheit anheim fallen, oder darf er im Gedächtnis bleiben? O ja, er darf es, denn seine Missetat wird in der Geschichte des Sulzbacher Schützenhutes nur eine Episode bleiben. Der Hut hat sich als dauerhafter erwiesen, er hat dem Sturm der neuen Zeit getrotzt. Als Doktor Schmidt ihn abgesetzt hatte, nahm mein Vater ihn wieder in Empfang, er bog die Krempe nach oben, glättete das grüne Vlies und setzte ihn selbst auf, und da saß er, symmetrisch geformt, mit dem Strich gebürstet, kerzengerade, ein sturmgefeiter Schützenhut.

István Eörsi
Der Philosoph im Gehäuse
(Budapest)

in memoriam G. L.

Zwischen dem Läuten und dem Türöffnen schlug er, wie es seine Gewohnheit war, ein Kreuz. Er hatte das schon in seiner Studentenzeit getan vor dieser Tür, damals in schülerhafter Aufregung, denn gleich träte er vor den weltberühmten Professor, und würde er sich wohl richtig aufführen, könnte er dem pädagogischen Eifer des Professors ein hinreichend scharfsinniges Schweigen entgegensetzen? Nun, zwanzig Jahre später, verbarg die läppische Geste der rechten Hand eine Erregung anderer Art, eine scheue Beklommenheit, die der Krankheit galt, dieser aufdringlichen, ungeduldigen

Unbefugten, die den Alten Schritt um Schritt aus sich selbst hinausdrängte. Was wäre, dachte er, während er auf die hinter der Tür nahenden Schritte lauschte, wenn in dieser Tür eine versteckte Kamera lauerte, im Guckloch beispielsweise, und mein hastiges Bekreuzigen festhielte, wie brächte man es mit meinem übereifrigen Atheismus, meiner Respektlosigkeit vor Autoritäten in Einklang, wie verstünde man es im Licht meiner Beziehungen zu dem Alten, für welche Beschuldigungen, Verdächtigungen und heiteren Ausflüchte gäbe diese Geste Grund?

Die Frau mit dem schwammigen Gesicht und dem roten Haar, auf komplizierte und undurchsichtige Weise mit dem Alten verwandt, flüsterte dem Besucher schon in der Diele ins Ohr, es gehe ihm sehr schlecht. Auch gedämpft klang die heisere Stimme triumphierend, die Betrüblichkeit der Nachricht unterlag der Freude über ihre Überbringung, im Halbdämmer schien das große weiße Gesicht förmlich zu atmen.

Der Besucher wollte den Schritt unwillkürlich zum Arbeitszimmer lenken, wie so oft in den vergangenen zwanzig Jahren: er öffnet die Tür, der Alte, über den Schreibtisch gekrümmt, schreibt etwas oder blättert in einem Buch, blickt auf und fragt den Eintretenden, was es Neues gebe, »Was gibt's Neues?« fragt er, es hat wenigstens fünf Jahre gedauert, bis der Besucher begriff: der Alte wollte wirklich hören, was es Neues gebe in der Welt außerhalb seines Arbeitszimmers, und es bedurfte weiterer fünf Jahre, bis der Besucher verstand: die Neuigkeiten werden nicht um ihrer selbst willen begehrt, sondern als Trampolin, von dem er köpflings in seine bevorzugten oder brennend aktuellen Themen springen kann. Mit langgewohnter Bewegung ging er also auf die Tür, auf das »Was gibt's Neues?« zu, aber die Frau mit den atmenden Poren ergriff ihn am Arm und lenkte ihn in die Halle.

Die Halle und das mit ihr einen Raum bildende Speisezimmer hatten sich kaum verändert. Die Bücher in den Regalen kannten ihren Platz, dem Schrank beispielsweise, der mit den verschiedenen Goethe-Ausgaben angefüllt war, ließ sich durchaus nicht ansehen, daß irgendeine Veränderung im Gange war, und auch die Werke des Alten waren in der üblichen Ordnung aufgereiht, die ungarischen Ausgaben hier, die fremdsprachigen Ausgaben dort, sie hatten sich nicht im geringsten von dem Zustand beeinflussen lassen, in dem ihr Autor sich befand. Aber am Fenster, dicht neben dem einen Bücherregal, stand – und das war neu – eine offene Kiste, darin und auf dem Fußboden um sie herum Manuskripte; daneben ein Tischchen, mit Karteikarten bedeckt, und ein Stuhl, auf dem die Handtasche der Schwammigen lag. Ebenfalls neu und noch sonderbarer war es, daß die Tür zum Arbeitszimmer offenstand und vom Eßtisch aus, an den sich zu setzen der Besucher geheißen wurde, der Schreibtisch zu sehen war. Hinter diesem saß der Alte, doch er schrieb nicht und blätterte nicht – er starrte reglos vor sich hin.

»Er sieht uns nicht«, sagte ein schmächtiger Mann um die Sechzig, der dem Alten liebste Verwandte, »wir können in Ruhe unsere Taktik besprechen.«
»Welche Taktik?«
»Nicht nur, daß er nicht sieht«, sagte die Schwammige, »auch sein Gehör hat entsetzlich nachgelassen, und jetzt kann er kaum mehr sprechen.«
»Auch nicht mehr sprechen?« fragte der Besucher. »Wieso kann er nicht mehr sprechen?«
»Wegen dem Kalk.«
»Du solltest nicht übertreiben«, unterbrach sie der schmächtige Mann. »Er sieht, und er hört auch ein bißchen.«
»Spricht er auch?« fragte der Besucher.
Der Schmächtige zuckte mit den Schultern. »Er will noch sprechen«, antwortete er nach einer Weile. »Deshalb müssen wir uns auf die Taktik einigen.«
Aus dem Arbeitszimmer drang ein leises Geräusch herüber. Erschrocken sah der Besucher, daß der Alte, die Kante des Schreibtischs umklammernd, sich erhob, er blieb eine halbe Minute gekrümmt stehen, auf seinem Gesicht lag eine dicke graue Maske, dann setzte er sich wieder und starrte weiter vor sich hin.
»Unvorstellbar«, sagte die Schwammige, am Tischchen sitzend, »das ist doch unvorstellbar: Diese Kiste tauchte aus der Rumpelkammer auf, der Alte wußte gar nichts von ihr.« Sie griff ein Bündel Manuskripte und hielt es dem Besucher unter die Nase. »Neunzehnhundertzwölf geschrieben«, rief sie heiser, »kann man sich das denn vorstellen?«
»Ein psychologisches Rätsel«, sagte der Schmächtige. »Sechsundzwanzig Jahre lang hat er diese Kiste aus einem Land und einer Lebensgefahr in die andere geschmuggelt und nicht einmal gewußt, was darin ist.«
»Oder er hat es sehr wohl gewußt«, sagte die Frau, »da er aber seine frühen Schriften ableugnete, vergaß er sie, um sie retten zu können.«
Der Alte im Nebenzimmer rappelte sich wieder hoch und tat, Halt am Schreibtisch suchend, einige kurze Schritte zum Fenster hin, dann ging er rückwärts zurück und setzte sich wieder.
»Auch in ihm war der Selbstbetrug am Werk«, stellte der schmächtige Mann fest, »obwohl er sein Leben lang politisch und ideologisch dagegen kämpfte.«
Sie sprechen schon im Präteritum von ihm, dachte der Besucher. Es fragt sich, ob der Alte dieses Präteritum billigen würde. Laut aber bemerkte er lediglich: »Kommen wir zur Taktik!«

Das Gespräch unterschied sich von den früheren schon insofern, als der Besucher diesmal aus dem Speisezimmer ins Arbeitszimmer trat. In der Tür

blickte er instinktiv auf seine Uhr: siebzehn Minuten nach vier. Der Alte hinter seinem Schreibtisch sah ihn an – nicht eine Maske, ein Panzer lag auf seinem Gesicht. An der Unterlippe die größer gewordene Warze, ein schwarzer Käfer. Unter Anstrengungen bewegte sich der Mund, das Ergebnis war ein leises Gemurmel.

»Nichts Besonderes«, antwortete der Besucher, »abgesehen vielleicht von der gestrigen Regierungserklärung in Israel. Eine sehr amüsante Lektüre, vor allem, wenn man die ägyptischen Äußerungen danebenlegt.«

Unbewegt und mit leerem Blick starrte der Alte auf den Besucher.

»Was würden Sie zu einer Komödie sagen, in der zwei nationalistische Anführer im Schlaf vertauscht werden? Beide wachen im Hauptquartier der gegnerischen Armee auf, am Morgen des Tages, an dem sie eine schicksalsschwere Rede halten wollen. Sie springen auf, ziehen das Manuskript aus der Jacke. Hätten sie viel am Text zu ändern? Würden sie sich nur schwer in die Rolle des anderen hineinleben?«

Der Alte schüttelte den Kopf, und damit schien eine Panzerschicht von seinem Gesicht abzufallen. Der Besucher meinte es förmlich zu hören, dann vernahm er ein schwaches Räuspern und einige unartikulierte Laute.

»Nein«, sagte der Alte, »n . . . nämlich so l . . . lcht ist . . .«

»So leicht ist das nicht«, sagte der Besucher. Der Kranke nickte. »Sie halten den Einfall für unhistorisch, Genosse Professor.« Der Alte schüttelte den Kopf. »Sie meinen, Genosse Professor, die Komödie würde um der Grundidee willen aus dem Text der beiden Anführer jeden konkreten Inhalt tilgen und somit den kläglichen Gemeinplatz suggerieren, daß die national-politischen Ziele allesamt gleich wertlos sind?«

»Si . . . sil . . .«

»Sinnlos«, berichtigte sich der Besucher. Sein Gesprächspartner nickte.

Auf einem kleinen Teetisch schob Tante Bori dem Besucher den üblichen Kaffee türkisch herein. Vorsichtig schlürfte er die schwarze Brühe: nur nicht den Satz aufwühlen! Tante Bori brachte ihm den Kaffee schon seit zwanzig Jahren so. Bei seinem ersten Besuch hatte er auf ihre Frage, ob er den Kaffee türkisch wünsche, in seiner Verlegenheit begeistert genickt, und seither erhielt er ihn aus lauter Aufmerksamkeit stets in dieser Zubereitung.

Das Schweigen dauerte zu lange. Erschrocken sah der Besucher, daß der Alte – als hätte er ihn vergessen – neuerlich mühsam aufstand und zum Fenster hinaussah. »Meiner Ansicht nach«, sprach er rasch, »hat die Welt die schematisierenden Abstraktionen verdient. Früher bauten die welthistorischen Persönlichkeiten wenigstens teilweise ihre Rolle selbst auf. Heute sucht die fertige Rolle den, der sie spielt. Davon würde diese kleine Komödie handeln.«

Der Alte sah ihn ausdruckslos an.
»Es gibt zwei Anführerrollen. Nationale Voreingenommenheiten, außenpolitische Interessen und die Spielregeln der gespaltenen Welt erlauben lediglich, daß diese geschriebenen Rollen von irgendwem übernommen werden. Somit ist jeder Irgendwer – zumindest im Prinzip – gegen den anderen Irgendwer austauschbar.«
Der Alte schüttelte den Kopf. »Im P . . . Im P . . .«
»Im Prinzip ja«, sagte der Besucher, »aber nicht in der Praxis, meinen Sie.«
Der Alte nickte. »Nun kann aber eine Komödie auch auf prinzipiellen Möglichkeiten basieren.«
Im Gesicht des Kranken zeigte sich da etwas, das als ein Lächeln verstanden werden konnte. »Im P . . . Im P . . .«
»Nur im Prinzip, meinen Sie, Genosse Professor.«
Sie verstummten. Sie waren miteinander zufrieden, ganz offenkundig. Um einem längeren Schweigen vorzubeugen, entschloß sich der Besucher zu einem kühnen Schritt.
»Diese Gesprächsmethode scheint zweckdienlich. Da Sie vorübergehend nicht sprechen können, Genosse Professor . . .« Der Alte schüttelte so heftig den Kopf, daß der Besucher sich unterbrechen mußte. »Können Sie sprechen?« fragte er dümmlich. Die Antwort war natürlich ein neuerliches Kopfschütteln. »Meinen Sie, daß Sie nicht nur vorübergehend nicht sprechen können?«
»Ich m . . . Ich m . . . nicht.«
»Sie meinen das nicht, sondern Sie wissen es?«
Der Kranke nickte erleichtert.
»Da Sie nicht sprechen können, Genosse Professor, wohl aber ein Gespräch führen, brauchen Sie Ihre Meinung immer nur anzuzeigen, und ebenso die Richtung, in die Sie das Gespräch lenken möchten. Ich werde mir Mühe geben, Ihre Zeichen richtig zu deuten.«
Der Alte nickte. »Besser als K . . . K . . .«
»Komödien?«
Heftiges Kopfschütteln. »K . . . K . . . Kr . . .«, und er zeichnete mit dem Finger ein Quadrat auf den Schreibtisch.
»Kreuzworträtsel?« rief der Besucher.
Nicken, beiderseitige Erleichterung. In der eintretenden Stille sah sich der Besucher hilfesuchend um, ob nicht irgendwo ein herrenloses Thema umherliege. Gott war gnädig, es lag. Auf einer Ecke des Schreibtischs ein Stapel maschinenbeschriebener Blätter, das letzte Werk des Alten, das als systematisierende Zusammenfassung seiner Philosophie, als Enzyklopädie des Seins gedacht war. Er hatte die rund zweitausend Seiten starke Arbeit mehrfach durchgefeilt, weil er meinte, die Gedanken seien zwar originell und flexibel, doch die Darstellung nebulös und inadäquat. Die Mängel führte er auf den

»Verschleiß« zurück. »Abnorm wäre es«, pflegte er zu sagen, als er noch fließend sprechen konnte, »wenn es über Achtzig keinen Verschleiß gäbe! Nun braucht also nur noch festgestellt zu werden, was für Arbeit er noch zuläßt und in welchem Maß.« Als Zugeständnis an den Verschleiß kürzte er sein Buch beim Überarbeiten, doch als er fertig war, vermochte er seine Schrift nicht mehr zu entziffern. Seinen Todeskampf begann er also damit, nicht zu lesen, was er für sein Hauptwerk hielt. In einem Großeinsatz tippten ihm seine Schüler das Manuskript ab, damit er das Versäumte nachholen könne.

»Ist die Abschrift fertig?«

Dem Nicken, mit dem er antwortete, fehlte die Freude.

»Haben Sie es schon gelesen?«

»Be . . .«

»Begonnen. Und wie gefällt es Ihnen?«

Es kam keine Antwort. Der Besucher wurde unsicher. Sollte er bei diesem Thema bleiben? Dann bemerkte er, daß sein Gesprächspartner doch etwas sagen wollte, aber kein Laut gelang ihm.

»Sind Sie auch mit dieser Fassung nicht zufrieden?« Schweigen. Offenbar hatte der Alte eine andere Mitteilung im Sinn. Dieses »Andere« löste in dem Besucher eine unbestimmte Furcht aus. Er deutete wieder auf das Manuskript. »Strukturelle Probleme?«

Der Blick, der ihn als Antwort traf, war ihm seit langem bekannt. So hatte der Alte in seinen Seminaren geblickt, wenn er herausfinden wollte, ob einer seiner Hörer verstand, was er sagte. Nun brach er zum erstenmal so weit aus seinem Panzer heraus, daß er in die heikle Situation des anderen hineinblikken konnte. Strukturelle Probleme, das konnte in höflicher Form heißen: Voller Bankrott, Alter? oder sogar: Endgültige Verblödung?

»Als Sie sich an diese neue Fassung machten, Genosse Professor, wußten Sie um Ihre früheren Fehler. Hatten Sie die Kraft, Ihr Wissen in die Praxis umzusetzen?«

Dem Alten war diese Frage sympathisch. Sie war nur scheinbar brutaler als die vorangegangene; in Wirklichkeit zeugte sie von mehr Vertrauen. Sie erkannte offen den »Verschleiß« an, machte aber einen wohltuenden Unterschied zwischen den Energien der Einsicht und denen der Realisierung.

»N . . . nein«, sagte er nach einer ganzen Weile, »ich k . . . k . . .«

»Was können Sie nicht? Oder was konnten Sie nicht?«

»B . . . be . . .« Er verstummte.

»Beurteilen.« Das war eher eine Feststellung als eine Frage. Nicht einmal ein Nicken war notwendig. Offenbar war das Werk vergebens in größter Eile abgeschrieben worden. Dem Alten war nach einigen Seiten bewußt geworden, daß diese Arbeit seinem Kompetenzbereich entglitten war.

»Nicht m . . . mein P . . . Pro . . .«

»Wie wahr«, sagte der Besucher. »Sie ist, wie sie ist. Das Urteil des Autors gilt ohnehin nicht. Damit gehen Sie wenigstens einer Fehlerquelle mit Sicherheit aus dem Weg.«
Der Alte bewegte neuerlich die Lippen, wohl um den vorher begonnenen Satz zu vollenden. In dem Besucher regte sich wiederum die undeutliche Besorgnis, die er bereits zuvor verspürt hatte.
»Alles in Ordnung?« fragte von der Speisezimmertür her mit frohem Lächeln, aber schmalen Augen die Frau mit dem schwammigen Gesicht. Innerhalb eines Augenblicks verwandelte sich der Alte in eine Mumie zurück. Wie eine mittelalterliche Burg, dachte der Besucher, in die sich die Verteidiger vor der Übermacht zurückgezogen haben; knarrend ziehen sie die Brücke hoch, und knarrend verschließen sie alle Türen und Tore hinter sich.
»Seid ihr nicht hungrig?« Sie bekam keine Antwort. Sie trat näher. Hinter ihr tauchte auch der schmächtige Mann auf. »Wie ich höre, unterhaltet ihr euch sehr schön«, sagte er.
»Stell dir vor«, sagte die Schwammige zu dem Alten, und das Duzen verursachte dem Besucher eine Gänsehaut, »in der Kiste habe ich in einem Umschlag Familienfotos gefunden. Jetzt eben erst, unvorstellbar, völlig unversehrte Fotos und eine Postkarte deines Vaters, mit der er dir zum Erscheinen eines neuen Buches gratuliert. Nur das Datum kann ich nicht entziffern, elf oder vierzehn?« Und sie hielt dem Alten eine Karte mit verblaßter Bleistiftschrift hin.
»Wann ist das Buch erschienen?« fragte der Schmächtige. »Daraus kannst du auf das Datum schließen.«
Der Alte erhob sich mühsam, die Schwammige mußte ihre ausgestreckte Hand mit der Karte zurückziehen.
»Komm«, sagte der schmächtige Mann und ergriff die Frau am Arm, »die Ansichtskarte hat Zeit, sie läuft nicht weg.«
»Aber die Bilder sind doch so hervorragend! Ich dachte, er würde sich darüber freuen.«
Der Alte sank wieder in den Sessel. »Möchtest du nicht etwas essen?« fragte ihn die Frau. Der Schmächtige zog sich geknickt zurück.
»Bitte, geh jetzt hinaus«, sagte der Besucher. »Wir werden später essen.« Und ohne abzuwarten, bis die Frau zur Tür gelangt war, wandte er sich wieder dem Alten zu. »Wir waren beim Manuskript stehengeblieben«, sagte er zu laut, als wollte er den anderen wecken, »genauer gesagt, wir sprachen davon, daß es so schlimm nicht ist, wenn Sie es nicht beurteilen.«
Der Kranke schwieg.
»Hauptsache, es ist abgeschlossen«, schrie der Besucher. »Daran hatten Sie selbst nicht mehr recht geglaubt, Genosse Professor.«
Der Alte bewegte die Lippen.

»Sie haben einmal gesagt, daß wir uns nur an unseren eigenen Möglichkeiten messen können. Wer seine Möglichkeiten bis zum letzten genutzt hat, braucht nicht beunruhigt zu sein.«
»Nicht das b . . . beun . . .«
»Was dann?«
Das Gesicht des Alten wandelte sich. Er preßte den Mund zusammen, die strotzende Warze an seiner Lippe verschwand, der Panzer wich einem durchscheinenden grauen Schleier. Er wollte ein Wort aus sich herausstoßen, doch das mißlang ihm vorerst. Er brachte nur ein »G . . .« heraus, das er mehrmals wiederholte; dann verstummte er und blickte seinen Besucher an. Der wagte nicht auszusprechen, was nicht ausgesprochen worden war.
»Unmöglich«, sagte er nach einer ganzen Zeit.
»Am sch . . . schlimmsten«, sagte der Alte, »ist die G . . . G . . . G . . .« Und wieder stockte er.
»Jetzt haben Sie verraten, daß Sie beunruhigt sind«, sagte der Besucher. »Und wenn Sie etwas beunruhigt, können Sie nicht mehr gleichgültig sein.«
Das Wort, endlich aus seiner Klemme gelöst, schien den Alten zu elektrisieren. Seine Augen leuchteten auf, wie immer in früheren Zeiten, wenn er auf eine Erscheinung gestoßen war, die analysiert werden wollte. »Seit Tagen schon G . . . G. . . . Gleichgültigkeit«, sagte er, »G . . ., noch nie h . . . habe ich . . .«
»Eine neue Entdeckung?«
Der Alte nickte.
»Seit wann? Seit diese Abschrift vor Ihnen liegt?«
Der Alte zuckte mit den Schultern.
»Ich glaube, es hat Sie gleichgültig gemacht, daß Sie zum erstenmal in Ihrem Leben nicht lesen können, was Sie interessiert.«
»G . . . glauben Sie?« Der Alte grübelte.
»Aber wie ich sehe«, fuhr der Besucher fort, »läßt diese Gleichgültigkeit Sie nicht gleichgültig. Ihre Gleichgültigkeit regt Sie auf.« Der Alte ließ den Kopf zur Seite sinken. Seine Hand beschrieb zögernd Gesten des Zweifelns. Er lächelte auch ein wenig, zugespitzte Sätze hatten ihn immer amüsiert.
»Leider ist es die Gleichgültigkeit selbst, die verhindert, daß man sie überwindet. Deshalb können Sie nur dagegen ankämpfen, indem Sie sie als eine neue Erfahrung zu genießen beginnen.«
»Ung . . . ung . . . ung . . . ießb . . .«
»Gewiß, auf die Dauer ist sie ungenießbar«, erwiderte der Besucher, »aber durch den Genuß läßt sich vielleicht verhindern, daß sie von Dauer ist.«
Der alte Mann überlegte. Oder vielleicht wandte sich seine Aufmerksamkeit etwas anderem zu. Er zog sich erneut in sich zurück, diesmal aber nicht in

einen Panzer, sondern in ein Schneckenhaus; aus diesem brüchigen Schutz heraus ragten nur die durchscheinenden Ohren, die große Nase und die wieder herabgestülpte Unterlippe. Der Besucher wagte ihn jetzt nicht zu stören. Im Schatten seiner Manuskripte, dachte er; wie klein ist er geworden im Schatten seiner Manuskripte. Sie saßen noch lange so, derweil hatte die Sonne bereits ihr übliches abendliches Gastspiel über der Donau begonnen.

Für ihn selbst unerwartet, trug der Besucher, als die Stille ihn zu bedrücken begann, in umständlichen und unklaren Satzgefügen die alte Theorie des Professors vor, nur eine Privatperson könne in eine absolut aussichtslose Lage geraten; kann aber der Philosoph als Privatperson aufgefaßt werden? Sein Beruf verpflichtet ihn doch, dem Bewußtsein der Menschheit Ausdruck zu geben. Die Antwort darauf liegt natürlich auf der Hand: der Philosoph ist, wenn er nicht mehr philosophiert, durch und durch Privatperson; doch das ist anfechtbar, denn sein Wesen bewahrt eine Kontinuität . . .

Der Alte war nicht neugierig auf das Ende des Satzes. »Das Problem ist«, sagte er müde, aber sehr artikuliert, »daß mich nicht mehr interessiert, was mich mein Leben lang int . . . interessiert hat.«

Der Besucher schauderte. Aus jedes anderen Menschen Mund wäre dieser Satz eher zu erwarten gewesen. Es war, als ob ein Fisch mitteilte, ihn interessiere das Wasser nicht mehr. Auch der Absurdität müssen Grenzen gesetzt werden. »Unmöglich«, erwiderte er. »Beurteilen Sie Ihr Leben als vergeblich?«

Es kam keine Antwort.

»Hätten Sie sich mit etwas anderem befassen sollen? Haben Sie Ihr Talent auf unwesentliche Dinge verschwendet?«

Schweigen. Der alte Mann hatte die Augen geschlossen, der Besucher vermeinte, er schliefe. Er war schon drauf und dran, aufzustehen und sich aus dem Zimmer zu stehlen, da hörte er die Antwort:

»Ein . . . Einlei . . .«

»Sie meinen, es ist einerlei, was Sie Ihr Leben lang gemacht haben?«

Der Alte schüttelte den Kopf. »O . . . Ob . . .«

»Objektiv also ist es nicht einerlei«, sagte der Besucher, »nur subjektiv ist es einerlei.«

Der Alte nickte. Dem Besucher fiel ein Satz ein, den er ebenfalls in diesem Zimmer gehört hatte: »All mein Talent besteht darin, daß ich einiges Gefühl habe für die Unterscheidung objektiver und subjektiver Faktoren.« Dieses Talent übte er anscheinend auch jetzt.

»Glauben Sie nicht«, fragte der Besucher, »daß Ihr Interesse deshalb erloschen ist, weil Sie praktisch den Lauf der Dinge in keiner Weise mehr beeinflussen können?«

Die Augen des Alten leuchteten auf. »Mö . . . Mög . . .«

»Wenn es aber möglich ist, dann ist die Gleichgültigkeit die Fortsetzung Ihrer bisherigen Nicht-Gleichgültigkeit. Denn Ihr Interesse entsprang Ihrem Wunsch, die Welt zu verändern. Beschauliches Reflektieren ist Ihnen stets fremd gewesen.«
»L . . . Lang . . .«
»Ja! Gleichgültigkeit und Langeweile gehen eine Koalition ein. Da Sie aber keine andere Wahl haben, sollten Sie jetzt versuchen, auch in der Beschaulichkeit Genuß zu finden. Zum Beispiel, indem Sie Ihre eigene Gleichgültigkeit analysieren.«
»G . . . Gleichgültigkeit«, sagte der Kranke, »G . . . Gleichgültigkeit.« Als ob er in diesem Wort untergetaucht wäre. Er schwieg eine Weile, dann setzte er hinzu: »K . . . Krankenhaus. Dort . . . Dort . . .«
»Das Krankenhaus ist ein ideales Gelände für beschauliches Reflektieren«, sagte der Besucher und wischte den Schweiß seines Gesichts in den Arm.
»Was sonst könnte man im Krankenhaus noch machen?«
Ein ironischer Blick tastete über den sonnengebräunten runden Schädel des Besuchers. Bei diesem Blick war der Kranke wieder im Vollbesitz seiner Fähigkeiten. Um nichts in der Welt hätte er ausgesprochen, was man in einem Krankenhaus noch machen kann, und auch sein Gesprächspartner wollte es nicht von ihm hören.
»Wann gehen Sie ins Krankenhaus?« fragte er rasch.
»Ich g . . . g . . . nicht . . .«
»Sie gehen nicht? Aber soviel ich weiß . . .«
Die Antwort bestand in einer zustimmenden und einer verneinenden Kopfbewegung.
»Sie meinen, Sie gehen nicht, aber man bringt Sie?«
»Ein G . . . Geg . . .«
». . . kann nicht gehen. Aber Sie sind kein Gegenstand, Genosse Professor.«
»S . . . sub . . .«
»Subjektiv sind Sie ein Gegenstand?« fragte der Besucher. »Als einen solchen betrachten Sie sich?«
Die Antwort war von einem Kopfschütteln begleitet. »Bio . . . biol . . .«
»Biologisch kein Gegenstand? Wohl aber gesellschaftlich?«
Der Alte nickte zufrieden. Dieses Gesicht zeigt er immer, dachte der Besucher, wenn er am Ende eines verwickelten Gedankenganges anlangt. Ein flüchtiges Lächeln, ein spöttelnder Blick.
Im Speisezimmer klirrte Geschirr. Der Besucher beobachtete, nun nicht mehr verwundert, wie sich auf das alte Gesicht ein Schleier legte und dann eine Panzerschicht lagerte, ohne daß sich auch nur ein Gesichtszug verän-

dert hätte. Tante Bori warf einen Blick herein. Der Besucher stand auf und sah auf seine Uhr, Viertel acht war vorbei. »Das Abendessen haben wir uns redlich verdient«, sagte er. Der Alte antwortete nicht. Er ließ es zu, daß sein Gast ihm aufstehen half und ihn am Ellbogen hinüberführte zum Schauplatz der Abendmahlzeit, wo die Frau mit dem schwammigen Gesicht und der schmächtige Mann bereits wartend am Tisch saßen.

Marie Luise Kaltenegger
Die Leute vom Karl Marx Hof
(Wien)

Der Herr Vogler wohnt im Karl Marx Hof. Seit langem schon. Damals im neunundzwanziger Jahr, wie die Familie Vogler eine Wohnung im Superblock gekriegt hat, ist er noch ein kleiner Bub gewesen. Aber er weiß noch ganz genau, wie sie alle ganz narrisch vor Freud' gewesen sind. Der Karl Marx Hof, ja, das war das Paradies. Man kann das ja gar net beschreiben, was es damals für eine Arbeiterfamilie geheißen hat, eine Wohnung zu haben, wo das Wasser drinnen ist und das Klo auch. Mein Gott, die Leut' haben ja in richtigen Löchern hausen müssen. Sieben oder acht Personen in Zimmer-Kuchl-Kabinett, vielleicht auch noch im Keller, und mit der Bassena am Gang und einem indischen Klo, jenseits des Ganges, verstehen'S? Der Herr Vater ist ein Eisenbahner gewesen. Auf der 81er Stiege waren viele Eisenbahner. Lauter Genossen. Um eine Wohnung in einem Gemeindebau zu bekommen, war es schon gut, wenn einer bei der Partei war, unbedingt notwendig war es nicht. Ja damals bis hin zum vierunddreißiger Jahr war der Karl Marx Hof eine Stätte der Begeisterung. Mit uns zog die neue Zeit. Drum weh du flammende, Du rote Fahne, voraus dem Wege, den wir zieh'n, wir sind der Zukunft getreue Kämpfer, wir sind die Arbeiter von Wien. Das Proletariat der ganzen Welt hat das rote Wien geliebt. Heut' ist das halt alles anders. Jetzt kommen die Touristen und fotografiern den Karl Marx Hof, als wenn er ein Museum wär'. Es vergeht ja praktisch kein Tag, an dem nicht ein Bus voll Japaner vorfahren tät'. Architekten kommen auch und schauen sich unsere großen Höfe an und die vielen Balkone und die 218 Linden, die wir haben.
Vieles hat sich überlebt. Es ist eine andere Zeit jetzt. Den Leuten geht es gut, und die haben den Kopf ganz woanders als wir damals. Der 1. Mai zum Beispiel. Das war früher ein Fest. Die Leute haben Girlanden gemacht, und der Bau war ganz von roten Fahnen umweht. Heute können'S die Fenster

zählen, wo noch Fahnderln ausgesteckt sind. In Scharen sind wir ausgerückt damals, ein Menschenmeer war das. Heute sind's ein paar Hundert, die noch zum Ring marschieren. Es soll ja schon Hausparteien geben, die sich genieren zu sagen, daß sie im Karl Marx Hof wohnen. Wenn sie einer fragt, sagen's, sie wohnen in Döbling. Und wenn's gefragt werden, wo in Döbling, dann sagen's, in einem Gemeindebau. Und wenn's weiter gefragt werden, in welchem, dann sagen's, in dem in der Boschstraße. Das ist die Straße, die hinten am Karl Marx Hof vorbeiführt, die kennt keiner, wenn sie Heiligenstädter Straße sagen würden, tät' jeder wissen, daß es sich um den Karl Marx Hof handelt. Ist das nicht eine Schand' sondergleichen, den Bau so zu verleugnen? Es will ja auch keiner mehr ein Arbeiter sein. Ein jeder will »Angestellter« heißen. Und wenn man sich so die Jungen anschaut – na, ich weiß net. Nix als Fußballspielen tun's. Wir haben Republikaner und Frankisten gespielt. Wir vom Karl Marx Hof waren die Republikaner, und die Buben von den besseren Leuten in Döbling, also den Weinpanschern zum Beispiel, die waren die Frankisten. Schön klassenmäßig verteilt waren die Rollen. Die Döblinger, glaube ich, haben es dem roten Wien ja nie verziehen, daß es ihnen den Karl Marx Hof, die rote Trutzburg, mitten in das feine Viertel hineingestellt hat. Der Karl Marx Hof ist von den Bürgerlichen ja immer sehr angefeindet worden. Ein Sperrfort, haben sie ihn genannt, und ganz allgemein haben sie die Gemeindebauten als Sammelpunkt gesellschaftsfeindlicher Elemente bezeichnet, die nichts anderes im Sinn haben, als gegen die Staatsmacht zu kämpfen. Gut, im vierunddreißiger Jahr ist ja wirklich gekämpft worden. Aber da fragen'S besser die Genossin Müller auf der 17er Stiege, der ihr Mann war einer der Schutzbundkommandanten vom Karl Marx Hof. Jetzt ist er ja leider schon tot. Der Johann Haas hätte auch viel erzählen können. Aber von der alten Garde gibt's ja immer weniger.

Ein paar Stiegen weiter, da sind noch ein paar Kommunisten. Die sind noch ganz vom alten Schlag. Wenn man was braucht, kann man immer zu denen gehen. Politisch haben wir ja nix miteinander zu tun, aber man respektiert sich halt gegenseitig. Ich kann mich noch gut an den Anton Vogelsang erinnern. Das war ein Eisenbahner, der für die Rote Hilfe gesammelt hat. Im KZ, in Dachau ist er umgebracht worden. Die Nazi haben Bluthunde auf ihn gehetzt. Die Jungen, die wissen von den ganzen Sachen ja gar nichts mehr. Das soll nicht heißen, daß alle Jungen lau und uninteressiert sind, aber wenn man sich so die Sektionen anschaut, dann sieht man halt doch, daß es immer nur die Alten sind, die kassieren gehen und die Parteizeitung austragen. Das ist schon traurig. Es hilft ja nichts, den alten Zeiten nachzuweinen, aber das, was den Karl Marx Hof immer ausgezeichnet hat, das war der tiefverwurzelte Gemeinschaftssinn. Heute aber ist eine gewisse Fremdheit da zwischen den Leuten. Man hilft sich nimmer so wie früher. Man tut nix

mehr gemeinsam. Die Zeit ist anders. Die Leut' sind anders. Schauen'S, früher hat es im Karl Marx Hof 25 Geschäfte gegeben, lauter Greißler und Kleingewerbler. Heute gibt's hinter dem Karl Marx Hof einen Supermarkt, das PamPam. Die Greißler sind futsch und die Luft ist verpestet, weil die Leute aus der ganzen Umgebung mit ihrem PKW zum Einkaufen angefahren kommen. Wenn wir die Linden nicht hätten, wäre es nicht auszuhalten. Ich denke mir oft, daß der Architekt, der den Karl Marx Hof entworfen hat, der Herr Oberstadtbaurat Karl Ehn, ein poetischer Mensch gewesen sein muß. Er hat Sommer- und Winterlinden pflanzen lassen. Sind die einen abgeblüht, fangen die andern an, und viele Wochen hindurch riecht's im Karl Marx Hof nach nichts anderem als nach Lindenblüten. Das ist schon sehr schön. Es ist ja so, daß eigentlich niemand aus dem Bau ausziehen will, obwohl die Wohnungen klein sind für die heutigen Verhältnisse. Die meisten haben ja nicht mehr als 57 Quadratmeter. Aber dafür gibt's halt rundherum viel Licht und Luft. Es atmet sich frei im Karl Marx Hof, das muß man schon sagen.

Der Leiter des Döblinger Heimatmuseums ist der Herr Oberschulrat Patat. Er verwahrt eine Festschrift anläßlich der feierlichen Eröffnung des Karl Marx Hofes am 12. Oktober 1930. Die fein säuberlich gebundene Broschüre gibt Aufschluß über die baulichen Details dieser Wohnhausanlage der Gemeinde Wien auf der Hagenwiese in Heiligenstadt, die aus den Mitteln der Wohnbausteuer in den Jahren 1926 bis 1930 errichtet wurde. Einen Kilometer lang ist die Gebäudefront, die einen breiten fortfließenden Mäander aus Balkonen aufweist und durch vier Verbindungsstraßen, von mächtigen Torbögen überbrückt, unterbrochen ist. Nicht einmal ein Fünftel des Gesamtareals von 156 027 Geviertmeter ist verbaut, da die sozialdemokratische Mehrheitsfraktion des Gemeinderates von Wien der Meinung war, daß große Höfe mit Gärten und Spielplätzen der Volksgesundheit zuträglich seien. 1382 Wohnungen verteilen sich auf 100 Stiegen, die von den monumentalen Innenhöfen aus zugänglich sind. Für den Bau des Superblocks wurden 32 530 000 Schilling veranschlagt. Die Endabrechnung ergab einen Gesamtkostenaufwand von 28 640 490 Schilling. Und da jeder Ziegel und jedes Brett peinlichst genau aufgezeichnet wurden, können die Karl Marx Höfler auch jederzeit nachlesen, was und wieviel in dem gigantischen Bauwerk steckt: 24,4 Millionen Stück Ziegel, 19,8 Millionen kg Zement, 3,5 Millionen kg Rundeisen, 2,3 Millionen kg Kalk, 1,26 Millionen kg Gips, 130 000 Kubikmeter Sand und Schotter, 24 400 Geviertmeter Glas, 63 200 Geviertmeter Brettelböden, 614 000 Stück Dachziegel, 7000 Türen und 5600 Fenster.
Im Karl Marx Hof gibt es zehn Wohnungstypen, die sich folgendermaßen aufgliedern:

Ledigenzimmer	88 Stück
Küche, Zimmer	125 Stück
Küche, Zimmer, Kammer	748 Stück
Küche, 2 Zimmer	159 Stück
Küche, Zimmer, 2 Kammern	136 Stück
Küche, 2 Zimmer und Kammer	93 Stück
Küche, 3 Zimmer	16 Stück
Küche, 2 Zimmer und 2 Kammern	6 Stück
Küche, 3 Zimmer und Kammer	10 Stück
Küche, 3 Zimmer und 2 Kammern	1 Stück

Ein Zimmer hat durchschnittlich 20 und eine Kammer 12 Geviertmeter. Alle Wohnungen besitzen einen Vorraum, einen Abort mit Wasserspülung, eine Wohnküche mit Kochnische, Wasserleitung und Gasherd, elektrische Beleuchtung und für Heizungszwecke einen Koksofen, die Fußböden bestehen aus Eichenbohlen, alle Zimmer haben direkten Lichtzutritt, den Wohnungen sind häufig Balkone vorgelagert, und jede Wohnung hat ein Keller- und Dachbodenabteil.

Die Enge in der Wohnung wurde durch die Weite der Anlage und etliche Gemeinschaftseinrichtungen gelockert. Im Karl Marx Hof wurden 2 Zentralwäschereien mit 62 Waschständen errichtet, ferner 2 Bäder mit 20 Wannen und 30 Brausen, 2 Kindergärten, 1 Zahnklinik, 1 Mütterberatungsstelle, 1 Kaffeehaus, 1 Bibliothek, 1 Jugendheim, 1 Postamt, 1 Krankenkasse mit Ambulatorium, 1 Apotheke und 25 Geschäftslokale.

Ein Foto, das den Mittelteil des Karl Marx Hofes zeigt, mit den sechs Turmaufbauten und den hochragenden Fahnenstangen, trägt die Bildunterschrift: »Wieder ein Stück Marxismus!«

Und der Herr Oberschulrat sagt, daß sich damals eben keiner für den Marxismus geschämt habe, wie ja auch die Benennung der Gemeindebauten nach sozialistischen Denkern und Politikern ein deklamatorischer Akt war. Die Sozialdemokratische Partei hat hierdurch demonstriert, daß sie das Gemeindebauprogramm – in zehn Jahren wurden insgesamt 382 Objekte mit 65 000 Wohnungen errichtet – nicht nur als soziales Anliegen empfand, sondern es auch in seiner politischen Dimension zum Tragen bringen wollte. Es wurde selbstbewußt und mächtig gebaut, monumental sozusagen, mit vielen Gemeinschaftsanlagen, um schon von der Architektur her zu bekunden, daß der soziale und kulturelle Aufstieg der Arbeiterschaft als Klasse angestrebt wird. Daher hat man ja auch in vielen und langen Diskussionen das Konzept der »Superblocks« und »Volkswohnpaläste« durchgedrückt und andere Varianten des Wohnbaus, wie die Siedlungsbewegung, die jede Arbeiterfamilie in einem kleinen Häuschen am Stadtrand unterbringen wollte, verworfen. Man wollte eben die ethisch-moralischen Normen der Arbeiterklasse zum Gradmesser der zwischenmenschlichen Beziehungen machen und nicht das Individuum in den Mittelpunkt stellen, wie dies

dem bürgerlichen Persönlichkeitsideal entsprach. Also wurden nicht kleine Reihenhäuser mit Gärtchen gebaut, sondern ausgedehnte Wohnanlagen in mehrgeschossiger Bauweise, wobei die Stiegeneingänge nicht mehr von der Straßenseite, sondern vom Hofe her zugänglich waren. Das hat die Bürgerlichen sehr gestört. Sie witterten Umsturz, da sich die Arbeiter ja nun nicht mehr unter den Augen der Polizei auf der Straße zu sammeln brauchten, sondern dies in den geschlossenen Höfen tun konnten. Für die Bürgerlichen war das Wohnbauprogramm des Roten Wien ein subversiver Akt.

Die Frau Friedericke Müller ist schon seit 66 Jahren bei der Partei. 1898 wurde sie geboren, und im Jahre 1917 ist sie als junge Fabrikarbeiterin der Partei beigetreten. Seitdem ist sie eine Sozi und geht immer noch im Bau abkassieren. 1927, als der erste Bauabschnitt des Karl Marx Hofes fertig war, sind sie und ihr Mann hier eingezogen. Damals hat sich etwas getan in Wien. Es wurde viel gesportelt und marschiert. Die Arbeiterbewegung hat den »neuen Menschen« schaffen wollen, und das Rote Wien hat kolossale Gemeindebauten errichtet. Ein jeder, der etwas auf sich gehalten hat, war bei einem Verein, und die Männer haben gar keine Zeit mehr gehabt, um ins Wirtshaus zu gehen. Die Kinder sind freier aufgewachsen, und für die Frauen war auch vieles leichter. Man hat irgendwie mitreden können, und es war schon recht fein, daß eine jede einmal im Monat in der Zentralwaschküche ihren Waschtag hat haben können. Da waren lauter Kabinen, und in jeder Kabine war ein Waschkessel und ein Waschtrog. Außerdem hat es noch Zentrifugen und Mangelmaschinen gegeben. Heute ist das ja alles modernisiert. Jetzt steht halt eine Waschmaschine in der Kabine, eine Schleuder und ein Trockner.
Unter dem Dollfuß ist es dann sehr schlimm gewesen. Als der Herr Dollfuß den Soldaten den Befehl gegeben hat, die Gemeindebauten zu stürmen, da ist sehr viel Blut geflossen. Mein Mann, er hat im Ersten Weltkrieg das Maschinengewehr bedient, der hat mit den anderen Schutzbündlern vom Dachboden aus den Karl Marx Hof verteidigt. Die Frauen sind mit Prackern und Besen auf die Heimwehrler und Soldaten losgegangen. Viermal vierundzwanzig Stunden hat der Kampf gedauert. Wir haben ja nicht viel aufzuweisen gehabt gegen die Staatsmacht mit ihren Panzerwagen, Kanonen und Haubitzen. Die hat uns einfach zusammengeschossen. Und wie alles vorbei war, haben die Standgerichte ihr schändliches Werk begonnen. Mein Mann ist geflohen, und ich hab' dann praktisch jeden Tag Hausdurchsuchung gehabt. Ich bin sehr schlecht behandelt worden, aber es ist ja vielen so gegangen. Wie dann die Nazi gekommen sind, habe ich aus dem Karl Marx Hof ausziehen müssen. Mit dem Handwagen habe ich meine paar Habseligkeiten hinüber in die Brigittenau geführt. Dann ist Krieg gewesen, und dann sind noch viele Bomben auf Wien gefallen, bis es Zeit war für die

Zweite Republik. Gleich nach dem Krieg bin ich wieder in meine alte Wohnung im Karl Marx Hof zurückgekommen. Ein paar Stiegen waren ausgebombt. Die 12er Stiege zum Beispiel und die 84er auch. Viel Leut' waren nimmer da. Hingerichtet, gestorben im KZ, gefallen im Krieg, beim Bombenangriff umgekommen, und die Juden, die wir im Bau gehabt haben, die sind auch nicht mehr wiedergekommen. Mein Gott, wir haben wirklich schlimme Zeiten durchleben müssen. Jetzt bin ich alt, mein Mann ist schon lang tot, und die Jungen wollen nichts wissen und nichts hören. Alte Geschichten, sagen's. Aber wer weiß, ob's so bleibt, wie es jetzt ist. Ich geh' halt immer noch jeden Montag zum Sektionsabend, streite mich mit der Genossin Miklautz, meiner besten Freundin, und rauche 25 Zigaretten am Tag.

Die Zipsers wohnen seit vier Jahren im Karl Marx Hof. Die Otti ist 22, der Klaus Peter 28 und die Claudia 4. Als ihnen auf dem Wohnungsamt gesagt worden ist, daß sie im Karl Marx Hof eine Wohnung zugewiesen bekommen, hat sich die Otti wahnsinnig gefreut. Der Karl Marx Hof ist etwas Besonderes. Es ist kein Gemeindebau wie jeder andere. Schon allein deswegen nicht, weil er so majestätisch rot angestrichen ist. 70 000 Schilling Ablöse haben sie dem Vormieter gezahlt, für die Gaskonvektoren, die Einbauschränke und die Dusche. Vielleicht 57 Quadratmeter hat die Wohnung. Zwei Zimmer sind es. Streng genommen würde einem Ehepaar mit Kind nur eine Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung zustehen, also 48 Quadratmeter. Aber die Wohnung ist so schon zu klein. Der Klaus Peter braucht Platz für seine Malerei, die Kleine will spielen, und die Otti weiß nicht, wo sie ein ruhiges Platzerl für sich selbst hernehmen soll. Aber die Miete ist eben gering, und sie haben die Linden vor dem Fenster. Im Monat sind 1044 Schilling und 25 Groschen an Zins zu zahlen.
Das Zinszahlen ist ein wahres Ritual. An jedem Monatsersten und zwar zu einer festgesetzten Stunde pilgert die Gesamtheit der Karl Marx Höfler zum Hausbesorger, um das Geld zu hinterlegen. Je ein Hausbesorger ist für vier Stiegen zuständig. Nachdem der Empfang der Miete im Zinsbüchl quittiert ist, wird das Geld von den Hausbesorgern zu den Hausverwaltern getragen, von denen es mehrere im Karl Marx Hof gibt. Die zählen alles nach und begeben sich dann zum Oberhausverwalter, der wieder alles auf den Groschen genau überprüft und schließlich bei der Gemeinde Wien abliefert. Es ist, als sei der bargeldlose Zahlungsverkehr noch nicht erfunden, und der Hausverwalter ist mit »Guten Tag, Herr Hausverwalter« zu grüßen.
Es gibt ziemlich viel von dem, was man Sozialkontrolle nennt. Jeder kennt jeden, und kaum kommt der Klaus Peter einmal um drei Uhr früh heim, erkundigt sich die Hausbesorgerin, ob in der Ehe noch alles in Ordnung sei. Ein anonymes Wohnen gibt es hier nicht. Die Otti ist froh darüber, der

Klaus Peter meint, daß es etlichen Hausgenossen denn doch an Distanz fehle. Der Karl Marx Hof sei wie ein Dorf mitten in der Großstadt.
Beide sind ziemlich enttäuscht, was das politische Bewußtsein der Karl Marx Hof-Bewohner angeht. Die Alten sind sehr klaß, die alten Sozi und Kommunisten. Die reden noch von Arbeiterkultur und Arbeiterklasse und proletarischer Solidarität. Die nehmen noch Anteil an dem, was sich in der Welt tut. Die ärgern sich noch über einen jeden Nazi, der innenpolitisch mitmischt, und führen lautstarke Diskussionen unten im Hof. Aber die nachrückende Generation ist total verbürgerlicht. Die Dreißigjährigen und darüber, die interessiert nur, ob sie einen Datsun vor der Tür stehen haben und ob sie auf Urlaub nach Kenya fahren können. Wie die Zipsers eingezogen sind, haben sich die Hausparteien über die vielen Bücher mokiert. Man hat keine Bücher, man hat einen Spannteppich und Kika-Möbel. Man zieht auch als Frau keine Jeans an, sondern einen hübschen Rock. Und die Kinder tragen Lackschuhe und keine Tennispatschen wie die Claudia. Wenn man verheiratet ist und ein Kind hat, dann geht man auch nicht arbeiten, sondern bleibt zu Hause. Man hat auch nicht ein Kind, sondern zwei Kinder. Am Montag und Dienstag tut man waschen, am Mittwoch und Donnerstag tut man putzen, am Freitag geht man Einkaufen, und am Samstag und Sonntag fährt man mit dem Wohnmobil hinaus ins Grüne. Zur Versammlung der Partei geht man nur, wenn man etwas braucht. Eine größere Wohnung zum Beispiel.
Der Karl Marx Hof ist eine leere Hülse geworden, sagt der Klaus Peter. Die politische Dimension des Superblocks ist auf Nullkommanichts heruntergeschraubt. Bei den Jugendlichen, also denen unter Zwanzig, kann man zwei Schichten erkennen. Da sind die einen, die »Benetton« und »Lacoste« auf allen erdenklichen Kleidungsstücken und Accessoires draufstehen haben, hochdeutsch reden und in die In-Lokale im Ersten Bezirk gehen. Dann die andern, die Jeans und Lederwesten tragen, das breiteste Wienerisch von sich geben und im Beisl herumhängen. Die Noblen und die Hackler. Die einen wollen mit den andern nichts zu tun haben.
Die Kleinbürger und Aufsteiger, die Kronenzeitungsleser und Opportunisten sind auf dem Vormarsch, die unentwegten Proletarier gibts nur mehr zum Drüberstreuen. Die Tatsache, daß es im Karl Marx Hof neuerdings ein Squash-Center gibt, ärgert den Klaus Peter ganz besonders. Der Klubbeitrag kostet 7000 Schilling pro Jahr, und das können sich nur die Oberbonzen leisten und die besseren Herrschaften aus Döbling. Gemessen an dem, was man einmal versucht hat, im Karl Marx Hof zu leben – Solidarität, Organisiertheit und Streben nach Übereinstimmung zwischen individuellen und kollektiven Interessen –, ist der Superblock heute ein Museum. Er steht eh unter Denkmalschutz, sagt die Otti und lacht.

„Ganze 90 000 Leute leben da draußen. Wer schert sich schon darum?"
Henry Kissinger

128 S. mit Abb., kt. DM 19,80

Syndikat
Autoren- und Verlagsgesellschaft

Hebräische Räuber radikalisierten die Praktiken des Raubens, Mordbrennens und Wegelagerns — sie waren die Erfinder des organisierten Verbrechens. Ihre Ghettos schlossen sie zu lückenlosen Geheimnetzen zusammen, installierten Post- und Zeitungswesen durch "Zinken" und "Schnurren".

Bereits im 16. Jahrhundert operierten sie international und lehrten sogar die Neapolitaner das Fürchten. Geschichten aus den Zeiten, als Rauben noch geholfen hat. Durch die Jahrhunderte und halb Europa spielten die hebräischen Räuberbanden eine hervorragende Rolle im Guerillakrieg zwischen Räuber und Gendarm, Extremisten der unteren Klassen. Und so berichten die Prozeßakten minutiös von den hebräischen Delinquenten, denen die Haut in Streifen vom Leibe hing und die auf ihre Peiniger nur spuckten.

Bis zu ihrem kollektiven Tod im Zug der Industrialisierung, ihrer Liquidierung durch den Faschismus und schließlich der Verdrängung ihrer bloßen Existenz aus dem Spatzenhirn der bürgerlichen Geschichte — bis auf den heutigen Tag.

Helmut Reinicke.
GAUNERWIRTSCHAFT.
Die erstaunlichen Abenteuer hebräischer Spitzbuben in Deutschland.
200 S., 100 Abb., 34 DM.

: TRANSIT
Buchverlag Gneisenaustr. 2 1 Berlin 61 Tel. 030 - 691 20 35

Heike Behrend
Die Zeit geht krumme Wege
Bei den Tugen in Ostafrika

Wie für einen Reisenden, der am Fenster eines Zuges sitzt, Geschwindigkeit und Länge der anderen Züge variieren, je nachdem ob diese sich in der gleichen oder in entgegengesetzter Richtung fortbewegen, so ist nach Levi-Strauss auch die Geschichtlichkeit oder der Fortschritt einer Gesellschaft eine Funktion, nicht ihrer objektiven Eigenschaften, sondern des Standorts des Betrachters: eine »kumulative« Geschichte haben Gesellschaften, die sich in der gleichen Richtung wie unsere eigene entwickeln, »deren Entwicklung für uns also eine Bedeutung hat«, während andere Gesellschaften als »stationär« erscheinen, »nicht weil sie es tatsächlich sind, sondern weil ihre Entwicklungskurve für uns nichts bedeutet, nicht mit den Begriffen unseres eigenen Bezugssystems meßbar ist«. Und immer dann, wenn eine Gesellschaft als unbeweglich oder stationär beschrieben wird, müsse man sich fragen, ob diese scheinbare Unbeweglichkeit nicht unserer Unkenntnis entspringt.

Doch hat die westliche Zivilisation sich als »kumulativer« erwiesen als die anderen, sie gehört zu den »heißen« Gesellschaften, so Levi-Strauss, deren Glück wie das eines Spielers von mehreren Würfeln abhängt und mit jedem Wurf neue Kombinationen bietet. »Kalte« Gesellschaften dagegen scheinen dieses Würfelspiel des Zufalls und der Zukunft nicht zu kennen: obwohl auch sie *in* der Geschichte existieren, haben sie eine besondere Weisheit hervorgebracht oder bewahrt, die sie verzweifelt antreibt, sich jeder Veränderung ihrer Strukturen zu widersetzen, um das Einbrechen von Geschichte, wie sie heißen Gesellschaften eignet, zu verhindern. Doch tun sie das nicht blind, dem Zwang der Tradition gehorchend: auch in Levi-Strauss' kalten Gesellschaften wird listig mit der Geschichte umgesprungen, werden Institutionen abgeschafft oder verändert, wenn sie den Menschen nicht mehr passen. Und neben der Anstrengung des Bewahrens der Tradition findet sich die Anerkennung des Neuen, Einmaligen, Nochniedagewesenen, ohne daß sich daraus ein Widerspruch ergäbe.

Wie der Kwakiutl-Indianer, der den Ethnologen Franz Boas in New York besuchte und den weder Wolkenkratzer noch Autos interessierten, dafür aber Riesen, Zwerge, bärtige Damen und Automaten, die damals am Times Square ausgestellt waren, so verbrachte ich seit 1978 – mit ähnlich einge-

schränktem Blick – fast ein Jahr in den Tugenbergen bei den *Tugen*, einer akephalen Stammesgesellschaft im Nordwesten Kenias. Zufällig bei einem heftigen Streit erfuhr ich von ihrer Erwartung, die Kolonialzeit werde sich wiederholen. Mit dem schlechten Gewissen des Ethnographen ausgestattet, der um die enge Verbindung von Kolonialismus und Ethnologie weiß, protestierte ich und wandte vorsichtig ein, einmal Kolonialismus habe doch gereicht. Ein Ältester wies mich scharf zurecht und erklärte, daß hier in den Tugenbergen ein Märchen nicht wie bei uns mit »es war einmal« beginne, sondern mit »es war zweimal (oder viele Male) und wird auch noch ein drittes Mal sein«.
Darauf begann ich, mich für ihre Vorstellung von Geschichte zu interessieren.

Tugen haben ein zyklisches Altersklassensystem, das wesentlich ihre Zeit- und Geschichtsvorstellung bestimmt.
Als Altersklassensysteme bezeichnen Ethnologen soziale Gruppen, die – hierarchisch gegliedert – den Fluß der Zeit markieren, indem sie Menschen in bestimmte Kategorien ordnen und dadurch die Zeit strukturieren. Altersklassensysteme sind Versuche, die Zeit zu zähmen, Ungleichzeitiges gleichzeitig zu machen: im Initiationsritual, das den Eintritt in eine Altersklasse markiert, verordnen sie die soziale Geburt von Frauen und Männern, Mädchen und Knaben unterschiedlichen Alters, die dann als »Gleichaltrige« gemeinsam die verschiedenen Stadien des Lebenszyklus durchlaufen. Altersklassensysteme sind Versuche, Alter, Generationen und den Fluß der Zeit zu versöhnen.
Tugen unterscheiden acht Altersklassen, in die im Abstand von etwa 15 Jahren junge Frauen und Männer initiiert werden:

Männer	*Frauen*
Kimnyegew	Chelemei
(Maina)	Chepargamei
Nyongi	Chepingwek
Chumo	Chesiran
Sowe	Chemusonya
Korongoro	Chepsor
Kipkoimet	Selengwech
Kaplelach	Cheptinap

Gesellschaftliche Arbeit verteilt sich auf die verschiedenen Altersklassen, und ihrer hierarchischen Ordnung entspricht eine Pyramide des Wissens. Kimnyegew, (Maina) und Nyongi sind zur Zeit die Ältesten, »denen das Ritual gehört«. Sie stehen dem Tod und den Toten, die sich in Ahnengeister verwandelt haben, nahe und ihre Arbeit ist es, mit *Ilat*, der den Regen

bringt, *Asis*, dem Gott, dem die Welt gehört, und den Ahnengeistern zu verhandeln. Chumo ist zur Zeit die Altersklasse, »der die Welt gehört«. Sie entscheidet über Politik und Rechtsprechung. Sowe und Korongoro sind Krieger, und Kipkoimet wird zur Zeit initiiert. Kaplelach sind Kinder, sie werden »Affen« genannt, weil sie – noch nicht initiiert – eher dem Bereich der Wildnis angehören als dem der Menschen. Denn erst die Initiation in eine der acht Altersklassen macht aus einem »wilden« ein menschliches Wesen.

Das Verhältnis der Altersklassen zueinander beschreibt ein Ältester so: »Jetzt gehört Chumo die Welt. Ihnen gehört die Welt, bis die nächste Altersklasse wächst und initiiert wird. Dann gehört Sowe die Welt. Chumo zeigt Sowe den rechten Weg. Wenn Sowe alles weiß, dann sagt Chumo zu ihnen: ›Die Welt gehört euch!‹ Nyongi lehrte Chumo. Nyongi hat seine Aufgabe beendet. Nyongi schläft jetzt. Sie sagten zu Chumo: ›Ihr seid dran!‹ Findet *kokwet*, der Ältestenrat, statt, dann sitzt Nyongi dabei und schaut zu, wie Chumo arbeitet. Machen sie einen Fehler, dann sagt Nyongi: ›Ihr seid vom Weg abgekommen.‹ Dann entschuldigt sich Chumo. Wenn Chumo an Sowe die Welt übergibt, dann übernimmt Chumo die ›Waffen des Rituals‹. Dann werden sie, wie Nyongi jetzt, Rituale leiten und durchführen.«

Die Zugehörigkeit zu einer Altersklasse bestimmt wesentlich die soziale Identität einer Person. Fragt man, wer der und der sei, so wird als Antwort die Altersklasse angegeben: er ist Nyongi. Fragt man nach dem Alter einer Person, so erhält man die gleiche Antwort.

Altersklassen bestimmen auch, wen man heiraten darf. Männer sollen Frauen heiraten, die zur gleichen Zeit in die parallele Altersklasse initiiert wurden. (Männer können auch Frauen einer jüngeren, nachfolgenden Altersklasse heiraten, niemals aber Frauen, die einer vorangegangenen Altersklasse angehören. Chumo z. B. heiraten Chesiran und Chemusonya, sie dürfen aber nicht Chepingwek heiraten.)

Die Ältesten der Altersklasse, »der die Welt gehört«, bestimmen den Zeitpunkt der Initiation. In Geschichten erzählen Tugen, wie die Alten immer wieder versuchten, die Initiation der jungen Männer hinauszuzögern oder die Initiationszeit der Mädchen früher als die der Männer zu beenden, um die Mädchen »zu stehlen«, d. h. selbst zu heiraten. Um sich nicht von den Alten, den Vätern, bestehlen zu lassen, »stahlen« dann die jungen Männer ihrerseits die Initiation: sie zogen zu den benachbarten Nandi, Pokot und Elegeyo, ließen sich initiieren, kehrten zurück und heirateten.

Tugen haben ein zyklisches Altersklassensystem. Nach 100 bis 120 Jahren, wenn die Ältesten einer Altersklasse gestorben sind, wird ihr Name wieder der »heranwachsenden« Altersklasse gegeben, und ein neuer Zyklus beginnt.

Goethe Institut e.V. Bibliothek

Das zyklische Altersklassensystem bestimmt auch die Grenzen physischen Lebens. Zu früh Geborene, Kinder, die von noch nicht initiierten Mädchen geboren wurden, werden, noch bevor sie den ersten Atemzug machen, erstickt. Zu spät Sterbende, die Alten einer Altersklasse, die noch leben, obwohl bereits Kinder da sind, die in die Altersklasse, die ihren Namen trägt, initiiert werden, begehen kollektiv Suizid. Tugen erzählen, daß diese Alten sich an den Händen faßten und singend und tanzend eine Klippe hinunterstürzten.
Tugen sagen, daß oft Haß und Neid zwischen Vätern und Söhnen ist, obwohl sie sich lieben sollten. Deshalb sei es notwendig, die Generation der Väter von der der Söhne durch mindestens eine Altersklasse zu trennen. So sind die Söhne von z. B. Chumo Korongoro, und die Väter von Kipkoimet sind Sowe. Aus dieser Trennung von Vätern und Söhnen durch eine Altersklasse ergibt sich auch, daß ein Mann der gleichnamigen Altersklasse angehört wie sein Ur-Ur-Großvater und sein Ur-Ur-Enkel.
Gleichnamige Altersklassen werden miteinander identifiziert. Die alten Kipkoimet werden als die Wiederkehr der jungen Kipkoimet angesehen, und die alten Kimnyegew nennen die noch nicht oder gerade initiierten Kipkoimet, die ihre Ur-Enkel sind, »Väter«, weil diese die Wiederkehr ihrer eigenen Väter, die Kipkoimet waren, sind.
Auch werden gleichnamigen Altersklassen Eigenschaften zugesprochen, die sich in jedem Zyklus wiederholen. So gilt die Altersklasse Korongoro als »heiß, kriegerisch und streitsüchtig«, und Tugen erwarten, daß alle kommenden Altersklassen mit dem Namen Korongoro heiß, kriegerisch und streitsüchtig sein werden, so wie sie es schon immer waren. Die Altersklasse Kaplelach beschreiben sie dagegen als »kühl, ruhig und friedliebend« und erwarten, daß bei allen Altersklassen mit dem Namen Kaplelach diese Eigenschaften wiederkehren.
Doch nicht nur die einer Altersklasse zugesprochenen Eigenschaften wiederholen sich im folgenden Zyklus. Tugen erwarten auch, daß die Ereignisse, die zur Zeit einer bestimmten Altersklasse stattfanden, sich wiederholen. Gebunden an den Kreislauf der Altersklassen haben Tugen ein zyklisches Geschichtskonzept, das die Wiederkehr der immer gleichen Ereignisse postuliert. Sie haben eine »kalte« Geschichte, in der nichts verlorengeht, aber auch nichts neu entsteht. Und doch ist ihr Gedächtnis, das sich im Kreis dreht, nicht zu müde, um einen Sprung aus diesem Kreis herauszumachen.

Tugen haben kein besonderes Interesse an der Erinnerung vergangener Ereignisse. Um ein Ereignis in der Zeit zu fixieren, ordnen sie es einer bestimmten Altersklasse zu. Sie sagen: als Kaplelach die Ältesten waren, gab es Krieg, oder: als Chumo initiiert wurde, brachen Heuschrecken ein. Fragt

man dann, um welche Chumo es sich handelt, ob um die letzten, die vorletzten oder die davor, dann antworten Tugen, daß sie die einzelnen Zyklen nicht zählen oder unterscheiden, weil das Ereignis sich ja doch wiederhole; es sei nicht von Bedeutung, bei welchen Chumo die Heuschrecken eingefallen seien, weil immer zur Zeit der Initiation von Chumo Heuschrecken einfallen. Und wirklich wiederholen sich die Ereignisse, weil Tugen sie nach dem ihnen überlieferten Muster interpretieren und danach handeln.
Tugen sagen aber auch, daß sie *otin*, die Geschichte, »schlagen«, so wie sie nach einem schlechten Traum auf Ziegenhäute schlagen, um durch den Lärm die Gedanken an den Traum zu vertreiben. Und obwohl sie wissen, daß vor allem Leiden und Hunger im Kreislauf der Altersklassen festgehalten werden, versuchen sie doch, der Geschichte den Schrecken zu nehmen, ihr wie im Märchen zu entrinnen: als im letzten Jahrhundert die Altersklasse Maina eine katastrophale Niederlage erlitt, entschlossen sich die Ältesten listig, diese Altersklasse abzuschaffen, um eine Wiederholung der Katastrophe im nächsten Zyklus zu verhindern. Ihre Maßnahme hatte Erfolg. Die Katastrophe blieb aus. Seither haben Tugen statt acht nur noch sieben Altersklassen.
Die Antinomie zwischen Fatum und Willen mag für Philosophen ein Problem sein, für Tugen ist sie keins.

In Geschichten und Liedern erinnern Tugen ihre jüngste Geschichte: die Kolonialzeit. Obwohl sie im Vergleich zu anderen Gesellschaften in Kenia nur selten Gelegenheit hatten, Europäer kennenzulernen, entwarfen sie doch eine Ethnographie der *chumbek* – wie sie die Europäer nennen –, in der sich die Wiederkehr des Vergangenen mit dem Neuen, das mit der Ankunft der chumbek einbrach, vermischt.
Die Entdeckung der Europäer zur Zeit der Altersklasse Kaplelach war für Tugen ein Schock, doch keine Katastrophe, die die Ältesten hätte bewegen können, die Altersklasse Kaplelach abzuschaffen, um die Wiederkehr dieses Ereignisses im nächsten Zyklus zu verhindern. Als Tugen zum ersten Mal einen Europäer sahen – so erzählen sie –, erschraken sie zutiefst. Sie dachten, ein Ahnengeist stehe vor ihnen, denn der Fremde war weiß wie Salz, und sie konnten das Blut sehen, das in Strömen durch seinen Körper floß. Auch war er so fett, daß sie überzeugt waren, daß er nicht nur Hirsebrei, sondern auch Menschen fresse.
Sie bemerkten bald, daß chumbek Menschen und keine Ahnengeister waren. Sie erzählen, daß die ersten chumbek ihnen ausgeliefert waren und *hongo*, den Wegzoll, zahlen mußten. Diese ersten chumbek lebten in den Bergen und zogen hin und her, sie besaßen Nahrungsmittel wie Reis und Mehl, die sie nicht teilten. Sie kauften und verkauften nichts. Sie gingen nicht auf die Jagd und hatten keine Frauen. Sie waren Spione, die das Land für ihre später

kommenden Verwandten oder Altersklassen auskundschafteten – auch Tugen schicken Spione aus, bevor sie einen Überfall auf eine fremde Viehherde wagen. Die ersten chumbek – es waren Geographen – maßen und markierten das Land. Sie gruben im Boden nach Metallen und füllten Erde in Flaschen, die sie dann wieder vergruben, damit die ihnen nachfolgende Altersklasse erkennen konnte, wohin und wie weit sie mit ihrer Arbeit vorgedrungen waren.
Einige chumbek hatten Augen, die sahen, was unter der Erde liegt. Sie schauten auf den Boden und sagten: »Da liegt ein Elefant.« Dann gruben sie seine Knochen und die Elfenbeinzähne aus. Später kamen mehr und mehr chumbek. Sie kamen mit Gewehren und weigerten sich, den Wegzoll zu zahlen. Statt dessen zwangen sie Tugen, ihnen Steuern abzuliefern. Tugen fühlten sich betrogen.
Sie erzählen auch, daß die chumbek Ilat, den Regengott, stahlen. Sie brachten ihn nach England. Seit der Zeit regnet es in Baringo, dem Land der Tugen, nicht mehr, während in England der Regen reichlich fällt, die Weiden grün sind, die Felder Früchte tragen und die chumbek fett und reich werden.
Tugen sagen, daß die Prophezeiungen der Ältesten sich vor der Ankunft der Europäer fast immer erfüllten. Erst mit ihrer Ankunft wurde die verläßliche Verbindung von Überlieferung und Prophezeiung zerstört. Die Europäer brachten den Ablauf der Ereignisse durcheinander, sie »kochten die Geschichte«, so wie Frauen den Hirsebrei kochen, den sie lange rühren und schlagen müssen, damit sich Mehl und Wasser zu einem Brei verbinden.
Tugen erzählen, daß sich vor der Ankunft der Europäer immer zur Zeit von Korongoro der Speer erhob, jetzt aber Frieden herrsche, weil die chumbek den Frieden brachten. Korongoro kämpfe nun untereinander.
Oder sie erzählen, daß die Altersklasse Sowe schon immer besonders gefräßig war und viel zu viele Rinder schlachtete, um den Hunger zu stillen. Unter dem Einfluß der Europäer habe sich die Art des Hungers verändert: heute verkauft Sowe die Kühe, weil sie Hunger nach Geld hat.
Obwohl die chumbek den vorhersagbaren Ablauf der Ereignisse durcheinanderbrachten, haben sie dennoch die zyklische Vorstellung von Geschichte nicht erschüttern können, weil Tugen auch die Zeit der Kolonialherrschaft in den Kreislauf ihrer Geschichte integrierten: wenn die Altersklasse Kaplelach wieder die Ältesten sind, dann werden die Europäer wiederkommen. Auch die Kolonialzeit wird sich wiederholen. Und so wie Tugen die Wiederkehr der Kolonialzeit erwarten, so interpretieren sie die Begegnung mit den Europäern als Wiederkehr der Begegnung mit den *Sirikwa,* einem geheimnisvollen Volk, das vor der Ankunft der Europäer spurlos verschwand. Die Kolonialzeit ist bereits Wiederholung einer Begegnung mit Fremden,

die in der Vergangenheit stattfand und in Zukunft wieder stattfinden wird. Die Europäer sind die zweiten Sirikwa.

Trotzdem geht die Geschichte der Tugen nicht auf in der Wiederholung identischer Ereignisse. Der Einfluß des Vergangenen auf das Gegenwärtige ist nicht immer zwingend. Im Gegensatz zu Ethnologen, die gerne systematisieren, haben Tugen keine Schwierigkeiten, auch die Unterschiede zwischen Ereignissen, die der gleichnamigen Altersklasse zugeordnet werden, zu erinnern. So erzählen sie, daß die Sirikwa im Gegensatz zu den Europäern Rinder besaßen, nicht herrschten und keine Steuern verlangten. Auch zeigten die Sirikwa ihnen, wie man Eisen zur Herstellung von Speeren und Pfeilspitzen verarbeitet, lehrten sie Rituale und zwischen »süßen und bitteren Dingen« zu unterscheiden, während die Europäer sie nichts lehrten, ihnen aber Frieden brachten.

Gemeinsam ist Sirikwa und Europäern der Betrug, den sie an Tugen begingen. So lockten die Sirikwa Tugen, nachdem sie ihnen zu essen gegeben und die Waffen weggenommen hatten, in einen tiefen Abgrund, in den sie mit ihren Rindern über einen großen Baum kletterten. Als alle unten angekommen waren, fällten die Sirikwa den Baum und verschwanden mit den Rindern spurlos in Erdlöchern, die sich hinter ihnen wieder verschlossen. Die in die Falle gelockten Tugen verhungerten.

So wie die Sirikwa spurlos verschwanden, so prophezeiten die Ältesten, würden auch die Europäer verschwinden. Eines Tages um Mitternacht würden sie das Land verlassen. Die Zeit ihrer Altersklasse sei abgelaufen, ihr gehöre die Welt nicht mehr, sie habe sich gesetzt. Erst im nächsten Zyklus werde sie wieder zur Macht gelangen.

Dieter Kampe
Fortschritt als Irrlicht
Keine Hoffnung auf die Dritte Welt

1. Ex oriente lux

Das Gute sollte schon immer von weither kommen. Seit Entdeckungsreisen Europa zur »alten Welt« machten, orteten Denker und Schreiber in der anderen, morgenländischen, neuen oder dritten, auf jeden Fall aber fernen Welt die Heimat von Glück, Menschlichkeit, Nächstenliebe und natürlicher Ordnung. Ob Thomas Morus oder Rousseau, Defoe oder Diderot, Aufklärer oder Aussteiger, Hesse oder Karl May: immer lag das, was man suchte, dort, wohin die meisten nicht kamen.

Auch die jugend- und studentenbewegten sechziger und siebziger Jahre holten (neben der Motivation) ihre Hoffnungen aus der Dritten Welt: Südostasien, Lateinamerika und Afrika, überall sägten glorifizierte Guerrilleros, Revolutionäre und Freiheitskämpfer an den Holzbeinen des Weltkapitalismus, wurden Kulturrevolutionen, neue Lebensformen und andere Wirtschaftsziele probiert oder praktiziert.

Die achtziger Jahre brachten neue Ziele, aber die Hoffnungen blieben lokalisiert in der bekannten mythischen Ferne. Wo findet heute der zivilisationsmüde Freak seine Natur-Idylle, der Öko-Grüne seine bio-natürliche Lebensform, der Techno-Alternative seine umweltfreundlichen Energien? Irgendwo in der Dritten Welt. Theoretisch jedenfalls, beim Gespräch in verqualmter Kneipenluft, an der natürlich die Industriekultur schuld ist.

Aber was ist dran an den Histörchen, Beispielen, Hinweisen und Erlebnisberichten? Hat sich in den Entwicklungsländern ein menschenfreundlicher Konservativismus erhalten können, weil gute alte Traditionen noch nicht vom industrieorientierten Fortschritt weggeräumt wurden? Oder spiegelt sich, wie schon die Systematik der Mythenproduktion nahelegt, in den fernschweifenden Gedanken nur eine unerfüllte Sehnsucht wider? Ist Rückständigkeit an sich attraktiver – oder nur, weil unser Fortschrittsbewußtsein am Ende ist?

Erlebnisbericht 1: Die Südseeinsulaner gelten, seit Bougainville 1768 Tahiti erreichte und darüber berichtete, als Idealbild der »edlen Wilden«; die Insellandschaft wird als »paradiesisch« beschrieben – Reiseberichte des 18. Jahrhunderts und heutige Reiseprospekt-Texte unterscheiden sich nur in Nuancen. Vor Ort sieht es anders aus: französische Nukleartests in Polynesien mit nachweisbar radioaktiver Verseuchung des Ozeans, japanische Atommüll-Lagerung im südpazifischen Ozean, bürgerkriegsreifer Rassenkonflikt zwischen Melanesiern und Indern auf

Fiji, Straßenschlachten zwischen Franzosen und gegen ihren Kolonialstatus demonstrierenden Neu-Kaledoniern in Noumea.
Muß noch erwähnt werden, daß die üppige tropische Vegetation nicht Sorglosigkeit gebracht hat, sondern Monokultur, daß die Sonne nicht ewig scheint, sondern Passatwinde regelmäßig und reichlich für Regen sorgen und die Menschen keineswegs alle gauguinesk-erotisch wirken?

2. Fortschritt am Ende – Abendland in der Sackgasse?

In jüngster Zeit haben Sinnentleerung und Naturzerstörung ein Ausmaß angenommen, das viele nachdenklich stimmt über unser Fortschrittsverständnis und die absehbare weitere Entwicklung. Eine zunehmend größere Zahl von Bürgern spürt, daß mehr Konsumgüter nicht mehr Befriedigung schaffen, sondern mehr Frustration. Zudem entsteht ein indirekter Konsumzwang, weil vielfach eine Anschaffung die nächste erzwingt. Eine Leere des Lebens wird spürbar; die Suche nach Sinn läßt Sekten aufblühen, Tablettenhersteller auf Hochtouren arbeiten und Alkoholveredler Umsatzrekorde schreiben. Doch die Wirtschaft als Ganzes reißt das nicht aus den roten Zahlen. Trotz aller Investitionshilfen steigt die Zahl der Arbeitslosen. Gängige Konjunkturrezepte ziehen nicht mehr. In der Landwirtschaft sinken die Hektarerträge trotz steigenden Düngemitteleinsatzes. Verwaltungsapparate reagieren auf neue Problemstellungen mit Vergrößerung, werden aber dadurch nur noch ineffizienter. Technik als Garant, daß es aufwärts geht, ist offensichtlich unwirksam, out.
Demnach hätten wir eine kritische Grenze erreicht, hinter der es nicht mehr vorwärts oder aufwärts geht. Verstärkter Einsatz traditioneller Mittel bringt uns nicht nur nicht weiter, sondern verschlimmert die Situation. Das System selbst wird kontraproduktiv. Ivan Illich hat diesen Sachverhalt in seinen Büchern schon vor Jahren (für einige Bereiche) grob, aber verständlich dargelegt; Robert Jungk analysierte in seinen Büchern das »Umkippen« der Technik zu einer menschenfeindlichen Macht. In jüngster Zeit legte der Soziologe Helmut Klages einige detaillierte Studien über ›kontra-intuitive gesellschaftliche Wirkungen des politischen Handelns‹ vor. Technikangst, Staatsverdrossenheit, Zivilisationsmüdigkeit und Leistungsunwille sind demnach die Ergebnisse traditioneller (Wirtschafts-)Politik, die auf Wohlstandsmaximierung via Einkommenssteigerung, Infrastrukturverdichtung und Gütermaximierung zielt.
Die Reaktionen auf die immer deutlicher spürbar werdenden Folgeprobleme des gängigen Fortschrittspfades sind ebenso vielfältig wie interessant. In einigen *Wissenschaften* gibt es erste Bestrebungen, künstliche Verkürzungen wieder abzubauen, bisher externalisierte, sozialisierte Kosten wieder einzubeziehen in Überlegungen und Kalkulationen. *Technik-Dissidenten* (freigesetzte oder ausgestiegene Experten und autodidaktische Hobby-Bast-

ler) belegen praktisch die Existenz von Entwicklungswegen und Lösungsmöglichkeiten, die die institutionalisierten Autoritäten leugnen (Windenergie-, Biogas- und Müllverwertungs-Anlagen, Kleinkraftwerke, nichtelektrische Wärmepumpen etc.). Die *Politiker* üben sich mehrheitlich im Verdrängen, Abwiegeln und Optimismus-Ausstrahlen. Ein zunehmender Teil der *Bürger* folgt ihnen darin nicht. Sie zweifeln, einige verzweifeln, suchen nach Fluchtmöglichkeiten. Nichts wie weg.

3. Der Mythos vom edlen Wilden und der unverdorbenen Idylle

Die Sehnsucht nach dem Anderswo kommt in Wellen. Der Protest der Romantiker gegen die aufziehende Industriekultur wurde immer wieder dann neu aufgenommen, wenn das System geistig oder ökonomisch kriselte. Dann verklärte sich auch der in die Ferne schweifende Blick: Als die Aufklärer das klassische Weltbild infragestellten, hatten exotische Welten vorstellende Texte ebenso Hochkonjunktur wie vor und nach dem Ersten Weltkrieg; Karl-May-Verfilmungen waren in der Bundesrepublik generationsübergreifend populär, als die kulturelle Perspektivlosigkeit des Wirtschaftswunders spürbar wurde, die Jugendrevolte aber noch nicht existierte.

Wer den Anfang machte, ist schwer zu sagen. Paradiesvorstellungen entwikkelten alle Kulturen. (Während für die frühen Kulturen das Goldene Zeitalter jedoch in der Zukunft lag, beschrieben es alle Theoretiker der Neuzeit als eine vergangene Epoche.) Für das von den Anfängen der Industrialisierung aufgerüttelte Europa wurde Rousseau zum wirksamsten Propagandisten einer alternativen Welt. Rousseau argumentierte gegen die Rationalkultur des 18. Jahrhunderts, der er den Untergang prophezeite und wünschte. Für den von ihm glorifizierten edlen Wilden sind Verstand, Vernunft, Analyse, Abstraktion und Zweifel Reizworte; sie verfälschen die natürlichen Lebensströme. Die wahre menschliche Natur ist charakterisiert durch das unmittelbare Gefühl, die reine Intuition, den wahrhaften Impuls, die echte Leidenschaft. *»Le sentiment est plus que la raison.«* In der Frühzeit der Menschheit, so Rousseau, waren die Wissenschaften glanzvoll und rein. Ihr Fortschritt (nach der dunklen Phase des Mittelalters) hat den Menschen keine Vorteile gebracht. Die Alternative heißt indes nicht modifizierter Fortschritt, sondern Bruch, Neuanfang, Zerstörung alles Alten.

Das Vertrauen in die Natur, die Hochschätzung des edlen Wilden war im 18. Jahrhundert en vogue, doch bei weitem nicht die dominierende Ansicht. Kulturenvergleich, real oder kontrafaktisch, war Mittel der Gesellschaftskritik. Und kritisiert haben wenige; die Mehrheit stützte den eingeschlagenen Fortschrittskurs, wie unsittlich er auch immer von manchen reinen Geistern empfunden wurde. Die Werke Rousseaus, Montesquieus, Dide-

rots und vieler anderer mehr wurden nicht wegen ihrer subtilen Zeitkritik bekannt, sondern durch die exotischen Schilderungen, die längst nicht alle als fiktiv erkannten.

So wurde der »glückliche Wilde« vom politischen Vehikel zur Projektionsfigur unerfüllter Sehnsüchte. Die zweckgebundene Idealisierung schürte eine Natursehnsucht, die einigen zur Geisteshaltung wurde. Betroffen waren (im 18. Jahrhundert) vor allem jene, deren liebster Freizeitsport nicht das Hecken von Mehrwert war. Getrennt von den Schaltstellen in Politik und Wirtschaft (die die kleine Oberschicht usurpierte), betätigte sich die bürgerliche, mittelständische Intelligenz geistig, wissenschaftlich oder künstlerisch. ». . . oft leben sie vereinzelt oder einsam, Elite gegenüber dem Volk und Menschen zweiten Ranges in den Augen der höfischen Aristokratie. Der Zusammenhang zwischen dieser sozialen Situation und den Idealen, von denen sie reden, der Natur- und Freiheitsliebe, dem einsamen Schwärmen, der Hingabe an die Erregung des eigenen Herzens, ungehindert durch die ›kalte Vernunft‹, wird immer wieder in diesen Werken sichtbar.« (Norbert Elias)

Realitätsflucht als Folge der Übersublimierung des Geistes wird deutlich als wesentliche kausale Basis der euphorischen Darstellung ferner Urgesellschaften. Nebenwege solcher Realitätsflucht sind die Stilisierung der reinen Natur, Verinnerlichung und Hypochondrie. Aber die Projektion ist der kreativste und aktivste Weg, die Utopie wird aktiv am Leben erhalten und ist theoretisch beliebig bearbeitbar.

Der Bogen zur Aktualität ist leicht zu schlagen. Eine Generation von Intellektuellen, deren gesellschaftspolitische Hoffnungen zerplatzten, von denen nur eine Minderheit auf universitäre Planstellen rutschen konnte. Doch die Universität, einst Zentrum einer Bewegung, wurde zum Getto. Den Zeitgeist artikulierten die draußen vor der Tür. Und entsprechend melancholisch und fernwehdurchsetzt fielen die Erklärungen zu Zeitgeist und eigener Person aus.

In der Besprechung des Romans *Das Ende der Berührbarkeit* von Jochen Schimmang kommt der Literaturkritiker H. C. Kosler zu Formulierungen, die den oben zitierten von Norbert Elias über die Intelligenzler des 18. Jahrhunderts sehr nahe kommen: »Die larmoyante Selbstgenügsamkeit, die aus so vielen Romanen dieser Generation spricht, kommt hier . . . in der Haltung zum Ausdruck: Man ist ergriffen vom eigenen Dasein, fasziniert von dessen vermeintlicher Abenteuerlichkeit. Man spricht es nicht aus, aber man kommt sich doch in seinem Hin- und Hergeworfensein besonders leidgeprüft und damit auch besonders außergewöhnlich vor. Und in dieser Mischung aus Selbstmitleid und Selbstergriffenheit übersieht man dann, daß es höchst gewöhnliche Dinge im Leben gibt, mit denen auch höchst gewöhnliche Leute fertig werden müssen.«

Andere Fluchtbewegungen, die nicht auf Innerlichkeit, sondern auf ferne Welten zielen, haben es zunehmend schwerer, denn leider gibt es Tourismus. Ob in der Masse oder alternativ, jeder Ort der Erde ist heute erreichbar. Die Mythen sind überprüfbar geworden. Deshalb bleiben die meisten, die von Fiji, Tonga und Samoa, von Mocambique, Sri Lanka, Nicaragua und Peru träumten, schließlich doch daheim. Führen sie den Entschluß wirklich aus, heißen die Ziele jedoch Kanada, Australien und Neuseeland.

Erlebnisbericht 2: »Seltene und kostbare Gegenstände interessieren mich nicht. Wie Ihr Botschafter sich selbst überzeugen kann, besitzen wir alles, was wir brauchen. Ich verzichte auf fremde Gegenstände und Ideen, und ich habe keine Verwendung für die Produkte Ihres Landes.« So sprach 1783 der chinesische Kaiser zu Lord MacCartney, dem Abgesandten König George III, der mit Geschenken den Kaiser bewegen wollte, Handel mit England aufzunehmen. Ähnlich schroff, wenn nicht gar mit Waffen in der Hand, wurden die Europäer in anderen asiatischen Ländern empfangen.
Heute bemühen sich die VR China und die ASEAN-Staaten um Handelsausweitung mit der EG, buhlen um europäische und amerikanische Direktinvestoren und möchten endlich erfolgreich industrialisieren. Dort, wo Asiens Idylle am sprichwörtlichsten ist, im fernen Bali, knattern australische und japanische Touristen auf Kawasaki-Mopeds, den Walkman-Kopfhörern übergestülpt, durch die holprige Dorfstraße von Kuta-Beach werden Ausländer waggonweise in alten Bussen zu den Handicraft-Centern gekarrt. Dort, wo von uns aus »hinterstes« Asien ist, auf den Philippinen, gibt es englische Umgangssprache, katholische Religion, japanische Autos und die universale Jeans/T-Shirt-Kombination als Normalkleidung. Das Essen ist spanisch und die Schlagermelodien oszillieren zwischen Julio Iglesias und Willi Hagara. Tradition gibt es nicht mehr. »Filipinos sind ein Volk ohne Wurzeln!« urteilte ein Botschaftsangestellter verächtlich.

4. Die Realität der Unterentwicklung

Der Aussteiger sucht in der Dritten Welt die Sonne; die kann er finden. Er sucht die Idylle. Er sucht sie vergebens. Abseits der Städte, wo die Welt am unberührtesten aussieht, wo er hofft, im Einklang mit der Natur in Frieden leben zu können, stößt er auf feudale Machtstrukturen, wirtschaftliche Ausbeutung und Abhängigkeit, auf unzureichende medizinische Versorgung. Die Hoffnung, vom Überfluß tropischer Vegetation allein leben zu können, erfüllt sich nicht. Der Zuwanderer muß sich einer Realität stellen, die Ohnmacht, Aggressivität und Ratlosigkeit gleichermaßen erzeugt. Verzichtet der Aus- bzw. Zuwanderer auf dieses Robinson-Abenteuer und bleibt im Dunstkreis der Städte, stößt er auf eine Welt, deren Härte und Rücksichtslosigkeit selbst frühkapitalistische Konkurrenzverhältnisse als Harmonie erscheinen läßt. Dem zeigen sich die wenigsten gewachsen; entweder fliehen sie nach rückwärts – oder sie nutzen ihre Fähigkeiten manchesterlich aus und werden Teil des mittleren Bürgertums: Unternehmer, die vom Wandel und (partiellen) Aufschwung dieser Gesellschaften profitieren.
Idylle als Element von Rückständigkeit ist nicht zu finden in der Dritten Welt, denn Unterentwicklung ist seit der ersten Blüte des Kolonialismus

niemals Rückständigkeit gewesen. Die mit den Metropolen verbundenen Teile der Gesellschaft in der Wirtschaft (der »moderne« Sektor) haben den Rest der Gesellschaft geprägt und strukturiert: Großgrundherrschaftlich betriebene Plantagenwirtschaft ist kein Relikt aus alter Zeit, sondern die ökonomisch sinnvollste Form, Güter für die Märkte der Industrieländer mit den vorhandenen billigen Arbeitskräften zu produzieren. Mittelalterlich anmutende Handwerksbetriebe sind nicht Ausdruck der guten alten Zeit, sondern funktional als billige Zulieferer höher technisierter Betriebe. Und Subsistenzwirtschaft, die Eigenproduktion für den Eigenbedarf, ist nicht Folge einer Rückbesinnung auf eigene Fähigkeiten, sondern Folge mangelnder Kaufkraft.

Erlebnisbericht 3: Vor gut fünf Jahren wurden die Seychellen-Inseln als Zielgebiet des Massentourismus entdeckt. Massenhaft wechselten die Einheimischen in die Touristik-Branche, um von den kaufkräftigen Nordländern zu profitieren. Das Fischerei-Gewerbe, das bislang die Einheimischen mit Lebensmitteln versorgte, ist zusammengebrochen, weil die Fischer im Gaststätten- und Hotelgewerbe lukrativere und interessantere Jobs bekamen. Folge: ähnlich wie in Rhodos, wo die Lufthansa täglich Fisch aus Argentinien und Singapur einfliegt, importieren die Seychellen neuerdings Fisch – zu Preisen, die große Teile der einheimischen Bevölkerung nicht mehr bezahlen können.

Für die große Mehrheit der Menschen in den Entwicklungsländern hat sich das Gesicht der Unterentwicklung in den letzten drei Jahrzehnten verändert. Hauptcharakteristika sind heute nicht mehr der Hunger, sondern die mangelhafte Gesundheitsversorgung, die Mangelerscheinungen hervorrufende einseitige Ernährung, die unhygienischen Wohnverhältnisse. Wirtschaftlich sind die meisten arm und abhängig geblieben; sozial leiden sie jetzt doppelt unter alten kontrollierenden Traditionen und neuen bürokratischen Herrschaftsformen der staatstragenden Verwaltungen; kulturell ist ihre Identität aufgerieben worden; politisch werden sie ignoriert oder manipuliert. Die Mehrheit der Entwicklungsländer stagniert. Und sie alle träumen vom Fortschritt. Wie er aussehen soll, wissen die meisten nicht. Woher er kommen soll, auch nicht.

5. Fortschritt als Überwindung von Unterentwicklung: aber wie?

Auf den großen internationalen Konferenzen, meist von der UNO und ihren Unterorganisationen initiiert, ist von »den Menschen in der Dritten Welt« die Rede, denen es zu helfen gilt. Bei denen, die Entwicklungshilfeprojekte implementieren, die Aufträge und Gelder vergeben, sind die Zielgruppen klarer definiert – und kleiner. Multi- und bilaterale Entwicklungshilfeorganisationen suchen (einmal abgesehen von karitativen und Notfall-Programmen) nach seriösen Adressaten, und die finden sich noch immer am leichtesten im oberen Teil der sozialen Hierarchie. Und diese Herrschaften sind sich mit ihren Geldgebern ziemlich einig darin, daß die gängigen Wege

der wirtschaftlichen Effizienzsteigerung noch immer die sinnvollsten sind. Experimentelle Spielereien, dazu seien die Lage nun doch zu ernst und die Mittel zu knapp. Rationellerer Mitteleinsatz, wirkungsvollere Mittelverwendung, Effizienzsteigerung durch Technik – das sind die Schlagworte allerorten.

Erlebnisbericht 4: Kaum ein anderes Land der Erde verfügt über ein derartig großes, auf Wasserkraft beruhendes Energiepotential wie Brasilien. Trotzdem gibt Brasilien, das am höchsten verschuldete Entwicklungsland der Welt, seit fast einem Jahrzehnt immense Summen für Atomkraftwerke aus. In Angra dos Reis stehen Westinghouse- und KWU-Reaktoren Seite an Seite. Die Deutschen nahmen den Amerikanern das Geschäft ab, weil letztere nicht bereit waren, die gesamte Technologie des Brennstoffkreislaufs zu verkaufen. Das impliziert nämlich die Möglichkeit des Atombombenbaus. Die Deutschen verkauften alles, sogar ihr noch nicht vorhandenes Wiederaufbereitungs-Know-how.
Warum braucht Brasilien Nuklearenergie? Behörden und Ministerien legen Hochrechnungen zur Energiebedarfsentwicklung vor, denen zufolge Brasilien bald eine industrielle Weltmacht sein müßte. Die Gründe, die von anderer Seite zu hören sind, klingen weniger rational. Rogerio Cerqueira Leite, Physikprofessor, Rektor der Universität Campinas und Mitherausgeber der liberalen Tageszeitung *Folha de Sao Paulo* nannte drei: die Militärs wollen die Bombe, um ihren subkontinentalen Hegemonieanspruch zu unterstreichen; Erzrivale Argentinien hat schließlich auch ein Atomprogramm; die Bürokratie ist bestechlich und die großen Konzerne aus den Industrieländern zahlen gut.
So kam Brasilien zum ersten permanent laufenden Atomreaktor der Welt. Da der Felsblock, auf dem er steht, im Morast ruht, läuft er pro Jahr fünf Meter Richtung Meer.

Verzicht auf und Skepsis gegenüber Technik ist den Verantwortlichen in Entwicklungsländern kaum nahezubringen. Ihre Argumente lauten: Hochmoderne kapitalintensive Fertigungstechniken sind notwendig, weil es an qualifizierten Facharbeitern ohnehin mangelt. Satelliten sind sinnvoll, weil Telefonverbindungen per Verkabelung riesiger Flächen viel zu kostspielig sind. Auch Bildungsfernsehen via Satellit ist realistischer als die Ausbildung hunderttausender von Lehrern, die aufs Land geschickt werden müßten. Nur der Einsatz von Chemie und Biochemie macht Ernteerträge möglich, die mit dem Bevölkerungswachstum Schritt halten.
Technik-Apologeten könnten diese Reihe beliebig fortsetzen – und immer wird es plausibel klingen. Doch realistisch ist es nicht. Denn dies ist nicht die beste aller Welten und deshalb werden auch nicht die besten aller Techniken zur größten Nutzensteigerung möglichst Vieler eingesetzt. Zum Einsatz kommt vielmehr, was sich rentiert. Und das sieht dann so aus: Kapitalintensive Techniken, die direkt, ohne Veränderung, aus den Industrieländern importiert und eingesetzt werden, verhindern die Schaffung von Arbeitsplätzen, machen Ausbildung überflüssig, halten Arbeitskräfte billig. Die Chemisierung der Landwirtschaft (»Grüne Revolution«) führte zwar zur Steigerung der Ernteerträge, aber auch zur Umverteilung des Landbesitzes, nämlich zur Konzentration bei schon vorher reichen Bauern oder dem Agro-Business.

6. Wer sagt, wo es langgeht?

Macht, definiert Karl W. Deutsch, ist die Fähigkeit, sich nicht anpassen zu müssen. Insofern sind die Entwicklungsländer ohnmächtig, sie passen sich dem Vorbild der Industrieländer an, verfolgen dasselbe Ziel, gehen denselben Weg. Warum? Die Abhängigkeit von den Industrieländern, die Interessenverschmelzung von wirtschaftlicher Elite in den Entwicklungsländern und Wirtschaftselite in den Industrieländern ist ein Grund. Macht entscheidet, welcher Weg gegangen wird. Technik setzt keineswegs so eindeutige Sachzwänge, wie das gerne behauptet wird. In der bei uns geführten Energiediskussion haben wir alle in den letzten Jahren erfahren, wieviele unterschiedliche Wege es zu einem Ziel gibt. Amory Lovins, der den harten Technologieweg kritisiert und mögliche, sinnvolle und alternative Entwicklungswege nachgewiesen hat, überschrieb sein Buch: *The road not taken.* Alternativen sind da; welche ausgewählt werden, ist ganz wesentlich eine Machtfrage.

Erlebnisbericht 5: Indonesiens Wirtschaft ist ein Monopoly-Spiel. Beteiligt sind Generäle, ausländische Konzerne und reiche chinesische Clans. Seit die Militärs 1965 die Macht übernahmen, um das Land auf Fortschrittskurs zu bringen, sind politische und wirtschaftliche Macht verschmolzen wie nirgendwo sonst auf der Welt. Konkret sieht das so aus: An der Staatsspitze stehen Generäle, die gesamte Verwaltung des Landes besteht aus Militärs oder aus Leuten von Militärs Gnaden. Diese Bürokratie regelt die Wirtschaft: sie erteilt Genehmigungen, vergibt Lizenzen und Rechte, vergibt Aufträge oder genehmigt den Marktzugang. Wer immer eine solche Beamtenstelle mit Befugnissen innehat, dem geht es gut. Er hat einen nassen Posten, »a wet office«, wie die Indonesier sagen. So kommt es, daß Staatsbeamte, die offiziell weniger als 500 Mark im Monat verdienen, ein eigenes Haus haben, zwei Autos und drei Hausmädchen und ihre Kinder im Ausland studieren lassen. Wer keinen nassen Posten hat und nur verwaltet, ohne etwas genehmigen zu dürfen, sitzt im doppelten Sinn auf dem Trockenen.

Während die meisten Offiziere und Generäle kraft ihrer bürokratischen Gewalt einen Teil der Gewinne der Privatfirmen abschöpfen, haben die besonders einflußreichen Politiker und Generäle eigene Unternehmen aufgebaut. Besonders groß sind die Unternehmensgruppen der Familien von Präsident Suharto, Sultan Hamengku Buwono und General Ibnu Sutowa. Die aus Militärs bestehende Verwaltung kann Gelder aus den Firmen abziehen, ohne daß diese deshalb bankrott machen, weil die Firmen keine Konkurrenz zu befürchten brauchen. Produktionserlaubnisse oder Importlizenzen erteilt die Verwaltung – oder auch nicht. Der Repräsentant einer deutschen Maschinenbaufirma berichtet, daß beim Aufbau neuer Fertigungswerke zwischen 10 und 30 Prozent der Investitionssumme in Form von Schmiergeldern an die indonesischen Behörden gehen. »Dann allerdings wird man in Ruhe gelassen und kann gut arbeiten.« Vergebens habe ich in Jakarta jemanden gesucht, der sich für alternative, angepaßte Technologien interessiert.

Macht entscheidet zwar, aber nicht Macht allein. Denn die Entscheidungen müssen keineswegs gewaltsam durchgesetzt werden. Zum einen lassen sich solche Entscheidungen als ökonomisch rational darstellen, zum anderen entsprechen sie, zumindest weitgehend, Wünschen und Bedürfnissen der Bevölkerung.

Das macht es schwierig, Unternehmen nachzuweisen, daß sie mit ihrer Geschäftspolitik in der Dritten Welt die Unterentwicklung perpetuieren. Der Geschäftsführer einer Essener Stahlverarbeitungsfirma, mit dem ich in 30 000 Fuß Höhe, zwischen Jakarta und Singapur, darüber stritt, hatte die Evidenz auf seiner Seite: »Was wollen Sie denn? Wir produzieren doch immer nur für einen vorhandenen Markt. Der Käufer mit seiner Kaufkraft und seinem Kaufwillen entscheidet doch, was produziert wird. Niemand wird gezwungen, etwas zu kaufen. Natürlich könnten wir in Sulawesi auch einfache Pflüge, Harken und Rohre herstellen, mit denen die Bauern ihre Erträge steigern könnten. Wir stellen aber Haushaltswaren für die städtische Mittelschicht her, weil die das kaufen. Die Leute auf dem Land haben nun mal keine Kaufkraft, da ist kein Markt, sorry.«
Sein zweites Argument lautete ähnlich: »Wir können den Leuten doch nicht sagen, was ihre wahren Bedürfnisse sind. Wir müssen das akzeptieren, was sich in Form von Kaufentscheidungen als Bedürfnis artikuliert. Wenn arme Menschen, einseitig ernährt und in schlechten Wohnverhältnissen lebend, ihr Geld für Transistorradios und Cassetten ausgeben, dann liefern wir ihnen eben Transistorradios und Cassetten. Welchen Sinn hätte es zu sagen: kauft euch erst mal anständige Lebensmittel. Missionarisches Verhalten ist sinnlos. Versuche hat's ja gegeben: Speziell für die Dritte Welt wurde ein Einfachauto entwickelt, stabil und wartungsarm. Es ist nie in Serienproduktion gegangen, weil es keiner kaufte. Wer in einem Dritte-Welt-Land Geld hat, sich ein Auto zu kaufen, der will ein ›richtiges‹ Auto, nämlich eins aus Europa, Amerika oder Japan. Sie sehen: nicht wir drängen den Leuten unsere Waren auf, die wollen unsere Waren!«
Hieran anknüpfende Diskussionen scheitern immer wieder daran, daß Unterentwicklung ein Prozeß, eine Summe einander bedingender Regelkreise und Wechselwirkungen ist, die Verteidiger des gängigen Vorgehens sich aber nicht für Zusammenhänge, Hintergründe und Entwicklungen interessieren, sondern für Evidenzen, sich manifestierende Einstellungen und Fakten. In ihrer »Wenn-dann-Logik« handeln sie konsequent.

7. Ökonomische Power und Disco-Power: Tanz im Teufelskreis

Technologien, in Industrieländern entwickelt, werden beim Einsatz in Entwicklungsländern in der Regel nicht verändert. Auch westdeutsche Firmen verkaufen lieber schlüsselfertige Fabriken als veränderte Produktionsabläufe. Die Käufer in den Entwicklungsländern können das Gesamtpaket selten aufschnüren, um nur die Technologien zu kaufen, die ihnen adäquat erscheinen. So determinieren Macht und Abhängigkeit die Wahl der eingesetzten Technologien.
Die andere Seite der Medaille hat die englische Ökonomin Frances Stewart

in ihrem Buch *Technology and Underdevelopment* analysiert. Ihr Fazit: Techniken werden bestimmt durch Märkte, von der gewünschten Ware führt eine gradlinige Kausalkette zu der Technologie, die zu ihrer Produktion erforderlich ist. Die Produktionstechnologie wiederum grenzt das Spektrum möglicher Güter auf ganz bestimmte Waren ein. Ausbruchsversuche sind deshalb schwierig, denn drei entscheidungstechnische Schlüsselbereiche müßten gleichzeitig beherrscht werden: Neue, angepaßte, auf jeden Fall andere Technologien müßten als Potential zur Verfügung stehen; das Kaufverhalten, in dem sich Bedürfnisse manifestieren, müßte den Entwicklungsnotwendigkeiten der Gesellschaft adäquater sein; schließlich müßten diejenigen, die auf Unternehmens- oder Volkswirtschaftsebene Entscheidungen über den Einsatz von Technologien fällen, sowohl die Implikationen der gängigen Industrieländer-Technologien als auch die der neu angebotenen Alternativen erkennen können. Eine derartige Prämissen-Häufung läßt befürchten, daß das Denkmodell an der widrigen Realität scheitert.

Wenn die Menschen in der Dritten Welt also güterbezogene Wertvorstellungen von den Industrieländern übernehmen (Komfortautos, Digitaluhren, Taschenrechner, Cassettenrecorder etc.), machen sie den Einsatz anderer Technologien, die ihrer Volkswirtschaft adäquater wären, unmöglich. Die theoretische Möglichkeit, andere Techniken zum Einsatz kommen zu lassen, um unter anderen Umständen andere Produkte zu fertigen, wird auch deshalb nicht realisiert, weil es an Bedarf fehlt.

Diese entscheidende Funktion des Konsums für die Richtung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung ist begründet in der erfolgreichen Verknüpfung von Statusbestätigung und Konsum, von differenziertem sozialen Selbstverständnis und Konsummuster. Die demonstrative soziale Komponente bedeutet zugleich, daß der Warenverbrauch sich nicht allein an den eigenen Bedürfnissen orientiert. Neben dem massiven Werbemitteleinsatz, der Käuferverhalten mehr oder weniger parallel zu den Absatzstrategien der großen Konzerne lenkt, sind es subjektive Überlegungen, die zu Fremdbestimmung führen: Individuell entscheidet sich ein hoher Prozentsatz, seinen Konsum und damit seinen äußerlich sichtbaren Lebensstil an den Konsummustern derer auszurichten, die als etwas »Besseres« gelten, einen höheren Status haben.

Wie derartiges in der Bundesrepublik abläuft, können wir täglich beobachten: Kleidung, Automarken, Schmuck und Speisegewohnheiten haben deutlich wieder Züge demonstrativen Konsums angenommen. In den Entwicklungsländern mit ihren viel ausgeprägteren sozialen Hierarchien ist der soziale Status schon immer per Konsummuster demonstriert worden. Komische Züge, die Statusanmaßungen via Kopie von Konsummustern aufweisen, sind angesichts der realen Lebensverhältnisse eher tragisch.

Erlebnisbericht von Micky Remann. Ihm erzählte Herr Achmed in Khartoum folgende Geschichte: »Nehmen Sie beispielsweise das Fernsehen. Ich habe beobachtet, daß ein einziger TV-Set ausreicht, um in den abgelegensten Stammesgebieten die alten Tänze und Sitten zu beenden, weil alle Familienclans sich nur noch vor dem Fernseher versammeln. Ihnen wird vielleicht nichts besonderes dabei aufgefallen sein, aber betrachten Sie diesen Werbespot für ein bestimmtes Anti-Schnupfen-Medikament, der jeden Abend gesendet wird. Zu Beginn sehen wir eine Schachtel mit Papiertaschentüchern im Bild, aus der eine offenbar verschnupfte Person ein Exemplar nach dem anderen zieht, um sich zu schneuzen. Dann kommt die Erlösung: weg vom Taschentuch, hin zur Anti-Schnupfen-Kapsel mit ihren vielen bunten Perlen. Befreites Aufatmen, Ende des Spots.« Einmal abgesehen davon, daß Erkältungskrankheiten bei sudanesischen Klimaverhältnissen nicht gerade eine Volksepidemie sind, wird hier für ein Pharmaprodukt als Ersatz für Papiertücher geworben, obwohl die Mehrzahl der 18 Millionen Sudanesen zum Schneuzen schlicht die Daumen an einen Nasenflügel hält und die andere Seite freibläst. Der Spot aber, sagt Herr Achmed, zeigt in professionellen Bildern etwas sehr Aufregendes: »Schicke Leute haben Schnupfen. Schicke Leute nehmen Papiertücher. Noch schickere Leute werden überglücklich, wenn sie ihren Schnupfen statt mit Papiertüchern mit Schnupfenkapseln besiegen können. Ich habe von Freunden gehört, daß in bestimmten Gegenden des Sudan plötzlich jeder Schnupfen haben will, um in den Genuß dieser bunten Perlenkapseln zu kommen. Schließlich wird, wo weder Schnupfen noch Taschentücher noch Pillen ausreichend bekannt sind, mit so einem Spot täglich für alle drei geworben; und wenn diese Generation noch zu arm ist, die Waren zu kaufen, wird sich die nachfolgende solche Bilder einprägen und ihnen nachlaufen, sobald sie dazu in der Lage ist.«

8. Fazit

In den Ländern der Dritten Welt wirken heute dieselben Mächte wie in unserem westlichen Wohlstands-Zuhause. Universal sind heute die Wissenschaft und die abstrakte Form des Denkens, die Technik und auch die Ökonomie mit ihren allgemeinen Zielen Konjunkturberechnung und -steuerung, Marktregulierung, Entscheidungsplanung, Outputmaximierung. Und selbst im politischen Leben der Entwicklungsländer erkennen wir zunehmend bekannte Verhaltensmuster und Konfliktstrukturen. Wundert es da noch, daß auch die Lebensstile universal geworden sind? Gestaltung der Arbeitsplätze und der Wohnungen, Kleidungsform, Film- und Musikgeschmack und selbst Redewendungen zeichnen sich weltweit kaum noch durch Besonderheiten aus, ersticken in Gleichförmigkeit. Dort, wo das noch nicht der Fall ist, legen die Betroffenen selbst großen Wert darauf, daß sie »noch nicht soweit« sind. Aber dahin wollen sie unbedingt. Diesen Fortschrittswillen lassen sie sich von niemandem ausreden.

Erlebnisbericht 6: Die Vereinigten Arabischen Emirate sind das viertreichste Land der Welt. Der Ölreichtum kam plötzlich; innerhalb von 10 Jahren entstand dort, wo 1971 noch ein Dorf von Fischern und Perlentauchern stand, die hypermoderne Hochhausstadt Abu Dhabi, Heimat von mehr als hunderttausend Menschen, die meisten von ihnen Gastarbeiter. Von den Einheimischen muß keiner darben, muß keiner arbeiten, muß keiner Steuern zahlen. Scheich Sahid läßt alle teilhaben am Luxus. Wie sie das verkraften und verarbeiten, darüber gehen die Meinungen auseinander. Huda Helmi, Journalistin aus Ägypten, seit 6 Jahren in VAE: »Die einheimischen Abu Dhabianer wissen, daß Geld in vielerlei Hinsicht bedeutungslos ist, weil es sie

nicht glücklich machen kann. Sie haben ihre einfachen, hilfreichen und gastfreundlichen Umgangsformen bis heute beibehalten – trotz des Reichtums, des Geldes und all der äußerlichen Veränderungen ihres Lebens. Jetzt leben sie in großen Villen, sie besitzen Autos, Flugzeuge, Yachten, alles, was man sich vorstellen kann. Aber ganz im Innern sind es immer noch sehr einfache, sehr unschuldige Menschen.« Dr. Abdu El Amin, gebürtiger Sudanese, studierte in Deutschland Medizin und lebt seit 7 Jahren in Abu Dhabi: »Viele Leute leben heute hier in einem großen persönlichen und familiären und gesellschaftlichen Konflikt, welche Werte gut und tatsächlich für sie erstrebenswert sind. Sind ihre alten Werte noch die guten oder sind die neu importierten Werte noch besser? Die Leute sehen heute amerikanische Filme, auch europäische Filme, die das Alkoholtrinken als eine Form des Kultiviertseins zeigen. Andere Filme zeigen Rauchen als ein Zeichen des Zivilisiertseins. Wieder andere preisen eine bestimmte Art von Kleidung an. Über all das sind die meisten hier verwirrt, und sie können nicht mehr, wie sie das früher gemacht haben, in der Gruppe darüber reden. Früher versammelten sich die Familien und Nachbarn abends immer auf einem Platz, um zu reden, um Probleme zu lösen usw. Heute geht das kaum noch, weil die Wohnformen das gar nicht mehr zulassen.« George Burroughs bereist die Golfstaaten seit 10 Jahren als Vertreter einer englischen Firma, die kleine, aber teure Geschenke herstellt: »Die Leute hier leben im Grunde auf zwei Ebenen. Einerseits leben sie ein Leben in Tradition, aber das ist nur die Oberfläche. Sie möchten, daß alle glauben, sie lebten nach den Gesetzen des Islam. Aber es gibt noch ein zweites Leben, das beginnt zu Hause, hinter den eigenen vier Wänden, oder auch, wenn sie nach Europa reisen – dann leben sie genauso wie alle anderen Menschen der westlichen Welt; sie konsumieren Alkohol und kaufen Mädchen – wie das eben im Westen so üblich ist.«
Der Besucher, der nur wenige Wochen bleibt, kann sich nur schwer ein eigenes Urteil bilden. Was im Innern der Abu Dhabianer vorgeht, darüber darf spekuliert werden. Äußerlich genießen sie ganz offensichtlich den Konsumrausch. Spielerisch kopieren sie den ihnen immer wieder demonstrierten und gepriesenen Lebensstil der Konsumgesellschaften. Der Einzelne fährt Mercedes, trägt Rolex-Uhr und Aktenköfferchen, sieht Video. Der Staat baut Betonhochhäuser und treibt die Schwerindustrie an. Was von der arabischen Tradition, dem Stolz der Beduinen, ihrem Sportsgeist, ihrer Musik, ihren Stammestänzen und -ritualen, ihrer Naturverehrung erhalten bleiben wird, weiß keiner. Das einzige Museum Abu Dhabis zeigt Entwicklungsetappen der Ölwirtschaft und Gesteinsbohrer aus nichtrostendem Stahl.

Gemäß dem indischen Sprichwort, daß der Weg der Maßlosigkeit zur Weisheit führt, ist Veränderung, kritisches Einhalten und Überlegen, Suche nach neuen Wegen am ehesten von denen zu erwarten, die schon am längsten Maßlosigkeit praktiziert haben. Je mehr den Industrieländer-Bewohnern Fluchtmöglichkeiten abhanden kommen, weil es andersartige, exotischere Welten nicht mehr gibt, desto stärker wird hier das Interesse an Alternativen.
Es wird nicht leicht sein, solche zu entwickeln. Denn mit der Erosion alter Kulturen, der Vernichtung traditioneller Zivilisationen, sterben zugleich kreative Elemente ab. Die universale Verbreitung der Konsumkultur tötet kreative Gestaltungsmöglichkeiten des Lebens.
Das merken aber nur die, die über die Tellerränder gucken. Die anderen wollen erst mal alles aufessen, die Filetstücke und die Giftstoffe.

Herbst 1983.

Yaşar Kemal:
Die Disteln brennen.
360 S., geb., 34.–.
Durch Betrug, Feuer und Mord, mit Hilfe der Polizei, des Gouverneurs und der ganzen Staatsmacht hat Ali Safa Bey schon das fruchtbarste Land in der ganzen Ebene von Anavarza in seinen Besitz gebracht. Nur die Bauern des Dorfes Vayvay leisten noch Widerstand.
Da klopft eines Nachts ein Fremder an die Türe des alten Osman. Es ist Memed, der legendäre Räuber und Rebell, der in seinem Dorf Unterschlupf sucht.

Peter Pringle und James Spigelman:
Die Atom- Barone
Die unbekannte Geschichte unseres nuklearen Abenteuers.
280 S., brosch., 29.80
Erstmals sind die beiden Journalisten Pringle und Spigelman den politischen Entscheidungen und Faktoren nachgegangen, die zur Eskalation der nuklearen Forschung und zu ihren allgemeinen Auswirkungen, der atomaren Bedrohung und der intensiven Betreibung von Kernkraftwerken, führten.

Al Imfeld: Zucker
200 S., brosch., 20.–
Aufgrund jahrelanger Recherchen deckt Al Imfeld die Zusammenhänge von Zuckerlobby und unserem krankmachenden Zuckerkonsum auf.

Unionsverlag
Zollikerstr. 138
CH-8008 Zürich
01/55 72 82

Ernst Nolte:

Marxismus und Industrielle Revolution

656 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, 58,– DM
ISBN 3-608-91128-6

Die erste Gesamtdarstellung des Marxismus von Marx und Engels, welche politisch-ideologische Fixierungen hinter sich läßt. Ein großer Historiker bietet die souveräne Verarbeitung eines zentralen Phänomens der Neuzeit.

Klett-Cotta

Wolfgang Krohn
Der Zwang zum Fortschritt

1. Bilanzierung des Fortschritts

Man kann den Fortschritt nicht bilanzieren. So suggestiv es ist, in der Rolle eines mittelalterlichen Bauern, Kreuzritters oder Klosterbruders die Vor- und Nachteile damaliger Lebenssituationen zu erwägen, so ergebnislos muß ein solcher Versuch bleiben. Was sollte man abwägen? Objektive Faktoren, wie Lebensdauer, Nahrungswerte oder Energieverbrauch? Oder subjektive Faktoren wie das Ausmaß an freier Zeit und nicht entfremdeter Arbeit, sozialer Sicherheit und Kommunikation? Oder kulturelle Faktoren, politische, religiöse? Oder wäre es sogar geboten, Schrägverbindungen zu ziehen und etwa die Verlängerung der Lebensdauer mit dem Verlust an religiöser Orientierung aufzuwiegen oder die Beseitigung von Epidemien mit der atomaren Bedrohung? Offenbar fehlt uns jeder vernünftige Maßstab für den Vergleich von Lebenssituationen aus verschiedenen Epochen unserer Geschichte. Eher noch, so scheint es, könnten wir das Leben der Eskimos mit dem der Fidschi-Insulaner vergleichen. Zwar steht es jedem frei, beliebige Parameter auszuwählen. Aber schwerlich dürfte es gelingen, deren Wahl allgemeingültig zu rechtfertigen. Sind schon die Parameter beliebig, so sind es die Beispiele, durch die positive oder negative Entwicklungen belegt werden, um so mehr.

Etwas übersichtlicher scheint die Sachlage zu werden, wenn man nicht aufs Geratewohl Fortschritte und Rückschritte einander gegenüberstellt, sondern zunächst mögliche Dimensionen der Entwicklung ausgrenzt. Bei den Techniken und Wissenschaften, so scheint es, gibt es Fortschritte, die sich in zunehmender Weltbeherrschung und Erklärung manifestieren. Die Entwicklung der politischen Systeme vom feudalen Ständestaat über den Absolutismus hin zur parlamentarischen Demokratie würde wohl ebenfalls als Fortschritt beurteilt werden. In der Kunst würde dagegen vermutlich ein liberaler Pluralismus vorherrschen; die Entwicklung der Stile scheint neutral gegenüber Qualitätsbewertungen zu sein. Ähnliches scheint für die Philosophie zu gelten: keinem Professor wird übelgenommen, wenn er lieber auf Platon als auf Wittgenstein schwört. Eine negative Beurteilung würden dagegen heute unsere wirtschaftlichen Naturbeziehungen erfahren.

Und doch sind alle diese Einschätzungen Projektionen heutiger Interessen. Sie folgen den Wahrheits- und Erfolgskriterien, die wir heute anlegen, un-

seren normativen Ansprüchen, ästhetischen Präferenzen, Sinnbedürfnissen und umweltpolitischen Zwangslagen. Wissenschaftstheoretiker und Historiker haben in allen genannten Fällen demonstriert, daß eine Übertragung der Interessen und damit der durch sie konstituierten Maßstäbe illegitim ist. Es bleibt also dabei: es gibt keine Möglichkeit, neutrale Maßstäbe der Bewertung des Fortschritts zu konstruieren.
Andererseits: daß der Blick auf geschichtliche Epochen den Horizont der gegenwärtigen Fortschrittsdiskussion erweitert, versteht sich. Fortschritt und Rückschritt kann man nur entdecken, wenn man vergleicht. Und aus der Unmöglichkeit einer historischen Kosten-Nutzen-Analyse kann selbstverständlich kein Argument *für* den Fortschritt gewonnen werden.

2. Koordinatensysteme des Fortschritts

Mit diesem Ergebnis der Diskussionen des 20. Jahrhunderts kontrastieren die Versuche von Philosophen und Soziologen, allgemeine Koordinatensysteme zu entwerfen, mit denen der Fortschrittsbegriff in den Kontext der gattungsgeschichtlichen Entwicklung gestellt werden soll. Francis Bacon (1561–1626), der als erster Philosoph eine umfassende Konzeption des gesellschaftlichen Fortschritts formulierte, nahm den biblischen Rahmen des »Macht Euch die Erde untertan«. Für Condorcet (1743-1795) und viele weitere Aufklärer ist die »Vervollkommnung des Menschen« der Bezugspunkt ihrer Stadienlehren. Für Hegel (1770-1832) ist die Weltgeschichte »der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit«. Marx (1818-1883) hat in der Dialektik von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen einen Mechanismus des gesellschaftlichen Fortschritts dargestellt, der unabhängig von den Intentionen der Menschen wirkt. Max Weber (1864-1920) sah in der durchgängigen »Rationalisierung« aller Lebensbereiche die Fortschrittscharakteristik zunächst der abendländischen Kultur, deren Eigendynamik zukunftsstrukturierende Bedeutung für die Weltgeschichte hat. Jeder dieser Entwürfe hat mehr historischen Gehalt und systematische Bedeutung als Zufallsgegenüberstellungen von Fortschritten und Rückschritten nach der Maßgabe von ad hoc-Kriterien. Man muß also auf den gattungsgeschichtlichen Bezugsrahmen zurückkommen. Dennoch ist ihr Schicksal bekannt. Sie alle benutzten Maßstäbe, die ihrerseits dem Fortschritt nicht standhielten. Bacons »Naturbeherrschung« hat langsam aber sicher zu Konsequenzen geführt, die kein Mensch akzeptieren kann. Zudem wird mit der Beherrschung der *menschlichen* Natur durch Genetik, Pharmakologie und Verhaltenssteuerung der frommen Unterscheidung von Handlungssubjekt und unterwerfbarer Natur die Geschäftsgrundlage entzogen. Die Dialektik der Aufklärung hat die Frankfurter Schule herausgestellt; die Inhumanität, die in dem Konzept der Verbesserung des Humanum besteht, ist verstanden.

Hegels Freiheitspathos blieb schon im preußischen Staat und erst recht in der kapitalistischen Klassengesellschaft stecken. Der Marxsche Ansatz eines gesellschaftlichen Fortschritts durch Umwälzung der ökonomischen Verhältnisse ist durch zeitgeschichtlichen Anschauungsunterricht von einer Garantie zu einer vagen Hoffnung zurückgestuft worden. Webers Konzeption der Rationalisierung schließlich hat schon bei diesem selbst zu der Skepsis Anlaß gegeben, daß wir durch diese in eine »Fellachengesellschaft« und in ein neues Gehäuse der Hörigkeit geführt werden könnten. Gegenwärtige Befürchtungen zunehmender Zentralisierung und Kontrolle nähren diese Skepsis.

Im Ergebnis bleibt es dabei, daß unseren zustimmenden oder ablehnenden Gefühlen zum Fortschritt kein interpretatorischer Rahmen von einigem Verlaß zur Verfügung steht. Unsere Maßstäbe in der Vermessung des Fortschritts sind entweder dogmatisch oder ad hoc. Zwei Konsequenzen scheinen möglich: Entweder folgt man einem vollständigen kulturellen Relativismus und beschränkt die Gültigkeit von Fortschrittsmaßstäben auf die Glaubwürdigkeit, die sie in bestimmten Kulturen und Subkulturen jeweils besitzen. Paul Feyerabend (»Erkenntnis für freie Menschen«) ist der beredte Vertreter dieser Position. Oder man nimmt dem Fortschrittsbegriff jeden normativen Gehalt und läßt ihn bedeutungsgleich mit dem Begriff der Evolution werden. Fortschritt wäre dann immer nur eine Entwicklung weg von einem Status quo, niemals hin auf ein Ziel. Die analytische Systemtheorie, wie sie etwa von Luhmann vertreten wird, beschreitet diesen Weg. Die relativistische Konzeption macht gleichsam aus der Not eine Tugend. Aus der Unmöglichkeit, rationale Maßstäbe des Fortschritts anzugeben, folgt das Recht, beliebige zu vertreten. Der analytische Weg macht dagegen aus der Tugend eine Not. Die analytisch erzwungene Restriktion des Fortschrittsbegriffs auf faktisch konstatierbare Entwicklung bietet keine Chance der Selbstanwendung. Hier fehlen alle Elemente der Handlungsorientierung.

Da weder die relativistische Rückzugsposition noch die analytische Minimaldefinition des Fortschritts befriedigend sind, muß der Versuch einer neuerlichen Konzeptualisierung unternommen werden.

3. Fortschritt und Reflexion

Letztlich ist die Ursache dafür, daß wir Fortschritte und Rückschritte nicht bilanzieren können, im Fortschritt selbst begründet. Würde der Fortschritt – wie es der Begriff des »technischen Fortschritts« nahelegt – nur die Mittel, nicht aber die Ziele der Gesellschaft verändern, wäre die Sachlage einfacher. Dann könnte man wohl beurteilen, ob das Auto ein besseres Transportmittel ist als das Pferd, ob Kernkraft billiger als fossiler Brennstoff ist, ob wir

mit Pershing II sicherer sind als ohne oder mit dem personal-computer unseren Alltag besser durchorganisieren können als mit Zettel und Bleistift. Aber die Zweck-Mittel-Relation ist hoffnungslos unterentwickelt und kann den Prozeß der gesellschaftlichen Veränderung durch Fortschritt nicht begreifen. Neue Technologien sind *Medien der Kultur*, nicht Mittel für Zwecke. Sie führen zu neuen Orientierungen und Motivationen und lassen alte Handlungsziele verkümmern. Die Autogesellschaft, der Atomstaat, das internationale Abschreckungskartell oder die Computergesellschaft sind keine zweckrationalen Gebilde. Sie sind auch nicht das Gegenteil – zweckirrational. Jedenfalls sind sie dies genauso wenig wie das Bronzezeitalter oder die Bandkeramikkultur.

In der ethnologischen Beobachtung fremder und früher Kulturen hat sich gegen die frühe Entwicklungsmetaphysik der Grundsatz durchgesetzt, die Vielfalt der Kulturen nicht über vorgefertigte Leisten zu schlagen. Es widerspricht unserer Intuition, diesen Grundsatz auf unsere eigene Geschichte anzuwenden. Aber ein solcher Schluß ist zunächst unausweichlich. Denn eine Gesellschaft, die durch institutionalisierte Formen der Fortschrittserzeugung geprägt ist, ist zugleich dadurch charakterisiert, permanent ihre eigene historische Diskontinuität und Inkommensurabilität zu erzeugen. – Darin besteht die Tradition des Fortschritts.

Ein solches Ergebnis ist unter mindestens zwei Gesichtspunkten paradox: Erstens ist das Fortschrittsbewußtsein als eine kulturelle Errungenschaft gerade verbunden mit der Entstehung eines neuen Typs von *historischem* Bewußtsein, also mit der Fähigkeit, die Gegenwart im Zusammenhang mit der Vergangenheit und der Zukunft zu begreifen. Zweitens ist der Fortschritt, den man wahrnimmt oder plant, der also im Kontext intentionalen Handelns steht, fast immer eine Zweck-Mittel-Relation. Paradox ist es also, daß die Kategorie des Fortschritts zugleich ein Bewußtsein des gesellschaftlichen Wandels und der historischen Kontinuität signalisiert wie auch die Unmöglichkeit, diesen Wandel zu bewerten.

Die Auflösung dieses Paradox' gelingt mit der folgenden Überlegung: die Diskontinuität und Inkommensurabilität, die der Fortschritt erzeugt, ergeben sich nicht aus dem aktiven Betreiben oder passiven Ertragen des Fortschritts, also nicht aus dem *Erleben* des geschichtlichen Wandels. Sie treten erst durch die Reflexion auf dieses Erleben ins Bewußtsein. In gewissem Sinn sind sie ein Phänomen dritter Ordnung. Die drei Ordnungsstufen sind die folgenden:

(A) Menschliche Gesellschaften sind prinzipiell fortschrittsfähig. Sie haben immer Geschichte. Dies ist letztlich mit der Lernfähigkeit der Menschen verbunden. Die Fortschritte müssen allerdings nicht akkumulativ sein noch tradiert werden. (Phänomen erster Ordnung)

(B) Die Entstehung des Fortschrittsbewußtseins, die Einrichtung von Fort-

schrittsinstitutionen und die zumindest teilweise positive Bewertung des Neuen gehen aus einer Reflexion auf diese Fortschrittsfähigkeit hervor. Fortschritt und Geschichte werden so zur gesellschaftlichen Binnenstruktur: die Menschen erleben und begreifen ihre Gesellschaft als eine historische. Auf dieser Grundlage konstituieren sich die Geschichtstheorien der oben angeführten Art von Bacon bis Weber. (Phänomen zweiter Ordnung)

(C) Erst die Reflexion auf die Orientierungs- und Interpretationsmuster, mit denen die Geschichtlichkeit der Kultur begriffen wird, wirft die Probleme der (Dis-)Kontinuität und (In-)Kommensurabilität auf. Die immanenten Werte und Kriterien des Fortschritts werden in Frage gestellt. Der geschichtliche Verlauf wird zunehmend als kontingent oder aufgezwungen empfunden und kann nicht länger als die Entfaltung eines »Gattungsprojektes« gelten. (Phänomen dritter Ordnung)

Diese Erfahrungs- und Reflexionsebenen des geschichtlichen Fortschritts treten historisch nicht so klar auseinander, wie es dieses Schichtungsmodell erscheinen läßt. Dennoch läßt sich in den historischen Dokumenten zum Fortschrittsbegriff diese Reflexionssteigerung nachzeichnen. Etwa in der Renaissance (15. und 16. Jahrhundert) kommt es zur Artikulation eines Fortschrittsbewußtseins. In der Neuzeit (17.-19. Jahrhundert) wird in immer neuen Varianten dieses Bewußtsein philosophisch und soziologisch auf den Begriff gebracht. Im 20. Jahrhundert schließlich werden die Grundlagen in Frage gestellt, auf denen unser Glaube an die Maßstäbe und Kriterien beruht, mit denen wir den Fortschritt in der Geschichte messen.

Wie ist die intellektuelle Situation, in die wir so geraten sind, zu bewerten? Zunächst scheint die zunehmende Reflexion auf die eigene Fortschrittstradition deren Gültigkeit in Frage zu stellen und in den relativistischen Liberalismus Feyerabends bzw. den deskriptiven Evolutionismus der Systemtheorie zu führen. Drei Jahrhunderte Geschichtsphilosophie waren umsonst. Auf der anderen Seite muß man berücksichtigen, daß diese Infragestellung ihrerseits eine Reflexionssteigerung ist und damit selbst eine Fortschrittsdynamik enthält. Diesen Tatbestand habe ich mit dem Ausdruck »Zwang zum Fortschritt« bezeichnen wollen. Gemeint ist damit zunächst kein äußerlicher Zwang unter Machtverhältnissen, sondern ein kognitiver Zwang. Er würde erklären, warum alle Fortschrittskritik, die auf Bestandssicherung oder Wiedereinrichtung früherer Stadien der Kultur zielt, allenfalls in Randgruppen Bestand haben kann. Er würde die Einsicht zur Folge haben, daß die Probleme der Gegenwart nicht durch Fortschrittsverzicht, sondern nur durch komplexere Fortschrittsorientierung gelöst werden können.

4. *Die Tradition des Fortschritts*

Die Tradition des Fortschritts ist entstanden aus der Zusammenfassung zweier großer Ideen, die während der Renaissance zum Tragen kamen. Die eine Idee ist die des Fortschritts der Gesellschaft, die andere ist die des Fortschritts der Wissenschaften und Techniken. Für uns ist es mehr oder weniger selbstverständlich, diese Ideen als verbunden zu betrachten. *Fortschritt der Gesellschaft durch Fortschritte in Wissenschaft und Technik* – das ist der ›harte Kern‹ der neuzeitlichen Konzeption. Aber zur Zeit der Renaissance bestand eine solche Verbindung kaum.

Die Idee des gesellschaftlichen Fortschritts entsprang den Versuchen der italienischen Humanisten des 14. Jahrhunderts, die Gegenwart am Maßstab eines fernen und vergangenen Ideals – dem klassischen Altertum – zu messen. Die erhoffte Zukunft lag also in der Vergangenheit, der Fortschritt in deren Wiedergeburt (Renaissance). Der Zeitbegriff dieses Geschichtsbewußtseins ist also traditional. Er hat mehr mit den Propheten des Alten Testaments (deren Ideal das verlorene Paradies ist) als mit den Fortschrittsstrategen der Moderne gemein. Aber zu den traditionellen Abfalls- und Wiederkehrmythologien gab es einen entscheidenden Unterschied. Den Humanisten war ihr Ideal historisch zugänglich. Sie konnten ›Kulturvergleiche‹ anstellen und ihre Fortschritte bestimmen. Sie maßen ihr eigenes Latein an dem der klassischen Autoren, ihre Architektur und Malerei an den erhaltenen Überresten, das politische Handeln der Zeit an den klassischen Vorbildern der Römischen Republik (›gesta romanorum‹), verglichen antike Moralsysteme mit den christlichen und legten an ihr philosophisches Denken die Qualitätsmaßstäbe der antiken Philosophie an.

Diese Fortschrittsvorstellung ist weder in der Zeitorientierung noch in den sachlichen Ausrichtungen mit der neuzeitlichen verwandt. Aber der Versuch, die eigene Zeit und ihre Leistungen als relativ zu anderen Zeiten zu begreifen, konkret beschreibbare Ideale der Entwicklung zu formulieren sowie Maßstäbe anzugeben und Mittel vorzuschlagen, dies signalisiert ein neues historisches Bewußtsein – das Fortschrittsbewußtsein.

Bis in das Mittelalter und in Ansätzen sogar in das Altertum zurück weist die Idee der Fortschritte in den Techniken. In einer Predigt aus Florenz zu Beginn des 13. Jahrhunderts heißt es: »Viele Künste gibt es und niemals wird man aufhören, weitere zu ersinnen . . . Auch sind noch längst nicht alle Erfindungen gemacht.« Hier wird das Fortschrittsziel deutlich in die Zukunft verlegt. Der Fortschritt selbst besteht aus Verbesserungen und Erneuerungen, die prinzipiell als endlos gedacht werden können. Diese kann man nicht an kulturellen Idealen messen, sondern am Nutzen, den sie Erfindern und Verwendern bringen.

Der Erfolg des modernen Fortschrittsbegriffs beruht auf der Vereinigung

gewisser Elemente dieser beiden zunächst getrennten und teilweise gegensätzlichen Ideen. Der erste Bereich, in dem diese Amalgamierung stattfindet, ist die Kunst. Sie ist einerseits Handwerk und beruht auf Techniken, die ständig verbessert werden können; sie ist andererseits ein dem pragmatischen Nutzen übergeordneter Bereich der Gesellschaft, in dem kulturelle Ideale zur Geltung kommen. Deswegen unterliegen die Künstler am wenigsten den Vorurteilen der Mißachtung der Handarbeit. Bei Albrecht Dürer ist die Vermischung des handwerklichen Verbesserungsideals mit dem humanistischen Vollkommenheitsideal noch roh aber prägnant in der Widmung seiner *Vier Bücher von menschlicher Proportion* (1528) formuliert:

»... so kann mir mit keiner Billigkeit verwiesen werden, ob ich wie auch die Alten getan haben, mein Meinung und Erfindung schriftlich aus lasse gehn, damit auch anderen Verständigen, dergleichen tun, Ursach gegeben werd, und unser Nachkommen haben, das sie mehren und bessern mögen, damit die Kunst der Malerei mit der Zeit wieder zu ihr Vollkommenheit reichen und kommen mög.
Doch ist niemand gezwungen, dieser meiner Lehr als sei die ganz vollkommen, an allen Orten nachzugehn ... Dann es muß ein gar spröder Verstand sein, der ihme nit trauet, auch etwas weiters zu erfinden, sondern liegt allwegen auf der alten Bahn, folgt allein anderen nach und untersteht sich nichten, weiter nachzudenken.«

Erst Francis Bacon bringt im Wechsel vom 16. zum 17. Jahrhundert den Fortschrittsbegriff in eine konsistente Form: Er übernimmt aus dem Humanismus die Vorstellung, daß der Fortschritt nur als ein gesellschaftlicher gerechtfertigt werden kann, streicht aber die nach rückwärts gewandte Zeitorientierung. Die ›Alten‹ werden für Bacon die ›Jungen‹, die von dem, was es noch zu erlernen und zu erreichen gilt, keine Ahnung hatten. Er übernimmt vom handwerklichen Fortschrittskonzept die Idee der schrittweisen Verbesserung, hebt sie aber in den Kontext philosophisch-methodisch begründeten Wissenserwerbs. Von beiden übernimmt er die prägnante Handlungsorientierung, die bei den Humanisten gegen das Schicksal (virtu vince fortuna) und bei den Künstlern und Ingenieuren gegen die Traditionen gerichtet ist. »Most things are within man's power to effect« heißt es in *New Atlantis*. Die Geschichte ist zum Operationsfeld des Menschen geworden. Durch diese *Kopplung von Nutzen und Humanität* ist der normative Anspruch der neuzeitlichen Fortschrittskonzeption umrissen.

5. Fortschrittskritik

Dies ist der ideengeschichtliche Hintergrund des neuzeitlichen Fortschrittsbegriffs. Die soziale Durchsetzung dieser Idee ist keineswegs eine Erfolgsstory. Francis Bacon antichambrierte vergeblich bei Königin Elisabeth I und König James II. Im 17. Jahrhundert kommt es zur Gründung von wissenschaftlichen Akademien, aber unter recht restriktiven Bedingungen. Bis in das 19. Jahrhundert hinein zieht sich der Kampf um die Anerkennung des

Fortschritts. Der Fortschritt nährt die Fortschrittskritik. Soweit damit gesagt ist, daß Fortschrittskritik nicht auftreten kann, wo Fortschritt nicht behauptet wird, ist dieser Zusammenhang ja trivial. In Wirklichkeit aber war die Fortschrittskritik in der Neuzeit immer wirksam und teilweise erstaunlich erfolgreich. Es wäre auch oberflächlich, den Fortschrittskritikern das einigende Etikett des Konservativismus oder der Reaktion umzuhängen. Denn in vielen Fällen übten sie Kritik am Fortschritt im Namen der Ideale des Fortschritts: der Nützlichkeit und der Humanität. Einige Einblicke in die Geschichte der Fortschrittskritik möchte ich im folgenden geben.

Die älteste, wichtigste und andauernde Gegnerschaft gegen den Fortschritt ist die gegen die Freisetzung der Arbeitskraft. Aus der Zeit der Zunftordnungen, die in Deutschland bis ca. 1800 und zum Teil noch länger dauert, sind unzählige Auseinandersetzungen überliefert, in denen die Handwerksmeister die Einführung neuer Maschinen und Produkte zu verhindern suchten. Das Erfindungswesen selbst war seit der Renaissance nicht mehr unter Kontrolle zu stellen. Aber man konnte die Einführung neuer Erfindungen auf lokalen Märkten bekämpfen. Einige Beispiele: Überall in Deutschland, Frankreich und England kam es im 16. Jahrhundert zum Verbot der aus Amerika eingeführten Indigofarben, die das heimische Färberhandwerk und Waidwerk bedrohten. Heinrich IV von Frankreich erließ gegen deren Verwendung die Todesstrafe, in Nürnberg mußten die Färber jährlich schwören, kein Indigo zu verwenden. In Sachsen wurde ihnen 1650 körperliche Züchtigung angedroht. Noch 1654 erließ Kaiser Ferdinand III für ganz Deutschland ein Verbot. Dies, obwohl Indigo schon bei den Ägyptern bekannt war; im Mittelalter war es allerdings in Vergessenheit geraten.

In vielen Orten wurde über Jahrhunderte die Anzahl der Webstühle begrenzt, die ein Meister besitzen durfte. In Frankfurt etwa wurde die Zahl 1421 auf vier festgelegt und um 1450 auf zwei herabgesetzt. Weniger erfolgreich protestierten im 15. Jahrhundert die Mönche, deren Kopiertätigkeit durch das neue Druckereigewerbe überflüssig wurde.

Im 17. und 18. Jahrhundert nahmen die Auseinandersetzungen an Schärfe zu. Kapitalisten suchten die Möglichkeiten der rationellen maschinellen Fertigung in Großbetrieben zu nutzen. Aber viele der neuen Maschinen wurden von sogenannten Maschinenstürmern zerstört, denen Arbeitslosigkeit und Verarmung drohte. 1710 demolierten englische Arbeiter an die 100 Strumpfwirkrahmen und verprügelten deren Besitzer. 1758 zerstörten über 100 000 Arbeiter in England die ersten wassergetriebenen Wollschermaschinen. 1719 erneuerte Karl VI für das Deutsche Reich aufgrund scharfer Auseinandersetzungen das Verbot der Bandmühle, die die Arbeit der Weber bedrohte. Städtische Verbote in Nürnberg, Augsburg, Köln und Hamburg waren vorhergegangen.

Diesen Widerständen standen auch die Theoretiker des Merkantilismus weitgehend positiv gegenüber. Sie unterstützten Erfindungen, die neue Gewerbe hervorriefen, verurteilten aber alle arbeitssparenden Maschinen. J. B. Colbert, J. J. Becher, Ch. de Montesquieu, J. A. Philippi betonten, daß der Zweck der Volkswirtschaft nicht sein kann, die Menschen brotlos zu machen. Erst in der kapitalistischen Wirtschaftstheorie verlor diese Überzeugung ihre Gültigkeit und hat sie bis heute nicht zurückerlangt.

Der Protest und die Verhinderung von Innovationen sind auch nach der Erfindung der Dampfmaschine und dem Beginn des Eisenbahnzeitalters nicht abgeklungen, aber immer häufiger wechselten die Regierungen die Koalition. Die sozialgeschichtlichen Höhepunkte des Kapitalismus im 19. Jahrhundert müssen hier nicht wiederholt werden: Mit der Pauperisierung der Handwerker und Arbeiter, der Ausweitung der Kinder- und Nachtarbeit, Massenseuchen in Elendsvierteln, neuer Sklaverei und sozialer Desintegration nahm der Fortschritt seinen Lauf. Immer öfter wurden Maschinenstürmer mit drakonischen Strafen belegt. In England wurde bereits 1727 das Zerschlagen von Wirkrahmen unter Todesstrafe gestellt, 1782 wurde dies auf alle Werkzeuge und Produkte der Textilindustrie ausgedehnt.

Obwohl im Verlauf des 18. Jahrhunderts – im Zeitalter der Aufklärung – der Fortschrittsglaube zur Grundausstattung des Gebildeten gehörte, standen die negativ betroffenen Bevölkerungsschichten nicht ohne Unterstützung da. Als in Preußen 1810 die Gewerbefreiheit eingeführt wurde, die als die direkte Ursache des industriellen Fortschritts zu betrachten ist, war die Skepsis unter den literarischen Romantikern, den Staatstheoretikern, Ärzten und sogar Ökonomen hinsichtlich der sozialen Folgen dieses Schrittes stark verbreitet. Als schließlich in der zweiten Jahrhunderthälfte sich der industrielle Fortschritt so verfestigt hatte, daß nach ökonomischen Indikatoren der Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat bevorstand, entstand eine neue Welle fortschrittsfeindlicher Literatur, in der vor dem Verlust der bodenständigen Werte gewarnt wurde und Ängste vor der ›Vaterlandslosigkeit‹ der Industriearbeiter und der Importabhängigkeit im Kriegsfalle an die Wand gemalt wurden.

Die Gegenströmungen wurden im 19. Jahrhundert immer vielfältiger. Allen voran muß man die sozialistisch-kommunistischen Bewegungen erwähnen, die Fortschritt und Fortschrittskritik einander neu zuordneten. Einer in den meisten Fällen unzweideutigen und rückhaltlosen Bejahung des technischen Fortschritts steht eine ebenso radikale Ablehnung der Besitz- und Machtverhältnisse gegenüber, mit denen dieser Fortschritt verwaltet wird. Der größte Vorteil dieser Konzeption war, daß sie die Formulierung einer zukunftsorientierten Strategie erlaubte. Aber gerade deren Konsequenzen, die Übermacht des Staates und die Unterdrückung liberaler Werte, wurden

zunehmend von Philosophen und Historikern befürchtet, die dann meistens weder das eine noch das andere wollten, sondern den Selbstlauf der Dinge betrauerten, wie dies etwa bei Immermann zum Ausdruck kommt:

»Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen und diese Insel so lange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Woge befestigen.«

Die Jugendbewegung der Jahrhundertwende ist reich an Beispielen solcher Rückzugsidyllen. Ihre Attraktivität scheint periodisch zu sein.

Aus diesen Skizzen zur Entstehung des neuzeitlichen Fortschrittsbewußtseins und der ebenso neuzeitlichen Fortschrittskritik möchte ich zwei Schlüsse ziehen. Erstens: Die Fortschrittskonzeption der Neuzeit war immer umstritten. Die Diskussionen, in die wir heute verwickelt sind hinsichtlich der Beziehungen von wissenschaftlich-technischem und gesellschaftlichem Fortschritt, gehören zum historischen Alltag. Zu billig wäre es auch, in der Fortschrittsgegnerschaft nur den Traditionalismus oder die Reaktion am Werk zu sehen. In den meisten Fällen haben betroffene Bevölkerungsgruppen sich das Recht genommen, Vor- und Nachteile technischer Fortschritte abzuwägen und gegebenenfalls eine Entscheidung gegen diese Fortschritte durchzusetzen. Das Wort ›Bürgerinitiative‹ war ihnen noch nicht eingefallen. Wichtiger noch ist die Feststellung, daß diese Kritik historisch gesehen jederzeit wirksam war. Über lange Zeiträume, in Einzelfällen über Jahrhunderte ist die soziale Einführung neuer Erkenntnisse und Erfindungen verhindert worden, und in der Regel mit guten Gründen seitens der Betroffenen. Die Verhinderung, zumindest Verzögerung moderner Großprojekte hat also lange Traditionen. Es wäre im übrigen auch absurd, sich den gesellschaftlichen Fortschritt ohne die Fortschrittskritik vorzustellen: Die schnellstmögliche Einführung neuester Technologien überall dort, wo daran irgendein Interesse besteht, würde in kürzester Zeit in ruinöse Zustände führen, für die nicht einmal die utopische Literatur Namen zur Verfügung stellt.

6. Fortschritt als Schicksal

Der zweite Schluß schränkt allerdings die Bedeutung des ersten Schlusses ein. So wichtig die Fortschrittskritik an dem Innovationstempo und den sozialen Modalitäten war – die Richtung der gesellschaftlichen Veränderung konnte durch sie nicht beeinflußt werden. In der Renaissance und der frühen Neuzeit war die Idee des Fortschritts aufgetreten im Zusammenhang eines neuen Bewußtseins von *Chancen und Möglichkeiten.* Fortschritte erweitern die Tätigkeitsfelder. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Fortschritt immer stärker als ein *Schicksal* interpretiert. Entweder als ein un-

überwindliches Schicksal der gesellschaftlichen Macht, die durch den Fortschritt begünstigt wird und diesen zu ihrer eigenen Stärkung einsetzt; oder als ein unvermeidliches Schicksal der gattungsspezifischen Evolution. Hegels berühmte Definition »Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit« hat die Fortsetzung: » – ein Fortschritt, den wir in seiner Notwendigkeit zu erkennen haben«.
Dieser Nachsatz wurde zum Leitmotiv der evolutionären Fortschrittsphilosophie und -soziologie. Die Befreiung vom Joch der Natur und die Einrichtung einer menschenwürdigen Gesellschaft wurden zu abhängigen Variablen der Entfaltung einer ›Gattungskompetenz‹. Die charakteristische Kopplung von Nützlichkeit und Humanität, ursprünglich die Quelle des normativen Anspruchs der Fortschrittsidee, wurde nun zu einer romantischen Reminiszenz. In der Tat geht diese neue Interpretation des Fortschritts auch mit einer neuen Handlungsorientierung einher: der Anpassung der gesellschaftlichen Institutionen und individuellen Einstellungen an den Fortschritt. Der Fortschritt wird nicht mehr als ein Mittel interpretiert, das dem Akteur zur Verfügung steht, sondern als eine Erfolgsbedingung des Handelns.
Daß ausgerechnet das Fortschrittsbewußtsein sich mit dem Fatalismus einlassen würde, hätte man wohl nicht erwarten können. Und dennoch gehört heute ein gutes Maß Euphorie dazu, angesichts des Wettrüstens, der globalen Industrialisierung und Standardisierung des sozialen Lebens das Gefühl des Fatalismus zu überspielen. Das müde Lächeln, das heutzutage Diskussionen über die Verantwortung von Wissenschaftlern und Technikern bei Soziologen hervorrufen, und die Aggressionen, die von Ideen einer gesellschaftlichen Steuerung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts freigesetzt werden, zeigen dasselbe an: Die Anpassung an die Erfordernisse des Fortschritts ist zu einem Imperativ der gesellschaftlichen Bestandssicherung geworden.

7. Fortschritt, Kritik und Reflexion

Die Kennzeichnung des Fortschritts als einer Schicksalsmacht von quasireligiösen Dimensionen ist eine dramaturgische Überzeichnung, die zum Ausdruck bringen soll, wie stark die ursprünglichen Handlungsorientierungen bei der Interpretation des Fortschritts verdrängt und durch solche der Anpassung an ein gesellschaftliches Geschehen ersetzt worden sind. Es ist damit auf historische Weise derselbe Punkt erreicht worden, der anfangs systematisch anvisiert wurde: entweder man akzeptiert die Reise ins evolutionäre Irgendwo, oder man setzt ihr, da sie einer normativen Rechtfertigung nicht mehr fähig ist, voluntaristische Gegenmodelle entgegen.
Oder es gibt ein Plädoyer für eine Orientierung, die weder fatalistisch noch

voluntaristisch ist, sondern sowohl die Differenz zwischen evolutionärem Wandel und Fortschritt als auch die zwischen Fortschritt und Willkür einhalten kann. Hier einige Gesichtspunkte eines solchen Plädoyers:
Feyerabend hat den Rationalismus der westlichen Kultur als eine »Tradition« unter vielen zu kennzeichnen versucht, die neben ihrer Macht keine berechtigten Gründe hat, ihren Fortschritt anderen Traditionen gegenüber zu behaupten oder durchzusetzen. In Anlehnung daran habe ich den Begriff von der »Tradition des Fortschritts« gewählt. Der Rekurs auf den Traditionsbegriff soll Liberalität gegenüber anderen Traditionen freisetzen, auch solchen, die noch innerhalb der westlichen Kultur existieren. Darauf hat Feyerabend verwiesen. Schwerwiegender ist eine weitere Implikation: Die Selbstbindung des modernen Bewußtseins an den Gedanken des Fortschritts ist nicht wieder auflösbar. Sie stellt ein konstitutives Merkmal unserer Tradition dar. Das Bewußtsein des Fortschritts kann ebenso wenig abgelegt werden wie das der Logik. Nachdem deren Regeln einmal gefunden worden sind, steht es der Vernunft nicht frei, sie wie eine schwere Last abzuwerfen. Auch der Verstoß bleibt an sie gebunden. Und der Appell an andere Traditionen, die ohne Logik, Argumentation und Beweis zurechtkommen, nützt nicht mehr. Er muß sich der Mittel, die er ablehnt, bedienen. Selbst wenn entdeckt wird, daß es nicht nur *eine* Logik gibt und keine zwangsläufige Unterwerfung unter die Regeln einer bestimmten gefordert werden kann, bleiben die Ausdifferenzierung der formalen Fähigkeiten des Denkens und die der Bedingungen seiner Gültigkeit erhalten.
Vielleicht weniger scharf, aber in der Struktur ähnlich verhält es sich mit dem Fortschrittsbewußtsein. Die Ausdifferenzierung unserer Mittel, durch den Entwurf neuer Handlungschancen Zukunft zu gestalten, kann nicht, weil die Konsequenzen übel sind, zurückgenommen werden. Soviel ist also an der Schicksalsmetaphorik begründet: der Prozeß einer weitergehenden Verwissenschaftlichung und Technisierung wird sich fortsetzen. Zu ihm gibt es keine Alternative, die mit unserer kulturellen Tradition kompatibel wäre. Die These ist also, daß in den Rahmenbedingungen unserer Gesellschaft Kritik an dem Prozeß der Verwissenschaftlichung selbst die Form von Wissenschaft annehmen muß, um wirksam zu werden. Der Ursprung der Kritik muß natürlich nicht wissenschaftsimmanent sein, sondern kann aus neuen Problemlagen oder -wahrnehmungen in der Gesellschaft stammen und von sozialen Bewegungen getragen werden. Entscheidend ist, daß die Kritik ins Leere läuft, wenn sie sich nicht ihrerseits der Handlungschancen vergewissert, die durch wissenschaftlich-technischen Fortschritt bereitgestellt werden können. Allerdings sind dabei Wissenschaft und Technik nicht als feste Größen zu nehmen, die nur angewendet werden. Der Fortschritt umfaßt auch deren Problemkonzeptionen, Methoden und Modellbildungen. Die Selbstbindung des modernen Bewußtseins an die Fortschritts-

idee kann also nicht bedeuten, daß der Fortschritt sich selbst gleich bleibt.

Die Entwicklung der Logik zeigt, daß durch Kritik und Reflexion der Entwurf verschiedener Logiken gelungen ist und die Kenntnis ihrer Konstruktionsbedingungen zugenommen hat. Ähnlich kann die Kritik des Fortschritts zur Entfaltung von Fortschrittsalternativen führen, wenn sie sich nicht in Ablehnung erschöpft, sondern reflexiv ist. Die Funktion der Reflexivität in diesem Kontext kann in vier Schritten dargestellt werden:

– Reflexivität ist immer an Relativität gebunden. Durch sie wird thematisiert, was als vorgefunden, unveränderlich und gewiß tradiert wird.

– Durch diese Thematisierung werden einmal getroffene Entscheidungen oder eingespielte Vorurteile über Kriterien und Maßstäbe des Fortschritts der Revision preisgegeben. Kriterien enthalten Wertungen, die festlegen, welche Veränderungen als fortschrittlich gelten. Die Kritik solcher Wertungen stellt die Kriterien in Frage und macht die Maßstäbe unbrauchbar.

– Diese Delegitimation führt zu einer Forderung der Veränderung des Fortschritts, also zu einer Veränderung der Veränderungen. Diese Forderung kann nicht ohne die Herausstellung neuer Werte erhoben werden. Einfacher gesagt: man muß wissen, was man will.

– Die Exposition neuer Werte muß sich durchsetzen in den Rahmenbedingungen der Wissenschaftlichkeit, das heißt Postulaten der Konsistenz genügen, Möglichkeiten der Durchführbarkeit nachweisen, Folgewirkungen antizipieren usw.

Diese Logik der zunehmenden Verwissenschaftlichung der Gesellschaft funktioniert also gerade nicht akkumulativ und linear (immer mehr von demselben), sondern reflexiv und rekonstruktiv.

Obwohl die Bindung des modernen Bewußtseins an den Fortschritt unauflösbar ist, wirkt sie nicht zwangsläufig in eine vorprogrammierte Richtung mit der Folge einer unausweichlichen Standardisierung der Lebenswelt. Der Fortschritt, wenn er auch unvermeidlich ist, tendiert auf eine Erhöhung von Relativität und Flexibilität.

Dies sollte ein hinreichender Grund sein, den Begriff des Fortschritts nicht den Konservativen zu überlassen. Tut man dies, läuft alles auf die zunehmende Anpassung sozialer Einstellungen und Institutionen an die Erfordernisse neuer Technologien hinaus. Die Kritik, die sich im Protest gegen drohende Neuerungen aus Furcht vor so ungefähr abgeschätzten sozialen Folgen aller Art erschöpft, fließt ein in jene Gegenströmungen, die später als »Reibungsverluste notwendiger Modernisierungsphasen« in Erinnerung bleiben. Nicht »weniger Fortschritt«, sondern »mehr Fortschritte« müßte ein Postulat, selbstverständlich nicht das einzige, einer nicht-konservativen Fortschrittsorientierung sein.

Jörg Martin Pflüger
Maschinenraunen

Im Jahre 1901 erhielt Mr. Mosteller ein Patent auf seine Erfindung einer automatischen Zitronenpresse. Dieses Maschinchen vereinigt mehrere Arbeitsgänge im Herabziehen eines seitlich angebrachten Betriebshebels, es schneidet eine eingeworfene Zitrone in zwei Hälften, preßt aus beiden den Saft und wirft Kerne und Schalen aus. Das Gerät ist für den Hausgebrauch bestimmt und entsprechend der Zeit gefällig gestaltet und verziert. Über die Probleme der Reinigung des inneren Mechanismus wird nichts gesagt.

Mostellers Zitronenpresse, 1901

Begegnungen

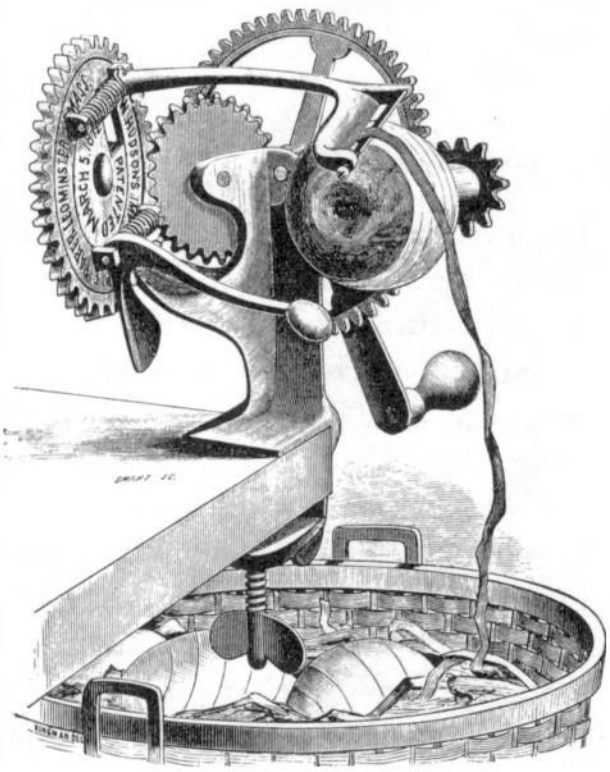
Mostellers Zitronenpresse verhüllt mehr, als sie verrät. Dem vorübergehenden Betrachter, der es versäumt, das etwas aufdringliche Etikett zu lesen, wird ihre Funktion wohl verborgen bleiben, nicht jedoch ihre Funktionalität. Dafür steht ihr Hebel zur Handhabe. Größe und ästhetische Gestaltung, eine Schraubklemme zum Befestigen am Tisch oder an der Arbeitsplatte lassen auf eine Verwendung im Haushalt oder in der Werkstatt schließen. Am Ausgang weist eine seitliche Rinne auf austretende Flüssigkeit hin. Dazu kommt ein Eindruck von Zartheit, so daß man auf die Verarbeitung von etwas Weichem, Saftigem kommen könnte, gar von Zitronen, wenn man Form und Größe der oberen Öffnung bedenkt. Doch dies scheint zu abwegig. Der Schlüssel zum Rätsel muß dieser Hebel sein. Die Antwort ist ein leises Ratschen und Klicken. Scheu warten wir weitere Annäherungen ab.

Einige Zitronenfasern, Spuren eines früheren Gebrauchs, verraten ihren Zweck. Mit ihrer Bestimmung hat uns die Maschine gewonnen. Die nunmehr Vertraute überwältigt uns als Produkt eines aberwitzigen Geistes, durch das Unverhältnis zwischen einfacher Handhabe und maschineller

Verwirklichung. Es durchströmt uns ein Gefühl von Umweg, von Raffinesse und kunstvollem Genuß.

Doch die Ruhe ist trügerisch. Wie kann diese Maschine in solch kleinem Gehäuse drehen, pressen, wegwerfen? Oder geht sie ihre eigenen Wege? Die leicht faßbaren Schrauben am Deckel des Gehäuses laden ein. Jedoch wurde das Kind, das ins Innere des Werkes drang, meist von den Eltern bestraft.

»Schälhexe, DRGM« erscheint dagegen offen. Ihr Zweck ist ehrenwert und läßt sich leicht erraten. Sie dient zum Schälen von Äpfeln und Kartoffeln. Auch sie läßt sich am Tisch festschrauben, ein schlichtes Gerät aus rotem Gußeisen, das sich wie eine kleine Drehbank gibt. Eine Kurbel ist über eine Spindel mit einem waagerechten Dorn verbunden. Auf diesen wird die Kartoffel aufgespießt und an ihrem äußeren Ende die Schälvorrichtung angelegt. Das Schälmesser, ähnlich einem kerbenden Linolschnittwerkzeug, sitzt auf einem federnden Schälarm. Die Kerbtiefe des Schälmessers und sein Anpreßdruck können mittels Feststellschrauben verändert werden. Mit der Kurbel wird die Kartoffel gedreht. Durch einen Abgriff am Spindelgewinde wird über ein gebogenes Gestänge der Schälmesserarm mit den Kurbeldrehungen im waagerechten Halbkreis um die Kartoffel zu ihrem inneren Pol geführt. Danach kann der Greifarm aus den Gewindegängen gelöst, der abgespreizte Schälarm wieder in seine Ausgangsstellung geschoben und die Kartoffel entnommen werden. Diese ist oft mehr bearbeitet als geschält, denn leider setzt unsere Schälhexe ideale, glatte Kartoffeln voraus und ignoriert unbekümmert die Narben der Natur.



Hudsons Apfelschälmaschine, 1812, Schälhexens amerikanische Verwandte

»Legumex« ist eine uncharmante, junge Verwandte der Schälhexe, aus der Familie der Wurzelgemüseschälmaschinen. Ihr nüchterner Name benennt ihren Einsatz, und ihre Gestaltung verheißt Effizienz. Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Die Schälhexe bringt ihren rührend naiven Bezug zu ihrem geistigen Vorbild, der Drechselbank, deutlich zum Ausdruck; dagegen orientiert sich Legumex schon am großtechnischen Bruder. Sie ist die Haushaltsvariante gewerblicher Schälmaschinen, eine metallene, verschlossene Trommel mit Schlitzen und einer einsteckbaren Kurbel am Deckel. Der

Blick ins geöffnete Innere zeigt einen Hohlraum mit einem schwarzen Gumminoppenboden und auf einer Platte am Deckel ein kreuzförmiges Gewirr von nach außen kürzer werdenden Ärmchen. Man ertastet, daß die Arme elastisch befestigt und ebenso wie die innere Trommelwand mit Raspeln besetzt sind. Dieses Fangarmsystem wird mittels der Kurbel und eines im Deckel verborgenen Getriebes in schnelle Drehung versetzt. Die Arbeitsweise läßt sich nur aus den Gegebenheiten erschließen, da ihr Betrieb bei geschlossenem Deckel im wassergefüllten Waschbecken erfolgt. Die eingefüllten Rüben, Möhren oder Kartoffeln wirbeln im Wasser durch die rotierenden Arme im Kreis, dabei wird ihre Schale abgerieben.
Wo die Schälhexe die natürlichen Unebenheiten schlicht nicht bewältigt, erzeugt Legumex ohne Rücksicht auf Verluste gleichförmige, ideale Kartoffeln. Da sich ihr Arbeitsprozeß nicht verfolgen läßt, bedarf es einiger Erfahrung, seine Dauer abzuschätzen. Diese Erfahrung ist abstrakt, gewonnen aus zu früh geöffneten Deckeln, und zerfällt nur in Anfang, Ende und Kurbeln.

Schalten und Walten

Demgegenüber vermittelt die Schälhexe einen wirklichen Ablauf. Zeit gleitet langsam mit dem sich dehnenden und wieder nachgebenden Schälarm um die Kartoffel herum, ergibt sich als Spiel meiner drehenden Hand und der mir äußerlichen Umsetzung durch eine Spindel. Jederzeit kann ich innehalten, nach Bedarf oder Laune zurücksetzen. Zeigt die Maschine ihr Ende, steht mir ein Neuanfang frei.
Im Schälvorgang gewinnt auch die Schale sinnlichen Reiz. Die rauhe Bedekkung reißt auf und schiebt sich als dünne Spirale über den Tisch. Kindliche Freude über gekonnt lange Schalen, erst mit dem Abreißen wird die Schale zum Abfall. In dieser nichtreduzierbaren, sinnlichen Einheit zweier Metamorphosen, der Verwandlung von Halbkreis und Drehung in Kugel und von geschlossener Oberfläche in durchlaufenen Weg, besteht Schälhexens eigentümliche Verführung, ihr ästhetischer Rest hinter aller technischen Transparenz und einfacher Handhabung.
Handhabung ist Haben der Hand und Eingreifenkönnen, Hingabe an die Beherrschung.
Ich greife nach dem Hebel. Sein hölzerner Griff liegt gut in der Hand, griffig und glatt, faßbar und berührbar zugleich. Ein unziemlicher Ruck, und der Mechanismus schnappt ein, entläßt mich; verkrampft halte ich den aufbegehrenden Hebel nieder. Der Hebel will langsam gebeugt werden. Die bedrängte Maschine antwortet mit verhaltenem Klicken und Knacken, auslösend und einlenkend, stufenweise überwinde ich ihr verharrendes Rasten. In meinem Zögern spüre ich Widerstreben, Federdruck verstärkt meinen Ein-

satz, bestärkt mich in meinem Wollen. Ihre Standfestigkeit gibt meinem Begehren den nötigen Ernst, erst ihr verständiges Nachgeben verspricht mir Bestehen. Gußeiserne Schwere steht für solide Ausführung, macht meine Arbeit gewichtig. Kaltes Metall betont noch die zur Verfügung stehende Fremde. Die Berührung erschrickt vor der Starre und folgt den gestalteten Linien der Form; zupackend unterwerfe ich das Material der Funktion. Der wärmende Holzgriff macht die tägliche Aneignung erträglich, nur manchmal umfasse ich das blanke Gestänge und überlasse mich neugierig der fremden Verbindung.

Das träge Einlenken der Maschine zum Funktionieren macht ihre Hingabe wertvoll, der Aufwand läßt mich seiner würdig erscheinen. In der maschinellen Verwicklung durchläuft der Genuß einen Umweg. Jedes Klemmen und Wackeln hemmt das zielgerichtete Handeln, nur der satte Mechanismus akzeptiert mich als Herr.

Mit dem Verschwinden der vorgestellten Unterwerfung vergeht dem Beherrscher von Hebeln und Kurbeln seine Gewalt. Der elektrische Staubsauger und Mixer verdankt seine Funktion Kollektoren, Magnetfeldern und Induktionsströmen, der Strom kommt aus der Steckdose.

Der neugierige Blick ins Gehäuse der Mostellerschen Zitronenpresse, verwirrt in Gestängen, Gelenken und Rädern, sucht nach überschaubaren Teilen: Schächte, ein Kamm für die Kerne, ein beidseitig geführtes Schneidmesser, bereitstehende Quetschvorrichtungen und, als interne Wirklichkeit des äußeren Handhebels, im Hintergrund ein antreibendes Hauptrad. Dieses bewegt anscheinend über Mitnehmer und verschiedene getriebeähnliche Konstruktionen das Messer und die Quetschen zur richtigen Zeit. Die erwarteten funktionalen Bestandteile scheinen alle sinnvoll verbunden, ein Hebeldruck löst das Spiel ihres Zusammenwirkens aus.

Mit der Übernahme komplexer Verarbeitungen werden die Maschinen raumgreifend und verwehren ihr Inneres dem menschlichen Zugriff. Eingreifen ist nur noch im Zerlegen möglich. Der Betrachter ist in Anschauen und Begreifen entzweit. Auch der wissende Blick bricht sich im Gestänge, und die Vorstellung verliert sich im entfalteten Raum der Funktion zum Ahnen des wirkenden Ganzen. Aber dem aus dem Werk gedrängten Menschen schwindet nicht nur der Zugang, sondern auch seine unmittelbare Gewalt. Die verselbständigte Maschine besitzt ihren eigenen Antrieb, sie gehorcht fremden, nur gefesselten Kräften. Ihr eigensinniges Walten im Spiel der mattschwarzen Räder und blitzenden Stangen droht und lockt, in Licht und Schatten erscheint veräußerte Zeit. Dumpfes Sausen und grollendes Vibrieren spricht von gebändigter Macht. In der hintergründigen Tiefe mag ein böser Geist wohnen.

Ihre Geschaffenheit verheißt jedoch auch Gutes, Gewähr einer mächtigen Hilfe, gestaltetes Zeugnis der überdauernden Größe des menschlichen Gei-

stes. Narben erzählen von überstandener Gefährdung. Die matten Spiegel der Messinggehäuse geben ihrem Altern einen Widerschein meiner Geschichte in der Geschichte ihres Gebrauchs.
An ihren Rändern kommt mir die Maschine entgegen, antwortet bereitwillig in Meßinstrumenten und Anzeigegeräten, sie gibt mir in mächtigen Schaltern und satt in der Hand liegenden Drehknöpfen Verantwortung zurück. Mit ausschlagendem Zeiger überträgt sie ihre eigene Logik zu meiner Verfügung und erkennt so meine Berechtigung an. Den Grad dieser Zuwendung erlebe ich als Faszination nur in der Einsicht in ihr Bemühen. Die unzeitgemäße Pendelarmbriefwaage übersetzt angestrengt ihre Weise, mit Gewichten umzugehen, auf eine Skala und benötigt mein Entgegenkommen, da sie nur eine nichtlineare Skalierung bereitstellen kann. Wenn ich durch Schwerpunktverlagerung ihres Pendels den Meßbereich umschalte, bietet sie mir eine neue Skala an. Eine moderne Digitalwaage dagegen läßt sich herbei, mir ihr Wiegeergebnis mitzuteilen, nachdem sie eine Reihe unverständiger Zeichen, wie 888 - - - - ausgespuckt hat. Der selbstherrliche Apparat hält mich für blöd.
Das Geheimnis der Vermittlung ist jetzt hinter Blenden versteckt. Die ungeahnten Möglichkeiten der »black box«, die meist grau, orange oder smaragdgrün ist, sind zum Instrument der Herrschaft geworden. Der Maschinenkasten sei ein geschlossenes System, bruchlos vernünftig und zweckvoll, materiale Abstraktion einer input-output-Beziehung. Seine Verkleidung schütze vor Staub, meiner Neugier und anderen störenden Einflüssen, Unregelmäßigkeit verweise funktional auf sich selbst. Die Lesbarkeit seiner Vermittlung ist an Spezialisten delegiert. Mit der Durchschaubarkeit des Mittels verliere ich den Zweck aus den Augen, ohne Maß für das Ziel kommt mir das Gefühl für die Angemessenheit der Mittel abhanden, mit dem Verlust der Beherrschung findet man mich als Bediener. In der Zwischenzeit hat sich das Geheimnis aus meiner Sphäre verzogen und läßt sich kaum mehr erblicken. Ich verbringe meine Tage mit Glotzen und Messen, verliere dann und wann die Beherrschung.
Im Spielautomaten wird das die maschinelle Vermittlung begleitende Spiel von Beherrschung und Verlockung des Unbeherrschten zum Zweck. Ihn zu beherrschen erfordert Übung, Anpassung an seine Gewohnheiten. Das langsame Versenken in räumliche, funktionale Tiefen ließ mich wieder zu mir auftauchen. Die Absicht des Automaten besteht aber darin, den Spieler zu zeitlosem Verweilen zu verführen. Deshalb bietet er nur eine glitzernde Oberfläche und weist mir meinen Platz vor sich zu. Das Spiel der Schatten und Brüche im Raum muß er durch grellbunte Kontraste ersetzen. Die vom rätselhaften Wirken und Nachgeben der Maschinen sprechenden Laute und Anzeigen simuliert der Apparat durch hektische, überraschende Zuwendungen in Form von Lichtblitzen und lauten maschinentypischen Geräu-

schen. Ohne zu erahnendes Geheimnis lockt er mit phantastischem Dekor, Ungeheuer aus der Tiefe des Weltraums und Mädchen aus dem Dunkel des Urwalds. Wenn er eine Beule bekommt, ist der Lack ab.

Mythematisches

Praktische Dinge sind selten verschüttet oder erstehen in neuem Gewande. Die heutigen Kugelkopf- und Typenradschreibmaschinen, entwickelt unter dem Sachzwang nichtmenschlicher Schreiber, sind Wiedergeburten der lieblichen »Mignon«, einer frühen Schreibmaschine, deren Bedienung an einen Moritatenerzähler erinnert. Der Schreiber deutet mit einem Stahlstift auf den zu tippenden Buchstaben in einem rechteckigen Kartontableau. Diese zweidimensionale Bewegung wird durch ein einfaches Gestänge in Drehung und Verschiebung einer Typenwalze übertragen. Zum Tippen gibt es außer einer Leerstellentaste nur eine weitere Taste zum Anschlagen der Typenwalze. Zu ihrer Zeit genügte Mignon den Anforderungen eines Kleinhandelsgeschäfts.
Der Sammler und Liebhaber von alten Geräten begibt sich aber außer der Zeit. Sein Rückgriff auf alte Maschinchen und volkskundliche Gebrauchsmittel ist kein Griff nach dem Nutzen. Er sucht in ihnen das Märchen, und ein tatsächlicher Nutzen ist ihm willkommene Gelegenheit, regelmäßig ihrer Erzählung zu lauschen. Die mythische Zeit dieser Geräte ist nicht ihre historische, sie verschweigen die Mühsal der Hausfrau und verklären das Elend der Küchengehilfin, die sie einstmals bediente. Der Gebrauch meiner ›Minna‹ steht in meinem Belieben, zur Not kann ich statt ihrer auch eine elektrische Küchenmaschine verwenden. Das Reich ihrer Notwendigkeit ist mir freigestellt. Aber auch manche modernen Geräte besitzen »diese doppelte, zugleich historische und ahistorische Struktur«. So vermag die billige, häßliche Salatschleuder aus dem Kaufhaus, ein drehbarer Korb in einem Plastikgehäuse, zu frappieren. Sie ist so einfach wie praktisch und erscheint anachronistisch in ihrer alltäglichen Verbindung von Effizienz und BeGeisterung.
Nachdem wir in trauter Küchenumgebung den alten Geschichten von Beherrschung und Hingabe gelauscht haben, versuchen wir ein wenig ihre Erzählweise zu verstehen, suchen wir in der Wiederholung konstitutive Einheiten der Gerätemythen.
Dazu betrachten wir zwei andere Maschinen, die anscheinend dem gleichen Zweck dienen, obwohl ihre Gestaltung unzweifelhaft aus verschiedenen Epochen stammt. Die ältere besteht aus einem am Tisch festschraubbaren waagerechten Zylinder, der nach einer kammerartigen Erweiterung in einem Messingröhrchen endet. In seiner Mitte ist ein großer Trichter aufgesteckt, und am anderen Ende erlaubt ein Hebel, einen Kolben im Rohr zu verschie-

ben. Eine verstellbare Schraube dient der Verschiebung als Anschlag. Die abgedichtete Kammer läßt sich leicht aufschrauben und enthält nur ein primitives Ventil am Ausgang. Das jüngere Modell hat schon futuristische Anklänge; ein Trichter auf drei asymmetrischen Füßen schließt am Boden in einer zylindrischen Vertiefung ab. Hierin paßt sich ein unten offener, von einem Bügel senkrecht gehaltener Stempel ein, an dessen oberem Ende wieder ein Messingröhrchen aus einer Platte herausragt. Durch einen federnden, schräggestellten Hebel kann der Stempel in den zylindrischen Boden eingetaucht werden, eine Verstellschraube regelt wieder die Tiefe des Eintauchens.

Die allgemeine Funktion beider Maschinen besteht offenbar darin, etwas Flüssiges vom Trichter in wohldosierten Mengen aus dem Messingröhrchen zu drücken. Der konkrete Verwendungszweck bleibt jedoch unklar, und wir versuchen irritiert Verwendungsmöglichkeiten zu finden. Es handelt sich um Maschinen zum Füllen von Kreppeln (Krapfen, Berliner) mit Konfitüre. Das befriedigende Erleben ihrer Funktionsweise stimmt hier völlig überein mit den charakteristischen Bestandteilen, die uns ihren gemeinsamen Zweck vermuten ließen: starrer Hebeldruck, Gleiten des Kolbens, gurgelndes Nachrutschen der Marmelade im Trichter und schwaches Puffen im auf's Messingröhrchen gesteckten Kreppel, der manchmal, wenn er zu heiß war, auch platzt. Unser Maschinchen erzählt also, hinter allem sinnlichen Reiz, von der Mechanik des Flüssigen, von der Formung des Flüssigen, von seinem dosierten Transport und der Auflösung im Festen.

Achten wir diesmal darauf, wie die Schälhexe erzählt, so finden wir im Fluß der Bewirkung eine Folge von Übergängen von Drehung in Verschiebung und umgekehrt: Kurbeldrehung in Verschiebung des Gestänges längs der Drehachse, Umsetzung in eine dazu senkrechte Drehung des Schälarms und zuletzt in ein seitwärtiges Hinausschieben des Kartoffelfadens. Diese Bewegungsachsen spannen den ganzen Raum auf, und man kann Schälhexe so verstehen, daß sie von der Zusammensetzung aller gewollten Bewegung im Raum aus Drehung und gradliniger Verschiebung berichtet. Die Schälhexe spricht hier für's Gemachte, da der Mensch in der Naturbeherrschung am Menschen sich dessen schon im gezirkelten Tanz und im militärischen Exerzieren versichert hat. Aber Schälhexens Umsetzungen vermitteln nicht nur den Raum, sondern verzahnen auch die Zeit. Jede der vier Bewegungen hat eine andere Geschwindigkeit, deren Verhältnis kaum zu durchschauen, aber als existent fühlbar ist. Schälhexe behauptet so die Synchronisation des Asynchronen, das Ineinssetzen des Schnellen und Langsamen.

In ein und derselben Geschichte werden hier parallel zwei verschiedene Übergänge von Unvereinbarem anschaulich vermittelt. Derart sind auch andere, sinnlich vielfältige Kombinationen möglich. Ein Flaschenzug etwa fasziniert durch seine einheitliche Verbindung der Gegensatzpaare: schwer

– leicht, langsam – schnell und kurzer Weg – langer Weg. Die semantischen Mehrdeutigkeiten sind in der sinnlichen Repräsentanz der Maschinenerzählung begründet.

Verlust der Mitte

Der instrumentellen Vernunft erscheinen die Zwecke natürlich und nicht objektiv vernünftig begründbar. Sie erschöpft sich in der Anpassung der Mittel an vorgefundene Zwecke. Die technischen Mittel, Werkzeug und Maschine, sind die bleibende Mitte der Arbeit, und ihr Bestand reguliert und formt die Verarbeitung. Aus der List der Vernunft wird die Tücke des Objekts. Die verselbständigten Mittel hören auf zu vermitteln, sie setzen die Zwecke und passen das Subjekt ihrer Verwendbarkeit an.
Zweck der Zwecke ist dann die Erhaltung und Verwertung der Mittel, und die konkreten Zwecke werden abstrakter. Zweckloses Tun ist ein Angriff auf's Ganze. In diesem Prozeß verlieren die Mittel selbst ihren Charakter, bestimmtes Mittel zu bestimmtem Zweck zu sein. Ihre Besonderheit spaltet sich in allgemeine Funktion und vereinzeltes, austauschbares Produkt. Nun regiert in der Küche die multifunktionale Küchenmaschine, spülmaschinenfest und in jede gängige Küchenzeile integrierbar, erhältlich in allen harmonisch passenden Farbtönen. Zur Bekämpfung von infektiösen Störungen meines Körperhaushaltes stehen mir Breitbandantibiotika zur Verfügung. Ich kann wählen zwischen den Sorten: . . . . . Die patentierte Erfindung eines Dominospiels aus Gummi, dessen ›Steine‹ auch als Tintenradierer verwendet werden können, ist längst überholt.
Dagegen ist die Schälhexe schon etwas Besonderes. Sie verkauft sich weder als ›Küchenfee‹ noch als ›Multimax‹, sondern verspricht, treu ihren angedeuteten Zwecken zu dienen. Ja, sie wird sogar der tollkühnen Phantasie ihres Besitzers entgegenkommen und es mit einem Kohlrabi versuchen. Spielerisch schäle ich immer wieder auf's neue die gleiche Kartoffel und erfinde ein neues Gericht, vielleicht ›Kartoffelspaghetti‹.
In der Heilkunde war die Homöopathie der letzte große Versuch, Rezepturen differenziert auf konstitutionelle, psychische und situative Bedingungen des Patienten abzustimmen. Der kunstlose Kunstname moderner pharmazeutischer Präparate sagt: schluck oder stirb. Auf ihren Beipackzetteln kann sich der Hilfesuchende 3× täglich, wenn vom Arzt nicht anders verordnet, in der Spalte Nebenwirkungen und Kontraindikationen einordnen. Bei heilkundigen Rückbesinnungen im wissenschaftlichen Gewande steht dann Knoblauch, Nebenwirkungen: sind nicht bekannt.
Der Reiz der Lektüre alter Rezeptsammlungen, gleich ob von Heilmitteln oder Haus- und Gebrauchsmitteln, besteht in der Entfaltung der Mittel und Zwecke. Da gibt es Dutzende von Kitten und Klebern, abgestimmt auf den

zu klebenden Gegenstand und gemischt aus mehr oder weniger vertrauten Bestandteilen. Jeder Fleck erfordert seinen besonderen, durch Material und verunreinigende Substanz bestimmten Fleckentferner. Die vielfältigen Mittel für den einfachen Zweck sprechen von ihrer Abhängigkeit von der Wirkung, von der gelebten Erfahrung des unbestimmbaren Erfolgs. Dem in Tuben verpackten Universal-Fleckentferner »K2R« blieb nur noch der Anruf jener geheimnisvollen Macht aus den Dominikschen Laboratorien.

Nasenbluten.

Nasenbluten vollblütiger Personen soll man nur stopfen, wenn es zu der betreffenden Zeit lästig wird, denn das Nasenbluten ist gewissermaßen das Öffnen eines Sicherheitsventils für den menschlichen Körper.

Blutet das rechte Nasenloch, so hält man es mit dem Zeigefinger der linken Hand zu und hält den rechten Arm ca. 3 Minuten in die Höhe, worauf die Blutung steht. Beim linken Nasenloch verfährt man umgekehrt.

Ein festes Umwickeln der Fingerspitzen derjenigen Hand, auf deren Seite die Blutung stattfindet, hilft auch.

Man atme durch die Nase bei festgeschlossenem Mund tief ein, und durch diesen wieder aus.

Einspritzen von Zitronensaft in das betreffende Nasenloch hat immer Erfolg.

Eine durchgeschnittene Zwiebel mit der Schnittfläche auf den Nacken gelegt, nach vorherigem Waschen des Nackens mit kaltem Wasser, bringt auch starkes Nasenbluten zum Stehen.

Kalte Wasseraufschläge auf die Geschlechtsteile stillen das Nasenbluten in der Regel sofort.

Ebenso tun dies kalte Aufschläge auf den Leib.

Einführen von Eispillen in das betreffende Nasenloch hilft in der Regel sofort.

Zwiebelsaft mit Essig eingeschlürft stillt gleichfalls das Nasenbluten.

Einen Wattebausch in eine Chromsäurelösung getaucht und damit das betreffende Nasenloch verstopft, soll sogar starkes Nasenbluten stillen.

In der Welt der konkreten Mittel war das ›Mädchen für alles‹ seiner Subjektqualitäten noch nicht beraubt. Solange das Subjekt sich noch als Herr der Mittel fühlen konnte, hatte es eine Chance, den vermittelten Zweck zu wollen. Coca Cola aber will getrunken werden, der Durstlöscher schafft sich seinen eigenen Durst. Folge der standardisierten Mittel ist der Lebensstandard, das vom Mittel angepaßte Subjekt wird zum Konsumenten der Vermittlung. Mit den abstrakter werdenden Zwecken und Mitteln wird

auch sein Tun abstrakt und vereinzelt: Spaß haben, benutzen, überprüfen, verwalten. Die ihm abverlangten Fähigkeiten gehorchen dem Rhythmus und der ihm fremden Logik der Mittel; Erfahrung ist wesentlich ausgesetzt sein.
Das optimale Mittel der subjektiven Vernunft hat längst den Bereich des Vorstellbaren verlassen. Althergebrachte Verfahren, wie das in der Schule gelehrte Multiplizieren von Zahlen, sind durch andere, maschinelle Methoden ersetzt, die jeder alltäglichen Intuition entbehren, aber mathematisch beweisbar schneller oder optimal sind.
Die Bestimmung des Optimalen gehört aber selbst dem Bereich der Mittel an, da die verwendeten Maße, ›Zeit- und Platzverbrauch im Mittel oder im ungünstigsten Fall‹, keine Maße der individuellen Erfahrung, sondern Maße des perpetuierten Mittels sind.

Der prometheische Trotz

Die mechanische Technik tut buchstäblich, »als ob man mit Spießen und Stangen auf die Wahrheit losgehen könnte«. Sie kennt nur ein Fortschreiten zum vermittelten Zweck. Ihre Maschinen sind konservativ, Rückbezug und Selbstmodifikation sind ihnen fremd. Unter der Herrschaft der Mittel ist der Fortschritt, als Idee dieses Fortschreitens, zur Ideologie ihrer Konservierung geworden. Ihr expansiver Optimumismus konnte Homöostase, als zentrale Idee eines Systems, nur im Zusammenhang mit einem Todestrieb denken. Die regressive Phantasie dieses Wunsches nach grenzenloser Machbarkeit meldet wieder und wieder das perpetuum mobile zum Patent an.
Aber Herrschaft und Welt ließen sich niemals mechanisch erklären. Mit dem allmächtigen Einsatz selbstregulierender Mechanismen, ob als Bimetalle in Bügeleisen oder als informationsverarbeitende Systeme, brach auch das ökologische System mit Nullwachstum und Gleichgewicht des Schreckens über uns herein.
Die ›prometheische Scham‹ bezeichnet nach Günther Anders das Gefühl von Minderwertigkeit und Unvollkommenheit angesichts der perfekten Maschinen, die Scham, nur geworden und nicht gemacht zu sein. In Gegenwart der sich perfekt kontrollierenden Maschinen gewinnt diese Scham eine neue, noch makabrere Dimension in der Utopie der sich selbst regulierenden Wunschmaschine.
Im erneuten Verlachen der Götter besteht die Chance eines prometheischen Trotzes. Der Rückgriff auf unzeitige Mittel erlaubt es mir, mich zwischen den Zeiten zu bewegen, gleichzeitig mich der Komplexität meiner Welt zu stellen und den alten Geschichten der Wünsche und Möglichkeiten zu lauschen. Zwischen todernstem Rückzug ins Ursprüngliche und schwermütig

verharrender Sehnsucht nach Heimat erfahre ich schmunzelnd, daß der Wunsch im Detail steckt.

Kirschen ohne Kern.

Kirschen ohne Kern zu ziehen, ist möglich, wenn man das aus einem Kern gezogene Kirschstämmchen, welches noch ohne Äste ist, von der Spitze bis zur Wurzel spaltet, das Mark entfernt, dann alles wieder genau zusammenfügt und mit Kopulierpapier dicht und fest umwickelt.

Weil die überholten Mittel in ihrer wiedergewonnenen Unschuld nicht betäuben, halten sie den tollen Wunsch wach. In ihrer naiven Komik geben sie den Optimismus des Machbaren der Lächerlichkeit preis.

Ein erst in allerneuester Zeit entdecktes Mittel, die unterbrochene Atmung bei Erhängten, Erstickten etc. wieder herzustellen, besteht darin:

die Zunge des Patienten in regelmäßigem Atmungstempo anzuziehen und wieder fahren zu lassen.

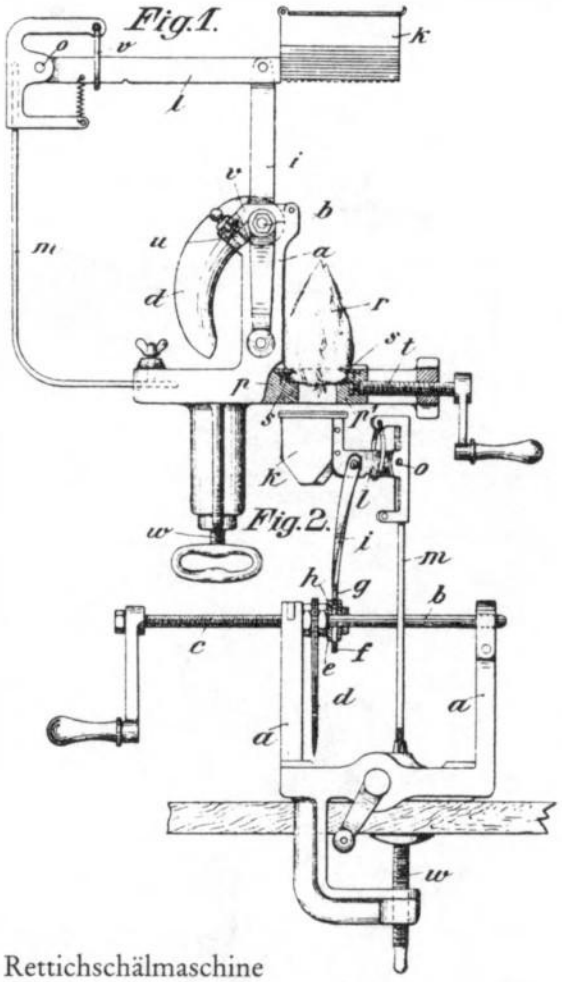
Der Erfolg soll ein ganz überraschender und ein solcher bis zu acht Stunden möglich sein. Ferner will ein französischer Arzt, solange Leichenstarre noch nicht eingetreten ist, mittelst operativen Eingriffs (Öffnen der Brusthöhle) und Drücken des Herzens mit der Hand im Tempo der gewöhnlichen Pulsschläge das Herz zur Aufnahme seiner Funktion genötigt, und damit Erfolge erzielt haben, was nicht unerwähnt bleiben soll.

Durch die alten Maschinchen erhält das Unheimliche wieder einen heimischen Herd. In ihrer bezaubernden Unbeholfenheit verspotten sie die Blendung des Perfekten. Sie lehren mich spielerisch, daß der Wunsch nach Beherrschen nicht zwangsläufig Zerstörung bewirkt, daß mein Geschick etwas mit meiner Geschicklichkeit zu tun hat.
Indem die unzeitigen Geräte und Mittel von weither in meine Welt einbrechen, zeigen sie etwas von der Brüchigkeit der ach so komplexen Zusammenhänge auf. Indem sie etwas mit sich machen lassen, gewähren sie Einsicht in's Werden. Aus der Sicht der Maschinen dreht sich der kurbelnde Mensch nur um sich selbst.

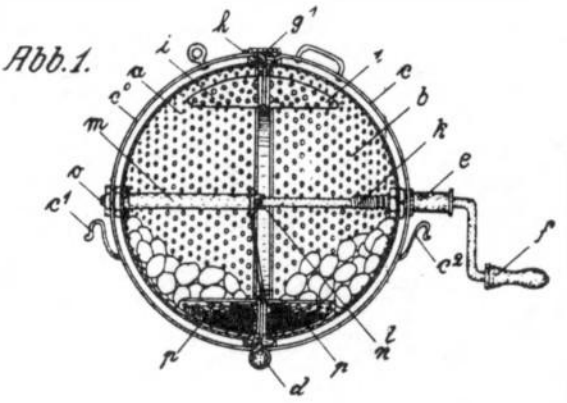
Ende, herannahendes.

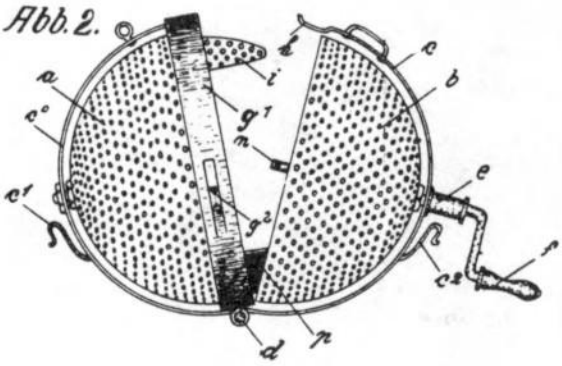
Wenn offene und ältere Wunden nicht mehr nässen, und wenn Nägel und Haare nicht in gewohnt rascher Weise nachwachsen, dann ist das Ende nicht mehr weit.

Ebenso, wenn sich Schwerkranke plötzlich wohl und leicht fühlen.

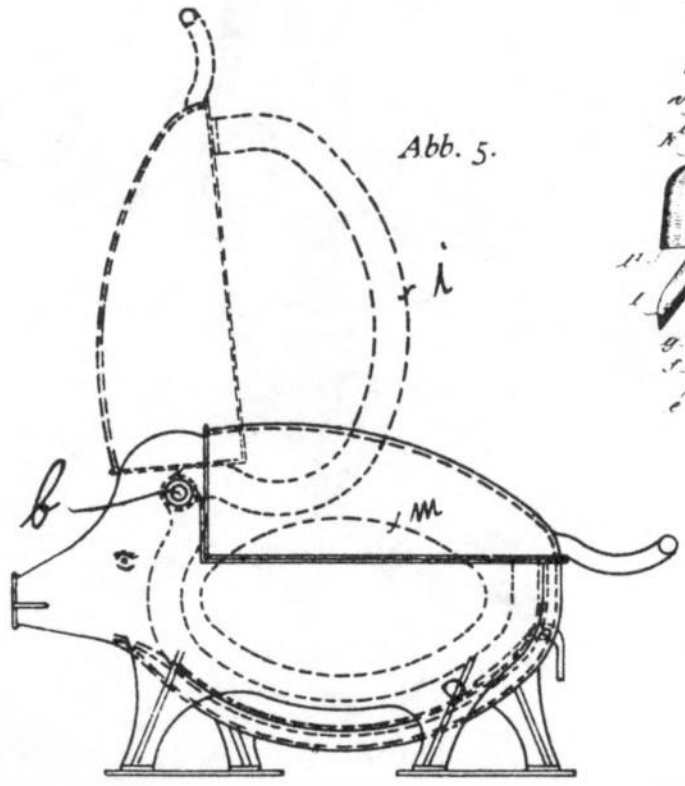


Rettichschälmaschine
mit Salzstreuvorrichtung, 1911



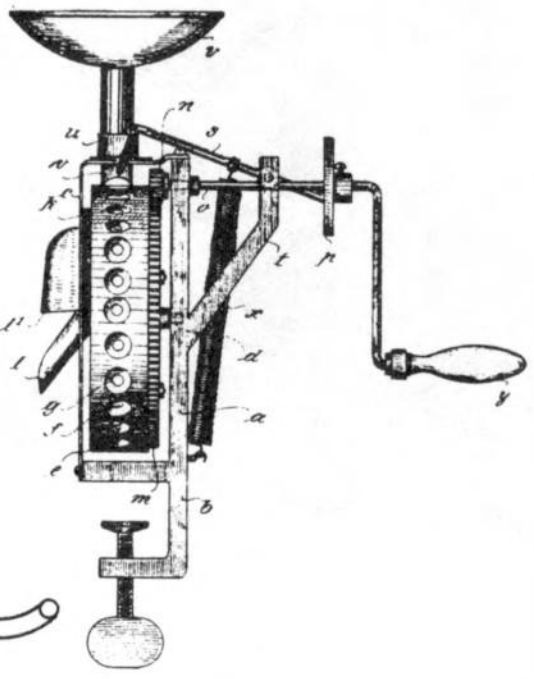


Kartoffelschälmaschine, 1928

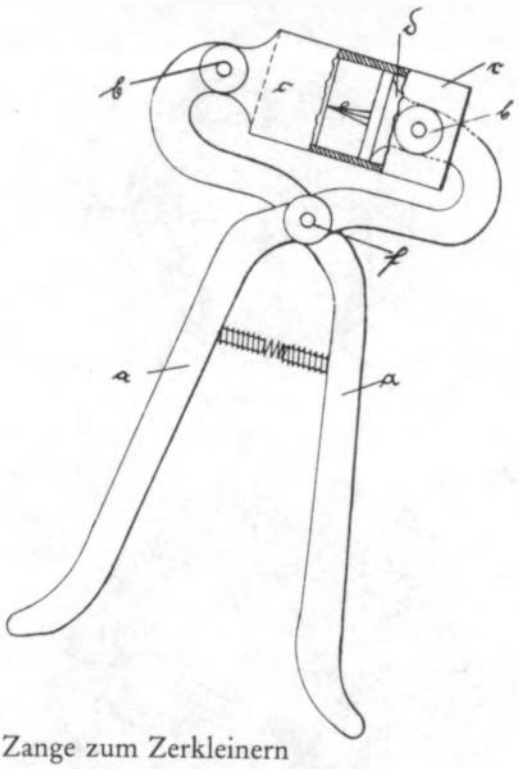


Brötchenschneidemaschine, 1925

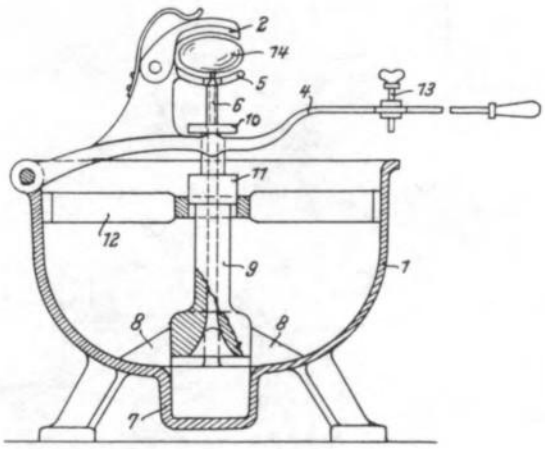
Abb. 1.



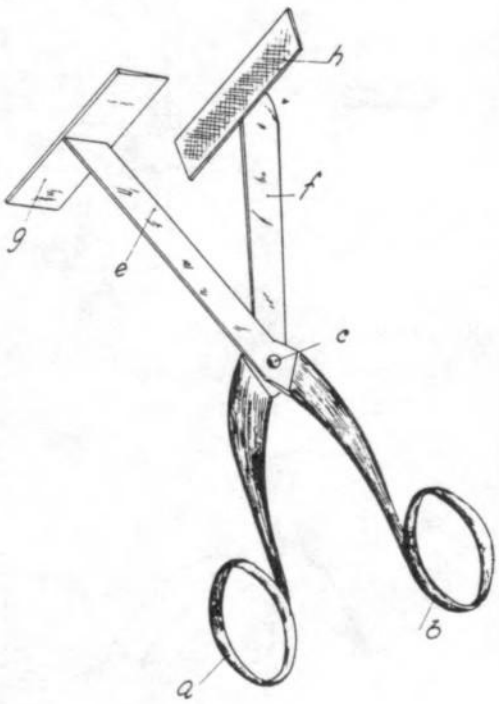
Steinobstentkernmaschine, 1922



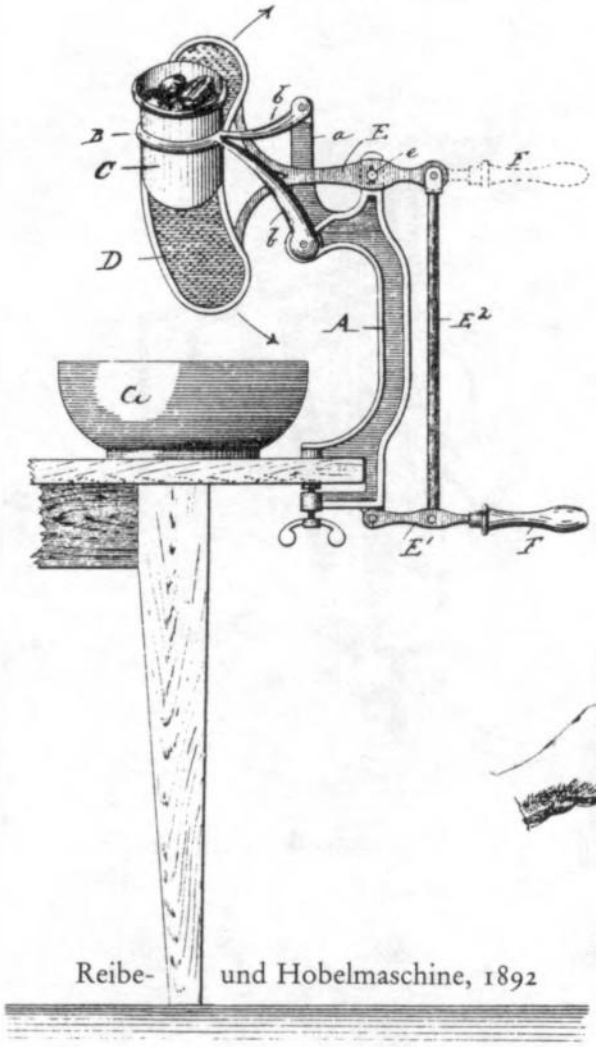
Zange zum Zerkleinern
von Würfelzucker, 1911



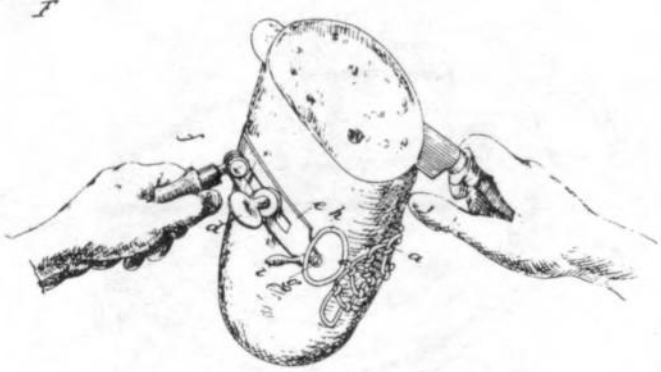
Kreppelfüllmaschine, 1937



Käserindenschneider, 1930



Reibe- und Hobelmaschine, 1892



Brothalter zum Schneiden
von Brotscheiben, 1884

Ursula Krechel
Meine Sätze haben schon einen Bart
Abmahnung an die neue Weiblichkeit

Immer schon wollte das stammelnde Kind eine Rede halten über alle Zungenbrecher hinweg, einmal wollte die Liliputanerin den Wettlauf mit den Langbeinigen gewinnen, immer schon wollte die Elefantenkuh in einem klitzekleinen Stübchen wohnen. Immer wünschten sie das Falsche, das dann so falsch nicht war. Denn so blieb das Wünschen lebendig bis zum heutigen Tag. Ihr Beharrungsvermögen hat die Frauen in Bewegung gebracht. Bewegen sie sich weiter, wenn sie seit fünfzehn Jahren die Bewegung des Aufbruchs üben? Anders gesagt: Wird die Aufbruchsphantasie, indem sie wie eine Kunstfigur des Gesellschaftstanzes weiter und weiter getanzt wird, nicht eine erstarrte, konservative Geste? Wo gewinnt die »Randständigkeit« der Frauen, ihr Ausschluß oder ihr freiwilliger Rückzug einen unverhofften Eigensinn? Immer wollte ich eine Philippika halten, aber schon stolperte ich über meine Freundlichkeit, fügte hier ein »aber« ein, grub dort einem »gleich wie« eine Schneise. Und was schneidend und kalt sein sollte wie ein Messer, wucherte, knospete, bekam Seitentriebe, so sah das Messer am Ende aus wie ein knotiger Hirtenstock, vor dem sich kein einziges Schaf fürchtet. Die Liliputanerin, die sich bei näherer Bekanntschaft als glänzende Stierspringerin zu erkennen gab, stieß ein meckerndes Lachen aus, die Elefantenkuh, das mächtige schöne Tier, starb vor Schreck. Übers Jahr paßten ihre ausgebleichten Knochen schon in das zu Lebzeiten ersehnte Stübchen.

Epilog am Anfang

Die Frauen, die in Bewegung geraten sind, die ein Zimmer für sich allein und die Hälfte des Himmels darüber einklagen, fallen aus allen Wolken. Während sie sich bewegten, hat sich auch die Landschaft, in der sie sich bewegten, verändert. Erdrutsche, U-Bahn-Tunnels, die im sogenannten Ernstfall (als gäbe es auch den lustigen Fall) durch Knopfdruck in Bunker verwandelt werden können, ganze Gebirge sind unterhöhlt, die Lebenden gehen über eingegrabene Todesmaschinen, gehen so lange, bis sie selbst eingegraben sind oder alles in die Luft fliegt. Die Frauen aber lieben die Toten, denn sie widersprechen nicht. Die Toten lassen sich bedenkenlos

hin- und herrangieren auf dem Markt der unbedachten Ideologien, und da sie naturgemäß nichts zum Ende des 20. Jahrhunderts zu sagen haben, nikken ihnen die lebenden Frauen freundlich zu und schweigen ebenfalls. Liebt die Lebendigen. Sie haben es nötiger als die aktenkundigen verblichenen Heroinen. Erträumt euch keine Zukunft. Reißt euch euren Teil von der Gegenwart. Die Frauenbewegung labt sich an den großen Bildern einer beschwörbaren Vergangenheit, an den Amazonen, den romantischen Freundinnen, und blickt in eine neblige Zukunft. Das roll-back der achtziger Jahre trifft die Frauenbewegung vollkommen unvorbereitet. Sie hat das Vorspiel verschlafen. Im ersten Akt findet sie sich, zu spät gekommen, nicht zurecht. Die Geschichte hat einen Sprung gemacht, den die Frauen, mit sich selbst und ihrer Körperlichkeit beschäftigt, zunächst für ein saures Aufstoßen hielten. Auf selbstzerstörerische Weise zogen sie sich dorthin zurück, von wo die Frauen immer von neuem aufgebrochen sind: in die Enklave der Häuslichkeit, in den Haushalt des Naturwüchsigen. Strickend, backend, brauend, den Schmerz, den die Liebe oder ihre Abwesenheit verursacht, balsamierend. Der »Infantilisierung der Bewegung« (Maria-Antonietta Macciocchi) im Inneren entspricht der sich verfestigende Django-Stil des öffentlichen Lebens. Wo die Fleischtöpfe gezählt sind, sind die Ellenbogen der Männer, die sich darum drängen, unzählbar. Die sich selbst konservierende Altherrengesellschaft, wiewohl unterstützt von Kegelbrüdern, Heizungsmonteuren, Metzgermeistern samt ihren Vorgartenfrauen, ist nicht dumm. Sie hat sehr wohl begriffen, was die Frauenbewegung will/wollte: eine radikale Umwertung. Und sie antwortet darauf – erbarmungslos. Wer das Feixen und Grienen gesehen hat, als eine grüne Abgeordnete im Parlament von Gewalt gegen Frauen im Ehebett sprach, wird es nie vergessen. Aufgeklärtere Konservative verfugen die Risse im patriarchalischen Bewußtsein durch lebenskundliche Gesellschaftsspiele. Tenor: Ich weiß ja, daß in der Frauenfrage noch vieles im Argen liegt, aber wie hätten Sie es denn gerne? Soll ich Ihnen nun in den Mantel helfen oder nicht? Wie immer die Frau sich entscheidet, der aufgeklärte Konservative hat Grund, über seine Verunsicherung zu klagen.

Der Steuerberater lädt die Buchhändlerin, nachdem er ihre Bilanz erstellt hat, zum Essen ein. Sie sagt zu, geht aber auf seine Avancen nicht ein. Im Steuerberater verfestigt sich die Meinung, die Buchhändlerin müsse (deshalb) lesbisch sein. Die Buchhändlerin, die weiter ihre Bilanz gemacht haben will, aber doch nicht den Hof, läßt ihn in seinem falschen Glauben. So hat sie ihre Ruhe und bekommt ihre Bilanz ohne libidinösen Preisaufschlag. Nach fünfzehn Jahren Frauenbewegung ist die Komödienrolle der fünfziger Jahre »Die feste Burg / die Ehefrau« neu besetzt mit der vermeintlichen oder wirklichen Lesbe.

Die Frauen, die Ende der sechziger Jahre öffentlich zu sprechen gelernt

hatten, schwiegen, je älter die siebziger Jahre wurden, und das aus guten Gründen. Die einen hatten erreicht, was sie erkämpft hatten, ein Stückchen persönlicher Freiheit, eine Sprosse auf der Leiter, auf der vorwiegend Männer herumkraxeln. So gerieten sie in einen Loyalitätskonflikt, von dem sie sich nichts hätten träumen lassen und den sie tunlichst unbearbeitet in ihrer Brust vergruben. Das Patriarchat gab ihnen Arbeit und Brot, ja, es reichte sogar für ein Auto, die Sonne schien, sie wurden entgegen anderslautenden Berichten nicht täglich vergewaltigt, was schon viel war. Also schwiegen sie. Sie trugen ihren Feminismus gut dosiert in ihren Lebens- und Arbeitsbereich, aber auch die linken Lehrer brachten ihr Linkssein ein, die Sportler ihre Sportlichkeit, die Naturfreunde ihre Schwärmerei, so hoben sich die Meinungsbekundungen gegenseitig auf. Im Nachhinein, nach dem Ende der sozialliberalen Epoche, schienen die quantitativen Forderungen (mehr Frauen in Männerberufe, mehr Tageskindergärten, mehr Förderung für junge Mädchen, eine deutsche Alternative zum Equal Rights Ammendment) niemals in qualitative Forderungen umschlagen zu wollen. Die Auflistung der quantitativen Forderungen wurde den Frauen in Verbänden, Gewerkschaften, Parteien überlassen, sagen wir großzügig, den sozialliberalen Zuarbeiterinnen der Frauenbewegung. Die Frauenbewegung hielt sich in praktischen Fragen, wie die Gleichheit vor dem Gesetz sich in eine Gleichheit der Lebenschancen verwandeln könnte, eher bedeckt. Die qualitativen Forderungen sprachen von Maß und Wert und Würde des weiblichen Teils der Menschheit, von Lust und Lebenwollen, vom Wohlfühlen in der Gruppe. Darin ging der Zorn über die Rentenreform zu Lasten der Witwen nicht mehr auf.

Vom Preis

Ännchen hatte das Saitenspiel auf so vollkommene Weise gelernt, daß sie sich mit den besten Saitenspielern im Land messen konnte. Nichts wünschte sie sich sehnlicher, als bei einem Wettbewerb der Saitenspieler die Palme zu erringen. Nun geschah es aber, daß, bevor sie mit ihrem Spiel begann, ihr Mund zuckte, Wörter stießen hervor, die jeder Preisrichter unschwer als Beschimpfungen erkennen konnte. Dann spielte Ännchen, immer schöner, als sie jemals gespielt hatte, doch die Palme bekam sie nicht. Vor einem Wettbewerb verklebte sich Ännchen den Mund mit einem Heftpflaster, damit ihr Zorn in ihrem Mund verborgen blieb. Sie spielte jedoch so verkrampft, ungebärdig, daß sie selbst unzufrieden war mit ihrem Spiel und zum ersten Mal den Preisrichtern recht geben mußte, als sie keine Palme erhielt. So begriff Ännchen, daß sie vor dem Spiel ihre Zuhörer in den dunklen Anzügen, die ihr manchmal wie eine Versammlung von Bärenführern, ein anderes Mal wie eine Horde schläfriger Schakale vorkamen, be-

schimpfen mußte, um rein und frei zu spielen. So begriff Ännchen, daß ihr Spiel niemals preiswürdig sein würde.

»In dem Kampf zwischen dir und der Welt hilf der Welt.« Franz Kafka

Paria und Postfeminismus

Die anderen blieben zusammen in ihren Nestern, Höhlen, Zentren, Läden, auf Bauernhöfen und in Werkstätten, sie lebten »Projektfeminismus«. In dieser engen Binnenstruktur war es ihnen möglich, das sie umgebende Patriarchat samt der staatstragenden Gesellschaft weitgehend aus ihrem Bewußtsein auszublenden. Sie genossen sich selbst, feierten sich, lernten außer ihrer Stärke auch ihre Kratzbürstigkeit, ihr Mißtrauen gegeneinander, ihre unaufhebbaren Differenzen kennen, »und quasi von neuem bilden sich zwei Geschlechter *in einem einzigen Geschlecht* heraus« (Maria-Antonietta Macciocchi). Was in dieser Klausur produziert wurde, nannte die *Schwarze Botin* frech »Sülze«, fleischlos wurde es als Knödelei bezeichnet. Leben und Arbeiten unter der Glasglocke, rundherum die feindliche Außenwelt, unverständige Schwestern, dumme Brüder. Solange es ging, war es schön, sagten die Beteiligten, besonders das Beginnen war schön, nein, eher der Zustand vor dem Beginnen, das Beginnen war schon das Ende, sorgsam versteckt vor den Renegatinnen, abgeschottet gegen jeden Luftzug. Die kritische, aber vorurteilsfreie Betrachtung anderer Lebens- und Arbeitsweisen hätte die aufbrechenden Konflikte vielleicht in einem anderen, milderen Licht erscheinen lassen.

Die danach folgenden Reisen ins eigene Bewußtsein – auf der Landkarte, im Malkurs oder im Tagebuch – beschrieben ganz im Gegensatz zu der postulierten Subjektivität kollektive Trends und Moden, die das sich freischwimmende Subjekt heim ins Reich einer neuen scene holten.

Die Fiktion der Schwesternschaft zwischen der Liliputanerin und der Elefantenkuh ist gescheitert. Wohl treten sie in demselben Zirkus auf. Sie leiden unter derselben harten Hand. Der heiße Atem der wilden Tiere bläst ihnen ins Gesicht. Aber davon werden sie nicht gleicher.

Eine andere Variante ist der sozialarbeiterische Feminismus. Er nimmt Frauen da ernst, wo sie Opfer männlicher Gewalt werden, legitimiert sich durch die nicht abreißende Kette von Gewalthandlungen gegen Frauen. So verewigt er die Opferrolle der Frauen, starrt auf das angetane und das zukünftige Leid wie das Kaninchen auf die Schlange. Die Frauen, die sich dem sozialarbeiterischen Feminismus verschrieben haben, arbeiten bis zur Selbstaufgabe, putzen dem Staat das Elend weg, bis dieser dann, wenn die fragile autonome Ökonomie an ihre Belastungsgrenzen gekommen ist, hineingebeten werden muß in die Widerstandszentren, und er kommt wie ge-

rufen mitsamt seinen Kontrollinstanzen und behäbigen Helfershelfern in den Wohlfahrtsverbänden. Über kurz oder lang, meistens durch massiven Druck, hat der Staat die Frauenhäuser, für die er zur Kasse gebeten werden sollte, selbst in der Hand. Wo er Geld gibt, diktiert er die Bedingungen. Den Frauen, die sich einem sozialarbeiterischen Feminismus verschrieben haben, bleibt nichts anderes übrig, als die selbstgeschaffenen Einrichtungen wieder zu schließen – eine Konsequenz zum Tode – oder sie verfälscht, verwässert dem Staat zu übergeben, der dort die Frauen, die sich von der Familientruppe entfernt haben, schon zur Raison bringen wird. Maßnahmen, Fehlbildungen, Familienzusammenführungen, Kontrollen. Das Frauenhaus wird in eine Eheschule für Frauen, die aufmucken, verwandelt.

Vom Leiden und Leben

Drei Brüder hatten ein Schwesterchen, das molken sie wie eine Kuh. Gab es einmal keine Milch, piesackten sie es hinten und vorn. Aus Angst vor weiteren Quälereien gab es den Brüdern eines Abends Most zu trinken. Satt und zufrieden fielen sie ins Bett und schliefen bis in den Tag. Da faßte sich das Schwesterchen ein Herz, steckte ein Stück Zwieback unter sein Hemd und lief in die Stadt zum Richter. Der saß über seiner Morgenzeitung und blickte erstaunt auf, als das atemlose Schwesterchen in der Tür stand. Es schilderte seine Not. Der Richter hörte zu, eine Stubenfliege kroch auf der Morgenzeitung, die Frau brachte den duftenden Morgenwecken. Der Richter blätterte in den Gesetzbüchern, legte hier ein Blättchen hinein, lief dort mit dem Finger eine Zeile entlang, der Morgenwecken duftete dem Schwesterchen in den Nasenlöchern, das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Endlich sah der Richter auf und schüttelte den Kopf: Ich finde kein einziges Gesetz, das deinen Brüdern verbietet, dich zu melken. Der Richter nahm die Morgenzeitung vors Gesicht. Als das Schwesterchen sich hinausschlich, stand schon die Frau mit der Mittagssuppe vor der Tür.

Gerade vor dem Mittagsläuten schlüpfte es in das Haus des Pfarrers. Gleich hob es wieder zu klagen an, die drei Brüder melkten es wie eine Kuh. Manchmal würfen sie ihm Stiefel an den Kopf. Dann ist dir dein Lohn im Himmel sicher, antwortete der Pfarrer. Deine Brüder haben eine Armenspeisung gestiftet, saure Sahne zum Sauerbier. Wenn sie dich melken, hast du auch Anteil an ihren guten Werken. Jetzt läutete die Mittagsglocke, übertönte jedes weitere Wort. Auf dem Mund des Pfarrers spielte ein fadenscheiniges Lächeln.

Da ihm nicht zu helfen war, lief das Schwesterchen in den Wald, sprang durch Schneisen, schlüpfte durchs Haselgebüsch, daß ihm die Zweige den Rücken peitschten. Spät am Abend traf es eine alte Frau mit einem Fuhrwerk. Die hatte Reisig aufgelesen und Blaubeeren gepflückt. Meine Brüder

melken mich, und wenn sie satt sind, piesacken sie mich hinten und vorn, klagte das Schwesterchen, nun schon ganz matt. Da weiß ich ein Mittel, sagte die alte Frau. Du mußt ihnen Blaubeeren zu essen geben. Gib mir die Beeren, ich habe Hunger, sagte das Schwesterchen. Die Beeren sind nicht für dich, antwortete die alte Frau. Da erinnerte sich das Schwesterchen erst an den Zwieback, der in seinem Hemd krümelte. Es gab auch der alten Frau einen Brocken. Hilf dir selbst, so hilft dir niemand. Hilft dir niemand, hilft dir jemand, flüsterte die Alte beim Kauen. Das Schwesterchen ging nach Haus, duldete an diesem Abend klaglos, daß die Brüder es molken, dann gab es ihnen die Blaubeeren zu essen. Sofort verwandelten sie sich in Blaumänner. Die leeren blauen Hosenbeine faltete das Schwesterchen in eine Kommode und verschloß sie. Dort liegen sie aufeinandergeschichtet, bis eine Prinzessin sie anzieht; also lang, vielleicht für immer. Das Schwesterchen stieg zu der alten Frau auf ihr Fuhrwerk, reiste mit ihr in die weite Welt, die gleich hinter der nächsten Wegbiegung begann. Wenn sie noch keine Postkarte geschrieben haben, sind sie noch nirgendwo angekommen.

Vorwärts zurück

Die weibliche Kinderangst vor dem schwarzen Mann ist durch eine andere Angst ersetzt worden: Zwischen den in Mitteleuropa stationierten Raketen sind Männer und Frauen und Kinder auf eine schreckliche Weise gleich. Die Frauen in der Friedensbewegung gerieren sich als »die Seismographen der allgemeinen Angst, sie bringen Gemüt und Gefühl ein; die Männer haben den Sachverstand, sie beschäftigen sich mit den technologischen Daten und den politischen Fakten« (Herrad Schenk). Die Aufgabentrennung ist rollenkonform, also eingespielt. *Emma* mault: »Netter Nebeneffekt: Wo Frauen Petitionen für den Weltfrieden sammeln, haben sie für den Geschlechterkrieg keine Zeit.« Hieße also die Alternative »Weltkrieg und Geschlechterfrieden«? Wieder einmal wird die Frauenfrage vertagt – wie sie vor dem Ersten Weltkrieg vertagt wurde; schließlich sahen die schwerblütigen Frauen selbst ein, wo der Feind stand und wie man ihn mit Pulswärmerstricken und Patriotismus schlagen kann. Der radikal pazifistische Flügel der Frauenbewegung berief sich mit nicht minder falschem Zungenschlag als die Friedensfrauen heute auf »weibliches Wesen, weiblichen Instinkt«. Beides sei »identisch mit Pazifismus« (Lida Gustava Heymann). Nicht teilzuhaben an der Macht, sich die Hände nicht schmutzig zu machen, läßt vergessen, wozu weibliche Hände sich mißbrauchen lassen.
Unter dem Persönlichen, das politisch ist (das war eine aufrührerische Formel), wurde das Allgemeine, das politisch ist, vergraben. Wo es aufblitzt, marginalisiert es die Geschlechterbeziehungen auf (wieder) ungeahnte Weise. Vorwärts zurück. Die Matrix, in die sich die weibliche Wunde ein-

geprägt hat, wird versiegelt. Der weibliche Schrein steckt im Schuhkarton unter dem Bett. Schwestern wischen das persönliche Blut ab. Brot, Schlafsäcke und Liebe für uns, Kriegsspiele und Geldverteilen für die Männer.
»Der historische Feminismus übte also ein respektvolles angepaßtes Denken der Legalität gegenüber, das den Kampf für die ›guten Gesetze‹ einer guten Regierung zum Ziel hatte. Die Mauern der verderbten Macht würden zusammenstürzen wie die Mauern von Jericho beim Klang der warnenden Trompeten.« (Maria-Antonietta Macciocchi) Nachdem das Wesen der Frau, das typisch Weibliche verabschiedet worden ist, bleiben nur Fetzen, Trümmer, zerrissene Schleier, abgetretene Schuhe, Masken. Nur die Muster der Versagung, des Ausschlusses. Eben die Beschäftigung mit diesem Plunder, von gläubigen Fingerspitzen auseinandergefaltet, nennt die neue Weiblichkeit radikal. Die Unvereinbarkeit dessen, was ich tue, mit dem, was ich zu tun glaube, der deutsche idealistische Widerspruch par excellance, lebt mächtig in der Frauenbewegung.

Die Väter von der Mütter Gnaden: ein patriarchalischer Zirkelschluß

Aus dem Scherbenhaufen der Geschichte überleben am ehesten die einfachen Formen: Märchen, Sage, Legende, Rätsel, Mutterschaft. Sie können immer wieder von neuem erfunden werden – wie das Rad und das Feuer. Zurück zu ihnen, denn bei ihrer erneuten Erfindung kann nichts schief gehen. Die einfachen Formen sind kollektive Formen, beweglich, allgemein, eine Ethik umspielend. Sie gehören niemandem, lassen sich aber mit eigenen Worten, Händen, Bäuchen wiedergeben. Sie drängen sich auf, wenn das Bewußtsein seiner Historizität verlustig zu gehen droht: wie in der Romantik, wie jetzt. Ich wollte eine Philippika halten, drehe und wende die Puzzlestücke und erzähle. »Kurz gesagt: wir können wohl die Welt an das Märchen heranbringen, aber nicht das Märchen an die Welt.« (André Jolles) Untergründig, anarchisch, wie verirrte Gestalten aus den Filmen von Alexander Kluge, entdecken die Frauen ihre Wehrmechanismen, entdecken bei sinkendem Bruttosozialprodukt ihre eigene Produktivität.
Die Vätermacherinnen gehen um. Sie haben kleine Schaufeln unter dem Rock und schaufeln Samen in sich hinein. Irgendwann wird in der Wärme ein Kind daraus werden. Da Kind und Mutter essen wollen, laufen sie zum Vater und holen sich Alimente. Ist der Vater nicht willig, laufen sie zum Übervater Staat, der wird den kleinen Vater schon mürbe machen. Es gibt noch Gerichte in Deutschland. Was dem vom Stationsvorsteher verführten Dienstmädchen recht war, ist der Lehrerin aus Niederursel billig. Was recht ist, muß billig bleiben, wie auch die Basaltemperaturkurve steigt. Die neue politische Einheit heißt Mutterundkind, ihre Grenzen sind

vermint. Achtung, sie verlassen den neuweiblichen Sektor der freien Welt.
Wie Westberlin lebt auch die neue politische Einheit Mutterundkind von verschwiemelten Subventionen, Stillhalteabkommen, Bauherrenmodellen. Schon indem sie sich konstituiert, ist sie eine Abschreibungsruine. Als Gegenleistung für ihren autonomen und dennoch von langer Hand kontrollierten Status verpflichtet sie sich, die Zufahrtswege schneefrei zu halten.
Die Vätermacherinnen, die den einmal/mehrmals zum Vater gemachten Mann so erfolgreich aus ihrem ideologischen Bewußtsein verdrängen, machen auf komödienreife Weise klar, was Frauenarbeit ist: der ahistorische Kreislauf des Wachsens, der in keine Theorie der Produktivität paßt. Also fallen sie heraus. Mit dem Eintritt in die einfache Form Mutterschaft spielt die Probandin die Vernichtung der unmoralisch empfundenen Welt der Wirklichkeit, öffnet sich dem Wunderbaren. Ihr Lebensmärchen ist aufgeschlagen. Ich will nicht über die abgründigen Inhalte auf dem Boden vieler Beziehungskisten hinwegdiskutieren, die viele Frauen zwingen, ein Kind aufzuziehen, dessen Erziehung sie sich anders gedacht hatten. Das aufrichtige Mitleid mit allen Frauen, deren Rechnung im Nestbau nicht aufgegangen ist, ist die eine Sache. Die andere ist die hanebüchene Systemblindheit der neuen politischen Einheit Mutterundkind. Gewiß ist es leichter, in diesem Punkt sind die Vätermacherinnen auskunftsfreudig, ein Kind ohne Vater aufzuziehen als mit einem Vater. Ein Kind redet jahrelang seiner Mutter nicht in seine Erziehung hinein, es widerspricht nicht ihren Prinzipien, sie kann mit ihm schalten und walten, wie sie will. Zum einen stellen die Vätermacherinnen, die über die reformfreudigen Wortungeheuer wie Partnerschaft und Gemeinsamkeit vom Kindbett bis zur Zahnklammer nur lachen können, Männer (wie gehabt) für den Produktionsprozeß frei. Zum anderen fallen in ihnen zwei Schnittmuster patriarchalischer Weiblichkeitsbilder ineinander, die früher sorgsam geschieden waren. Nun muß der von Existenzängsten geplagte Mann nicht mehr wählen, die politische Einheit Mutterundkind erfüllt alle imaginären Ansprüche, sie ist bitter und süß zugleich, für sich und doch nicht selbständig, ein voyeuristischer Genuß fast ohne Reue. Sie ist Hure und Madonna, eine kostbare, phantastische Übermalung am Ende des 20. Jahrhunderts. War sie einmal willig, wird sie wieder willig sein, heißt das patriarchalische Modell Hure. Die Madonna dagegen ist an die Grenzen des Bilderrahmens gefesselt, die Vögel des Himmels nähren sie, und der Übervater hält seine schützende Hand über sie und ihr Jesuskindchen. Das arme Menschenmännlein muß sich über ihr Wohlergehen nicht den Kopf zerbrechen. Wie man das Vexierbild Hure/Madonna schüttelt und dreht, es zeigt immer gerade das, was der Mann, der sie betrachtet, sehen will.
Die Frau aber schweigt, kassiert und stillt.

Die Vorreiterin für dieses Modell, nicht umsonst in der patriarchalischen Welt ein Mythos, denn sie verzichtete vornehm auf Alimente, heißt Franziska von Reventlow. Ein Opfer, das nicht aufhörte, sich als freie Frau zu imaginieren.
In München-Gern erzählt man sich bereits die Geschichte vom klugen Hans, der weiter beteuert, wie gern er seine Grete habe, er ißt auch gern weiter ihre Bratkartoffeln, weigert sich aber, ihr beizuwohnen. Sie wolle ja doch nur ein Kind. So geht er nächtlich seiner ledigen Wege.
Die Vätermacherinnen sind, da die gemachten und potentiellen Väter, wie die Geschichte des Patriarchats beweist, außerordentlich lernfähig sind, die idealen Kundinnen und Versuchskarnickel für alle futurologischen Spermiensperenzchen, ob künstliche Insemination, ob lange Samenbank, ob extrauterine Schwangerschaft, die Befruchtungsfuturologen werden die potentiellen Väter schon vor den Vätermacherinnen zu schützen wissen. Die Verantwortlichkeit, aus der die Vätermacherinnen die Patriarchen entlassen, fällt doppelt auf sie zurück. Dem janusköpfigen Frauenbild entspricht das Kalb mit zwei Köpfen.

Helenes Nachtgesellschaft

Helene, eine bedächtige Frau in den schönsten Jahren, eine Frau mit einer weithin geschätzten Tagesvernunft, steht in manchen Nächten auf. An jeden ihrer zwölf Stühle bindet sie einen Luftballon. Sie deckt den Tisch mit dem ererbten Leinen, legt viele Papierservietten dazu gegen die Auswüchse des Kleckerns, nimmt die Kaffeelöffel ihrer Großmutter aus der Kommode. Auf einen Stuhl stellt sie den Globus, auf den zweiten die Springform, je einen Gummistiefel auf die nächsten beiden Stühle, daneben legt sie die platte Luftmatratze über eine Stuhllehne, auf den nächsten Stuhl legt sie das Barometer, auf den Stuhl daneben eine Salzstange, auf den nächsten Stuhl kommt die Wasserwaage, auf den nächsten die am Abend vergessene Pfeife ihres Freundes, auf den letzten stellt sie den Hortensienstock mit den Blattläusen. Dann schraubt sie den tröpfelnden Brauseschlauch ab, nimmt ihn auf den Arm, er ist das Baby, und setzt sich zwischen ihre Enkelkinder und deren Freunde. Das Barometer feiert seinen Kindergeburtstag, und Helene richtet ihn aus. Ihre Tochter Edeltraud, die Mutter der Wasserwaage und des Brauseschlauchs, arbeitet und hat für Kindergeburtstage wenig Zeit und keinen Sinn. Wie gut, daß es Helene gibt. Sie serviert Würstchen und Kirschkuchen, und zum Schluß spielen alle Hänschen-piep-mal und Topfschlagen. Der verlauste Hortensienstock siegt und gewinnt einen Bleistiftspitzer. Einmal schimpft Helene auch, der Globus hat der Springform eine Beule geschlagen. Natürlich endet der Kindergeburtstag mit einem Schlachtfeld. Das Barometer fällt. Aber Helene ist auch sehr glücklich.

Am Morgen vermißt sie den Brauseschlauch und wäscht sich nur flüchtig. Mit ihrer klugen Büchertasche unter dem Arm fährt sie ins Büro. Helene, eine bedächtige Frau in den schönsten Jahren, eine Frau mit einer weithin geschätzten Tagesvernunft, steht in manchen Nächten auf. Manchmal spielt sie auch: Sally löst ihre Verlobung. Dieses Spiel (Staplehurst, spätviktorianisch) erfordert eine Gardine. Oder ein Militärarzt (linksrheinische Garnisonsstadt, Herbst 1869), der vom Pferd gefallen ist, quittiert seinen Dienst und sucht eine verständige Hauswirtschafterin, sie, die sich in ihn verliebt. Zu diesem Spiel braucht sie den Schaukelstuhl und ein Paar leider verlegte Knöpfhandschuhe.

Ein Brief

Liebe Uta,
Du fragst mich in deinem Brief Dinge, die ich nicht weiß, die ich vielleicht auch gar nicht wissen will. Aber weil du sie wissen willst, gibt er dir und mir Anlaß, über ein paar Notwendigkeiten nachzudenken. Du willst dein Studium abschließen. Es ist, vorsichtig gesagt, ein frauenidentifiziertes Studium. Du gehst lieber zu Dozentinnen, arbeitest mit deinen Freundinnen in einer Arbeitsgruppe, liest vorwiegend Bücher von Frauen. Wenn es in Deutschland den Studiengang gäbe, den die Amerikanerinnen Women's Studies nennen, hättest du ihn gewählt. Mit dem Wunsch, etwas über die Lebensbedingungen und (in der Literaturwissenschaft) über das Schreiben von Frauen zu erfahren, hat sich eine Sicherheit eingeschlichen, als sei es möglich, die Frauen, die »wir« die »unsrigen« nennen, auch bei uns festzuhalten und festzunageln. Wie die Regenbogenpresse immer von neuem ihren geschundenen Leserinnen Lebensmuster von Frauen vorstellt, die nicht unglaubwürdig sind, aber genau den Interessen dieser Presse entsprechen, gewürzt mit einigen Zitaten, identifikatorischen Ratschlägen und den sattsam bekannten Bildern der Wachspuppenfrauen im Kreis ihrer Wachspuppenkinder, so scheinen viele Studentinnen der Literaturwissenschaft auf der Suche nach anderen Mustern zu sein, vorbildlichen, anderen Leben, die sich handhabbar machen lassen für die eigene schwierige Praxis. Die Schriftstellerinnen, Frauen, die sprechen, die die angetane weibliche Stummheit hinter sich gelassen haben, manchmal mit einem barbarisch hohen Preis – der Fuß, den sie dem Patriarchat in die Tür gestellt haben, wurde abgeklemmt –, die Schriftstellerinnen, die so schlecht und recht über ihr Leben verfügen mögen wie andere Frauen, haben die Möglichkeit, alles, was ihnen über ihr Leben mitteilenswert erscheint, mitzuteilen, und einige tun dies in einem Maße, daß Leserinnen vielleicht häufiger fragen, warum sie das alles wissen sollen, denn die Absicht des Mitteilens steht quer zur Intimität des Mitgeteilten, wir werden hineingebeten und wieder herauskatapultiert: das Wirkliche, das

Leben, ist anderswo. Ich nenne keine Namen, du kennst sie selbst. Andere Schriftstellerinnen, zu denen die gehört, nach der du mich fragst, gehen in ihrer Literatur eher haushälterisch mit ihrem Leben um und das mit Grund. Und die wenigen Rückverweise, Benutzungscodes des autobiographischen Materials, Erinnerungsfetzen, Tagesspuren, die in das Schreiben eingehen, lassen Leben weit hinter sich, denn die Schriftstellerin, die du beim Einkaufen triffst, die dir sagt, ja, ich lebe noch, ist nicht die, die schreibt, sondern ihre mühsame Alltagshülle, die dir nicht sagt, was ihre Texte sagen.

Du und mit dir viele andere Studentinnen, die Examensarbeiten über Schriftstellerinnen schreiben, ihr wollt alles in eins zwingen, was die Schreibende sorgfältig geschieden hat, das Kochen, Kinderkriegen, Männer-Heiraten und Männer-Verlassen und die Arbeit an einem Text, so wird alles ein einziger Brei, der sich über die Frau, die beim Einkaufen, Kochen, Kinderkriegen undsoweiter anzutreffen ist, ergießt, der über ihre Texte quillt und sie verschmiert. Ich habe dabei den unguten Verdacht, mit einer solchen Methode, über die noch mehr zu sagen ist, wischt ihr den Ernst, die Radikalität des Schreibens selbst weg, denn das Schreiben findet nicht im Rahmen der nachprüfbaren Fakten statt, sondern im Widerstreit mit den Fakten, hinter ihrer begradigten Front. Wenn Irmtraud Morgner zum Beispiel vom Montageroman als der Form spricht, die ihren Lebensumständen (jetzt) angemessen ist, so heißt das nicht, zwischen Kindergarten und Kochen bleibt nur Zeit für ein montiertes Stück, sondern die Form der Montage, zu der sie entschlossen ist, gestattet ihr ein bestimmtes Leben. Es gibt daher keinen Grund, die Tyrannei der Intimität, die in Gruppen herrscht, gradlinig auf die Literatur zu übertragen, die Verdrängungen, Verschiebungen, Sublimierungen in ein szientistisches Kondensat zu legen: verfärbt sich die Stelle, ist sie autobiographisch, bleibt sie rein, ist sie erfunden.

Du fragst mich, ob die Schriftstellerin, von der du etwas wissen willst, mir gegenüber von ihren Vorbildern gesprochen hat. Warum fragst du nicht den Text, in dem die Kenntnis und produktive Nutzung früherer literarischer Arbeiten steckt? Und warum glaubst du, die Schriftstellerin, die die komplizierte unbewußte Arbeit der Neutralisierung der psychischen Energien und Konflikte geleistet hat, soll, damit die Studentinnen der Literaturwissenschaft, deren mißbrauchte Energien und unaustragbare Konflikte ich nicht beschönigen will, es leichter haben, diesen Weg rückgängig machen, den sie gewählt hat?

Du fragst mich, ob die Schriftstellerin, nach der du suchst, »ebenfalls« eine Tochter hatte, die kein Jahr alt wurde, wann ihr Sohn geboren wurde, wann sie geheiratet hat. Ich weiß das alles nicht, und ich kann mir auch keine literaturwissenschaftliche Arbeit vorstellen, die aus der Kenntnis dieser Fakten eine eigene Produktivität bezöge. Was dabei allenfalls herauskommt, ist ein rührender Neopositivismus, der demütig um die Fakten bittet, die er

hubern will. Warum soll ausgerechnet eine feministische Literaturwissenschaft, die der männlichen ihre Blindheiten vorwirft, sich in der Enge eines überkommenen Wissenschaftsbegriffs häuslich einrichten? »Was wir Kunst nannten, beginnt erst zwei Meter vom Körper entfernt«, schreibt Walter Benjamin in »Traumkitsch«. Die möblierte Frau rückt dem Leben und der Kunst auf die Pelle, »staubt es ab«, alles kennt sie, weil es sie auf den ersten Blick an sie selbst erinnert. Also tritt drei Meter zurück, wenn du forschen willst. Nimm zusätzlich einen Sicherheitsabstand. Ich weiß schon, ich werde gesteinigt. Spielverderberin, sagen meine ältesten Freundinnen, mit denen ich es längst verdorben habe, und du bist in bester Gesellschaft, wenn du es auch sagst. Meine Sätze haben schon einen Bart, der müßte aus deinen Karteikästen herauswachsen. Es ist ja nicht so, als ließe sich durch lebensgeschichtliche Fakten Literatur erklären, eher das Nicht-Entstehen von Literatur läßt sich so erklären, die weißen Flecken. Bettina von Arnims Schweigen: ihre Sorge für sieben Kinder. Virginia Woolfs Abbrechen ihrer Tagebücher: eine erneute Krise. Aber die Welt ist voller weißer Flecken, ihretwegen hast du nicht Literatur studiert, sondern wegen der schwarzen Bänder der Schrift auf dem weißen Papier. Ich merke, daß ich diesen Brief eine Handbreit von dir wegschreibe, als entwürfe ich schon ein luftiges Konzept für einen Aufsatz, etwa »Das Begräbnis der weiblichen Literatur unter den Argusaugen einer feministischen Literaturwissenschaft«, den du dir selbst schreiben kannst, wenn du willst. Ich will dich nicht entmutigen, aber ich will auch nicht, daß du es dir so leicht machst, wie du es dir machen willst; das hieße die Literatur, mit der du dich beschäftigst, mit Füßen treten. Ich schreibe dir die Adresse der Schriftstellerin, mit der du dich beschäftigst, auf, aber es würde mich nicht wundern, wenn sie die Fragen, die du ihr überstülpst, die nicht die Fragen sind, die sich an ihre Arbeit richten, nicht beantworten wollte. Aus Geduld mit den Lesern, den professionellen Lesern, zu denen du nun gehörst, entsteht die Literatur, die du schätzt, nicht, sondern aus der Herausforderung. Ich bitte dich dringlich, die Herausforderung anzunehmen. Sie anzunehmen ist keine Frage deiner Lebensumstände, sondern eine Frage nach deinen Wünschen, deinen Vorstellungen von Literatur. Dein winziges Kind, von dem du schreibst, wird dich nicht hindern, wenn du dich nicht hindern läßt.

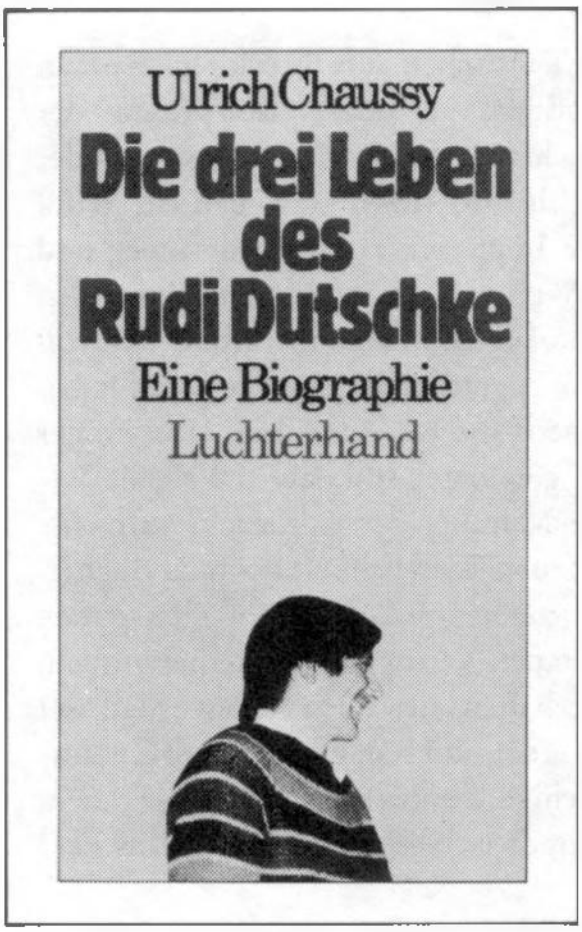
Entschuldige, daß ich mit dir etwas austrage, was vielleicht ungerecht ist, aber doch notwendig. Du hast dich mir bekannt gemacht durch die Fragen, die du stellst. Also grüße ich dich weniger unbekannt, als du mich gegrüßt hast.

Deine U. K.

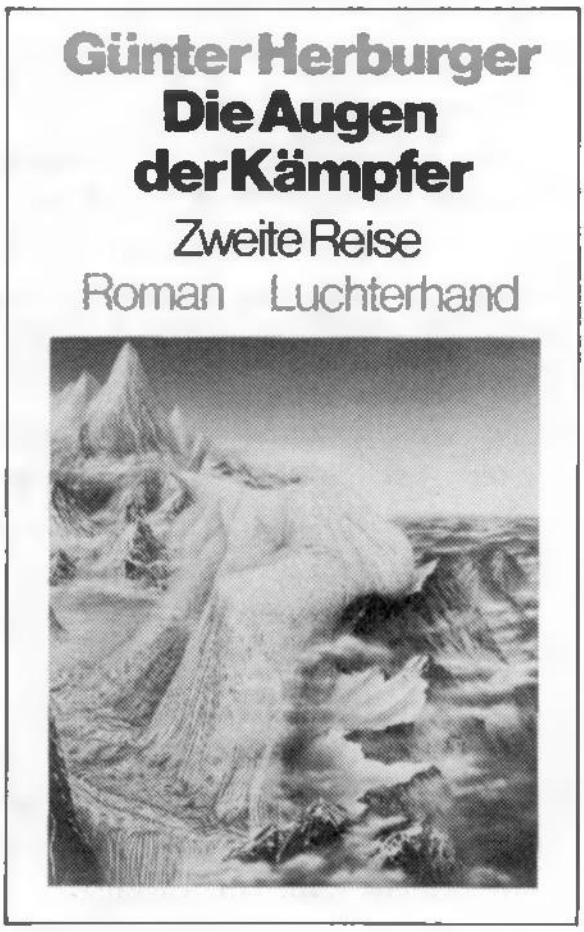
Ein klammer Gedanke

Daß die Utopie sich von der Macht des Faktischen aufs Streckbett spannen ließe, hat niemand erwartet. Aber daß das veränderte Bewußtsein der Frauen ihr Sein entschieden verändert, kann nur annehmen, wer auf der sonnenbeschienenen Schulbank des Idealismus sitzen geblieben ist. Wohl aber ist das Bewußtsein eine glückliche Lügnerin, es schwindelt weg und hinzu, was es gerade brauchen kann. Wer sich nicht »mäklerisch zu den Widersprüchen seines Lebens als bloßer Betrachter verhalten« will (Negt/Kluge, *Geschichte und Eigensinn*), begradigt die eigenen Wendungen in der Geschichte zu einem eleganten neogotischen Schwung. Und immer weiter, gleichgültig, was um sie herum geschieht, stolz auf die eigene Befreiung aus Abhängigkeiten zu sein, die Mimikry des Aufbruchs aufrechtzuerhalten, erscheint mir als Basis der neuen Weiblichkeit doch zu dürftig. Das Alte hat sich im Neuen festgesetzt, zersetzt es. Warum wollen gerade die Frauen, im Wunsch, die ihnen angetanen Versagungen zu überwinden, einen Begriff von Fortschritt aufrechterhalten, der obsolet geworden ist? Das Aufkeimen des weiblichen Widerstandes und sein periodischer Zusammenbruch ist in die Geschichte schon eingeschmolzen, wie es die Frauen, die neuweiblich ihre bessere Natur gegen die schlechte Zivilisation ins Feld führen, nicht wahrhaben wollen.

Vorige Woche sah ich einige Tische weiter in einem Restaurant einer südlichen Hauptstadt eine junge Frau, von der ich auf Anhieb, ohne sie sprechen gehört zu haben, wußte, daß sie Deutsche war. Sie trug weder die handelsüblichen Requisiten einer deutschen Touristin mit sich herum, noch war sie das Abziehbild eines Gretchens. Nein, sie war liebenswürdig, und ihr Begleiter wußte es auch. Ich grübelte, warum ich so sicher war über ihre/meine Nationalität. Ich konnte mir ihr Gesicht als das Gesicht ihrer Mutter vorstellen, aufrichtig, gefaßt, einer Vorsehung ins Auge sehend, aber das war es nicht. Es war etwas Gläubiges in ihrem Gesicht, wenn sie die Bohnen auf ihre Gabel spießte, wenn sie ihrem Begleiter zuhörte und wenn sie ihn unterbrach, um selbst zu sprechen. Mir kam der Verdacht, sie glaubt alles, was sie sagt. Sie kann alles sagen, weil sie alles, was sie gesagt hat, glaubt. So kann sie sich leichtherzig trennen, trennt sich immer wieder von jedem Trend und behält, was sie nie besaß, worüber sie im Glauben an sich selbst niemandem Rechenschaft schuldig ist: sich selbst.



Eine Biographie. Brosch. DM 34,–
Drei Leben hat Rudi Dutschke in 39 Jahren gelebt: Aufgewachsen und erzogen in der DDR, dort als jugendlicher Pazifist gemaßregelt, verschlug ihn mehr zufällig als gewollt der Bau der Mauer nach Westberlin.
Ulrich Chaussy erzählt die Geschichte eines Dissidenten in Deutschland-Ost und Deutschland-West.
Interviews mit der Familie, mit Freunden, auch einigen Feinden, die Aufzeichnungen und Tagebücher Dutschkes, jahrelange Recherchen sind die Grundlage dieses Buches. Aber entscheidend ist das persönliche Interesse des dreißigjährigen Autors am Leben eines Mannes, der sein älterer Bruder hätte sein können.



Roman. Gebunden. DM 40,–
Noch nie zuvor hat das Thema DDR in dieser Breite einen bundesrepublikanischen Autor gefunden. Günter Herburger weicht nicht aus und er läßt sich auch nicht durch die herrschenden Meinungen beeinflussen. Er ist sich seiner Sache sicher, auch aus eigener Erfahrung. Versessen auf Details, setzt er bei dem an, was sinnlich erfaßbar ist, Ungereimtheiten werden nicht geglättet. So entsteht ein ganz und gar ungewohntes Bild der DDR.

Luchterhand

Marianne Geib
Zeitgenossen

1.

Er war von Anfang an anders gewesen als die Mitglieder seiner Sippe, wer weiß schon zu sagen warum. Obgleich er sich mit allen gut vertrug, einige auch liebte, war er von einem merkwürdigen, ja quälenden Freiheitsdrang und Wissensdurst ergriffen, und die anderen erschienen ihm in ihrer zufriedenen Wunschlosigkeit oft fremd.

Dann starrte er zwischen den Stäben des Käfigs hindurch in die weite Landschaft, die draußen ausgebreitet lag, und träumte davon zu erforschen, was sich jenseits des Horizonts verbarg.

Zu anderen Zeiten wieder unterschied er sich von seinen Artgenossen in keiner Weise: Er fraß genußvoll von den herumliegenden Bananen, spielte mit seinen Geschwistern, ärgerte die Älteren, und man hätte ihn für einen ganz normalen, glücklichen Gesellen halten können.

Eines Tages ließ der Wärter die Tür des Käfigs nur für einen kleinen Augenblick offenstehen. Diese Gelegenheit nutzte er unverzüglich und stürmte hinaus. Er lief, wenngleich etwas unbeholfen, denn die lange Gefangenschaft hatte ihn ungeschickt werden lassen, in die Richtung, in die er immer voll Sehnsucht gestarrt hatte, lief – und blieb dann plötzlich stehen, ging langsam bis an die Stäbe des Käfigs zurück und blickte hinein. Seine Familie versah die gewohnten Verrichtungen. Er beobachtete sie; er dachte an das, was nun hinter ihm lag, und an das, was jenseits des Horizonts auf ihn wartete. Und er rührte sich nicht vom Fleck. Die Erregung, mit der er zwischen den Gitterstäben hindurch in den Käfig hineinschaute, war sehr ähnlich der, die er empfunden hatte, als er noch von der anderen Seite her durch die Zwischenräume geblickt hatte. Er dachte daran, wer ihm in Zukunft die Läuse aus dem Fell suchen sollte, woher er die köstlichen Bananen bekäme, die er so gern fraß, aber vor allem daran, an wessen Körper er sich wärmen sollte, wenn er nachts fror. Und er wurde sehr traurig, als er erkannte, daß nun wieder Gitterstäbe zwischen ihm und dem lagen, was er sich sehnsuchtsvoll wünschte. Sollte sich außer der Blickrichtung also nichts geändert haben? Er rührte sich nicht vom Fleck.

2.

In eines der vorweihnachtlichen Kaffeekränzchen, bei denen sich Frauen zu erholen pflegen, nachdem sie sich wiederum erfolglos vorgenommen haben, von der alljährlichen Hektik dieser Wochen nicht angesteckt zu werden, summte das Telefon.

Der Nachbar aus dem ersten Stock kam dieses Mal ohne die umschweifigen Erkundigungen nach Gesundheit und Wohlergehen sofort zur Sache. Ob man denn schon aus dem Fenster zur Gartenseite hinausgeschaut, ob man denn nichts bemerkt habe. Die Gastgeberin hatte um die Mittagszeit dort einen Tannenbaum entdeckt, geschmückt mit elektrischen Birnen, und sie bestätigte nun, daß sie ihn gesehen und sich gefreut habe. Seit ihrem Einzug vor fünf Jahren war es das erste Mal, daß im Garten ein Weihnachtsbaum stand. Nach einer kleinen Pause wollte der Anrufer wissen, was denn wohl der Gatte zu der Neuerung sage. In dieser Gegend der Einfamilienhäuser und feinen Eigentumsetagen heißen die Ehemänner meistens Gatten. Nach vielen Ehejahren glaubte sie dies einschätzen zu können und antwortete, daß er sich mit großer Wahrscheinlichkeit ebenso freuen würde, allerdings habe er noch nicht befragt werden können. Der Nachbar schien nun recht befremdet und berichtete, daß bei ihm gerade eine informelle Eigentümerversammlung stattfinde, um zu beraten, wie dieser Baum mitsamt seiner elektrischen Beleuchtung wieder entfernt werden könne. Es sei inzwischen schon ermittelt, wer ihn da ohne Erlaubnis so frech in die Gegend gestellt habe. An dieser Stelle wurde die weitere Erörterung des Gegenstandes vertagt, weil die Angerufene zu ihren Gästen zurückkehren wollte.

Am Abend erinnerte sie sich an das Telefongespräch, und da sie glaubte, vielleicht etwas nicht richtig verstanden zu haben, ging sie den Nachbarn besuchen. Dort saßen immer noch einige Hausbewohner beisammen, alle Weihnachtsbaumgegner, die sich in gereizter Stimmung mit ihren Argumenten gegenseitig bestätigten. Zwei Begründungen standen im Mittelpunkt: Ein Baum mit elektrischer Beleuchtung ist eine nicht zu duldende Geschmacklosigkeit. Bienenwachskerzen sind die einzig mögliche Lichtquelle, schon wegen des Duftes, den sie verströmen; die elektrischen Birnen strahlen zudem schmerzhaft in die Augen, besonders den Bewohnern im Erdgeschoß und im ersten Stock. Ferner: Dem eigenmächtigen Handeln eines Mitbewohners muß entschieden entgegengetreten werden, da dies sonst zu einem Präzedenzfall werden könne und mögliche Übergriffe auf das Gemeinschaftseigentum zukünftig schwerer zu verhindern seien. Vielleicht versuche nächstens ein Bewohner, neben der Mülltonne einen Tonelefanten in Lebensgröße mit Innenbeleuchtung aufzustellen. Es wurde noch besprochen, ob man nicht eine einheitliche Bepflanzung der Balkonkästen zur Straßenseite hin durchsetzen könne; dann aber ging man auseinander mit dem Beschluß, in den nächsten Tagen die gegenwärtig nicht an-

wesenden Nachbarn über den elektrifizierten Weihnachtsbaum zu befragen mit dem Ziel, ihn möglichst bald zu entfernen.
In der folgenden Woche wurde, wann immer Hausbewohner im Treppenhaus, bei den Briefkästen oder in der Tiefgarage sich begegneten, über den Weihnachtsbaum diskutiert, und bald konnte man die große Gruppe der Weihnachtsbaumgegner von der kleinen der Weihnachtsbaumbefürworter unterscheiden. Unruhe in diese klare Aufteilung brachte nur Frau W., die sich offensichtlich der Meinung des sie jeweils Befragenden angeschlossen hatte.
Als die Sache endlich entschieden wurde, gab das Argument eines Weihnachtsbaumbefürworters den Ausschlag. Er wies darauf hin, daß die alte Dame, die den Baum hatte aufstellen lassen, nächstens sechsundachtzig Jahre werde und nach menschlichem Ermessen nicht mehr allzu viele Weihnachtsbäume sehen könne. Die Aussicht darauf, daß das Problem einer von der Mehrheit nicht gewünschten Tanne mit elektrischer Beleuchtung bis zum nächsten Fest somit auf natürliche Weise gelöst sein könnte, ließ die Gegner des Baumes schließlich darauf verzichten, ihren Willen durchzusetzen.

3.
Das Sanatorium, von dem hier zu berichten ist, weil es kürzlich zum Schauplatz einer merkwürdigen Begebenheit wurde, steht am Rand einer südwestdeutschen Großstadt, die wegen ihres chaotischen Verkehrs, des Lärms, den er verursacht, ihres schlechten Klimas und der hohen Anzahl von Baustellen und unaufgeklärten Gewaltverbrechen einen traurigen Ruf hat.
Von all dem ist in dem etwas abgelegenen, aber durch gute Verkehrsbedingungen schnell zu erreichenden Haus nichts zu spüren. Die Straßen in dieser Gegend tragen die Namen verstorbener deutschsprachiger Dichter; ebensogut könnten es die von Malern oder Komponisten sein. Briefträger und Müllabfuhr kommen erst gegen elf Uhr, um den Morgenschlaf der zumeist geistig arbeitenden Anwohner nicht zu stören, und während des Tages verirrt sich nur selten ein motorisiertes Gefährt in den kurzen, zum Teil noch mit Katzenköpfen gepflasterten Einbahnstraßen, an deren Rändern im Sommer das Gras wächst.
Das kleine Sanatorium ist in Höhe und Fassadengestaltung den umliegenden Häusern angepaßt, und kein Fremder vermutet seinen eigentlichen Zweck, die Heilung von Kranken, deren Beschwerden in der medizinischen Literatur zumeist unter dem Sammelbegriff »Zivilisationsschäden« zusammengefaßt werden. Es handelt sich dabei um Magen- und Darmerkrankungen, chronische Kopfschmerzen und Migräne, Schlafstörungen, nervöse Unru-

hezustände unterschiedlicher Genese, rheumatische Schmerzen und funktionelle Herz- und Kreislaufstörungen, außerdem um Ohrensausen und Schluckbeschwerden. Diese gesundheitlichen Beeinträchtigungen entziehen sich heute bei vielen Patienten den therapeutischen Bemühungen der Schulmediziner; damit ist eine Marktlücke entstanden, die das Sanatorium mit anderen Mitteln auszufüllen sucht.

Die hier angewandten Methoden erscheinen zum Teil recht unkonventionell, wenngleich manches an längst vergangene Zeiten erinnert; besonders die physikalischen Anwendungen wie Heublumenbäder, Baldrian- und Honigwickel oder kalte Umschläge weisen in diese Richtung.

Entschiedene Beachtung wird der Ernährung gezollt, der sogenannten Vollwertkost, deren Zutaten vornehmlich aus biologisch-dynamischem Anbau stammen. Hierbei nehmen Bio-Yoghurt mit rechtsdrehender Milchsäure und das Morgenmüsli eine herausragende Stellung ein, das nicht nur zum Frühstück, sondern auf Wunsch auch zu den anderen Mahlzeiten gereicht wird.

Vor kurzem sind die Zimmer von einem modernen Wünschelrutengänger, der elektronisch ausgerüstet war, auf ihre Belastung durch unterirdische Wasseradern und magnetische Erdströme hin untersucht worden. Anschließend stellte man einige Möbel um, so daß nun Schränke nur noch zu öffnen sind, wenn die Patienten auf die Betten steigen. Aber diese kleinen Unbilden nehmen sie für eine gesündere Umwelt gern in Kauf.

Das eigentlich besondere an dieser kleinen Klinik ist aber, daß nicht nur einzelne Patienten, sondern auch Ehepaare und Familien mit Kindern aufgenommen werden, da man sich einen günstigen Einfluß auf den Heilungsprozeß verspricht, wenn der Kranke nicht, wie sonst üblich, aus seinen sozialen Bezügen gerissen wird. Inzwischen hat man auch festgestellt, daß oft Mitglieder einer Familie an recht ähnlichen Krankheitssymptomen leiden, die dann in Form einer »Familientherapie« angegangen werden können. Auch Haustiere sind zugelassen, und im Frühsommer dieses Jahres, als sich die Geschichte ereignete, befanden sich neben den zwölf erwachsenen Patienten und vier Kindern auch zwei Hunde, ein fetter Kater, zwei Meerschweinchen und einige andere Kleintiere im Haus.

Um den folgenden Bericht zu verstehen, muß man wissen, daß der ganze Keller des Gebäudes die Küchen-, Vorrats- und Wirtschaftsräume beherbergt, zu denen Patienten normalerweise keinen Zugang haben. In diesen Bereich verirrt sich Anfang Juni ein Patient, ein Journalist übrigens, auf der Suche nach dem Ausgang zum Garten. Er öffnet eine Tür und steht plötzlich in einer großen Küche. Was er hier sieht, kann er zunächst nicht glauben. Der nach den neuesten Erkenntnissen der Technik eingerichtete Raum gleicht einem Schlaraffenland. Überall ist Eßbares aufgehäuft: Äpfel und Tomaten, die in krassem Gegensatz stehen zu den eingetrockneten Winz-

lingen, die oben serviert werden; große Lauchstangen und herrlich rote Karotten, unmöglich, daß sie nur biologisch gedüngt wurden; silbrig glänzende Fische, die so frisch sind, daß sie noch zucken; ein rosa Schweinskopf mit Petersilie in der Schnauze, der ihn aus listigen Äuglein anzublicken scheint – unverständlich dies alles, da oben doch hauptsächlich vegetarische Kost verabreicht wird. Der verwirrende Anblick und die starke Hitze, die von dem großen Herd in der Mitte ausgeht, lassen den Patienten taumeln. Der Koch, der gerade ein Rind zerteilt, sagt ärgerlich zu ihm: »If you can't stand the heat get out of the kitchen.«

Dieser Koch, ein Österreicher, der 1938 nach London emigrierte und nach dem Krieg zurückgekehrt ist, findet sich aber dann doch bereit, das Geheimnis zu lüften: In seiner Küche wird ausschließlich für die Ärzte und das übrige Klinikpersonal gekocht, für die Versorgung der Patienten gibt es andere Räumlichkeiten.

Sehr erstaunt, wenn nicht betroffen, verläßt der Patient diesen Ort und versucht später auf einem Spaziergang, seine Gedanken zu ordnen. Das Personal und die Ärzte machen auf ihn einen gesunden, lebensfrohen Eindruck; dennoch ernähren sie sich auf ganz andere Art als die Patienten, die von ihrer Vollwertkost und den übrigen Behandlungsmethoden so überzeugt sind. Als er an die Köstlichkeiten in der Küche zurückdenkt, bekommt er zum ersten Mal wieder richtig Appetit, ja fast Heißhunger. Kurz entschlossen kehrt er um, und der Koch, der sich immer freut, wenn es jemandem schmeckt, setzt ihm auch ein erstklassiges Menu vor. Nach dieser Mahlzeit fühlt er sich so wohl wie lange nicht mehr.

Am Abend erzählt er seinen Leidensgenossen von seiner Entdeckung, erntet aber nur Unglauben oder mildes Desinteresse. Sie reagieren ganz ähnlich wie bei einem schon länger zurückliegenden Versuch der Ärzte, die Ernährungsweise der Patienten der eigenen anzugleichen. Niemand ist bereit, mit ihm den Gang in den Keller anzutreten, damit er seine Behauptungen beweisen könnte, und die Unterhaltung kreist bald wieder um Früchtemüsli und Krankheitssymptome.

Na schön, denkt er und speist fortan mit dem Personal im Keller. Bei seinen häufigen Besuchen in der Küche findet er schließlich so viel Gefallen an der Kochkunst, daß er jetzt, nach seiner Genesung, an einem Buch über Ernährung als Mittel der Therapie schreibt, das demnächst erscheint. Vollwertkost wird in ihm recht negativ beurteilt. Die Klinikleitung sieht darin keine Gefahr für die Belegziffer des Hauses, da sie seit langem über die Grenzen des Landes hinaus bekannt ist und mehr Patienten abweisen muß, als sie aufnehmen kann.

4.

Vor kurzem war die Schulfreundin aus einem lateinamerikanischen Land zurückgekehrt, wo sie in einem Haus für ledige Mütter versucht hatte, sich nützlich zu machen, während ihr Mann in der Erwachsenenbildung tätig gewesen war. Beim Tee erzählte sie, daß sie seit ihrer Rückkehr vieles hier mit anderen Augen betrachte; Probleme erschienen ihr unnötig dramatisiert im Hinblick auf das Elend, das sie gesehen habe. Später sprach sie über Veränderungen in der Stadt und äußerte den Wunsch, in nächster Zeit einmal die Alte Oper zu besuchen, die inzwischen mit beträchtlichem finanziellen Aufwand aus einer Ruine wiedererstellt worden ist und von der einige Bürger nicht müde werden zu behaupten, sie sei von der Bevölkerung »angenommen«, während Kritiker den Bau »Palazzo Prozzo« nennen und ihn zu einer Reihe ähnlich teurer Unternehmungen zählen, die der Oberbürgermeister der Stadt zur Pflege seines Nachruhms durchgesetzt habe.

Zufällig waren für diesen Abend zwei Karten vorhanden, die Hausfrau überließ ihren Platz gern, und wenig später begleitete ihr Ehemann die Freundin ins Konzert.

In der folgenden Woche war die Freundin wiederum eingeladen, dieses Mal zum Mittagessen. Noch im Mantel, überraschte sie die Gastgeberin mit einer heftig vorgetragenen Charakterisierung ihres abwesenden Ehemannes. Seit ihren Erfahrungen im Ausland, sagte die Freundin, könne sie beiläufiges Geplauder über dies und jenes nicht mehr ertragen. In der Pause des Konzertes habe sie versucht, wirklich mit ihm zu reden, sei aber auf kalte Ablehnung gestoßen. Dies sei ja wohl auch typisch für jene Art von selbstbewußt-überheblichen Männern, die, unnahbar, glatt, erfolgreich, als einziges Lebensziel die Anhäufung von Reichtümern hätten, während es anderswo am Nötigsten fehle. Dynamisch seien diese mächtigen Macher nur, wenn es darum gehe, Geld zu vermehren, sonst aber seien sie starr, phantasie- und gefühllos und nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Eitel sei dieser Mann, arrogant und zugeknöpft; wie man es denn so lange mit ihm habe aushalten können.

Etwas mußte während der kurzen Konzertpause vorgefallen sein, das diesen Ausbruch erklären konnte, aber die Frage der Hausfrau führte nur zu neuen Anschuldigungen. Bei zurückliegenden Begegnungen mit nur flüchtig Bekannten, die Freundin gehörte für den Ehemann zu diesen, hatte sie ihn immer heiter und höflich erlebt; diese Wut mußte ihren Grund in einer Verletzung haben.

Am Abend fragte sie den heimgekehrten Mann wie beiläufig, worüber man vergangene Woche beim Konzertbesuch denn gesprochen habe, wie die Stimmung gewesen sei. Erst zögernd und dann, als habe man versucht, ihm ein Unrecht zuzufügen, schilderte er, was sich begeben hatte:

Nachdem der Saal abgedunkelt worden war, legte die Freundin ihren Arm auf den seinen. Er hielt das für den ausbrechenden Kampf um die Sessellehne und zog seinen weg, aber der ihre folgte und blieb auf seinem liegen bis zur Pause. Beim Hinausgehen ergriff sie im Gedränge seine Hand, was er als ihre Furcht auszulegen versuchte, in der Menschenmenge abgedrängt zu werden. In einem der schmalen Gänge aber, als er ihr gerade etwas über die besondere Akustik des Saales erzählte, küßte sie ihn überraschend auf den Schnurrbart, und gleich danach im Treppenhaus noch einmal, aber da war er schon gewitzt, und es traf ihn hinter dem rechten Ohr. Die Unterhaltung schleppte sich nun dahin, bis man auf die Plätze zurückgekehrt war und die Musik erneut begann. Es folgten keine weiteren Übergriffe, jedoch bestand sie nach der Vorstellung energisch darauf, ihn ihrer Mutter und Tante vorzustellen, mit denen sie an der Garderobe verabredet war. Da entschuldigte er sich rasch mit einem Vorwand und verschwand erleichtert im Gewühl. Er hatte ein angestammtes Recht erfolgreich verteidigt.

5.

»Attention please, passengers for Düsseldorf and Munich on BEA flight number 752, departure will be delayed for operational reasons.«

Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Viel zu früh war er am Flughafen gewesen, hatte seinen kleinen Koffer eingecheckt und ging, nachdem er die Paßkontrolle hinter sich gelassen hatte und sein Handgepäck durchleuchtet worden war, suchend durch die große Abflughalle.

Die Bar befand sich ganz vorne, nur von einer riesigen Glasscheibe vom Flugfeld getrennt. Er setzte sich mit dem Rücken zur Fensterfront und bestellte einen Whisky mit Wasser. Als das Glas vor ihn hingestellt wurde, umfaßte er es mit beiden Händen wie einer, der sich an einem heißen Gefäß die Finger wärmen möchte. Beim Bezahlen fühlte er das Plastikröhrchen mit den Valium-Tabletten in seiner Hosentasche, und für einige Minuten konnte er tiefer durchatmen.

Bis heute hatte er es vermieden, einen Flughafen als Passagier zu betreten. Er war Tausende von Kilometern mit dem Auto durch Europa gefahren und hatte in Kauf genommen, oft und lange von seiner Familie getrennt zu sein. Beim Verkauf seiner Fabrik an einen großen amerikanischen Konzern hatte er es durchgesetzt, daß die Verhandlungen bis zur Unterschrift der Verträge alle in England geführt wurden. Seine Angst vor dem Fliegen führte er auf die zwei Wochen Einzelhaft in einem deutschen Konzentrationslager zurück. Danach hatte er geschlossene Räume lange nicht ertragen können und Kinos, Theater und Konzertsäle gemieden. Manchmal war er in einem Restaurant ganz plötzlich aufgestanden und nach draußen gegangen, bis sein Herzklopfen wieder nachließ und die Hände trocken waren vom Schweiß.

Diese Ängste hatten im Laufe von vier Jahrzehnten nachgelassen und waren schließlich verschwunden; nur die Angst vor dem Fliegen war geblieben. Und nun hatte er beschlossen, sich dieser Angst zu stellen, obgleich eine Notwendigkeit dafür nicht gegeben war. Er fand, daß er zu alt sei, um sich neuen Erfahrungen durch Flucht zu entziehen. Wieviele Erfahrungen gab es überhaupt noch, die er nicht gemacht hatte? Mit Bedacht hatte er sich diesen Flug von London nach Düsseldorf ausgesucht, einen Flug von einer knappen Stunde, aus seiner zweiten Heimat in die erste.
Jetzt saß er an der Bar, hatte Zahnschmerzen, einen schlechten Geschmack im Mund trotz des Whiskys und fühlte sich elend.
Endlich kam die Durchsage. »BEA announces the departure of flight number 752 to Düsseldorf and Munich. Passengers are requested to leave through gate 4.« Er nahm seinen Aktenkoffer und ging rasch in die angegebene Richtung bis zum Ende der Menschenschlange, die sich vor einer verschlossenen Glastür gebildet hatte und schnell anwuchs. Hinter sich hörte er jemanden sagen: »Das gefällt mir gar nicht. Immer, wenn sie ›operational reasons‹ sagen, haben sie technische Schwierigkeiten. Das letzte Mal ist ein Bordmechaniker mit einer Stablampe zwischen den Sitzen herumgekrochen, hat den Teppich aufgerollt und in die Eingeweide geleuchtet. Schließlich sind wir dann doch umgedreht, weil das Fahrwerk nicht reinging.« – »Ach was, wird schon klappen, zum Kanalschwimmen ist es heute zu kalt«, erwiderte der Zuhörer. Am liebsten wäre er jetzt umgekehrt, aber die Menschenschlange war inzwischen weiter angewachsen, er hätte sich nur mit Aufsehen an ihr vorbeiquetschen können.
Im Flugzeug ließ er sich auf den nächsten freien Sitz fallen, nahm sofort eine Zeitung aus der Tasche und versuchte, sich zu konzentrieren. Gerade als er merkte, daß ihm das nicht gelingen würde, setzte sich eine junge Frau neben ihn, klammerte sich mit beiden Händen an seinen rechten Unterarm und sah ihn an. Ihre Pupillen waren große schwarze Löcher, die von der blauen Iris nur einen schmalen Rand hatten stehen lassen, und sie sprach sehr schnell. Sie habe furchtbare Angst, wisse gar nicht, wie sie die nächsten fünfzig Minuten überleben solle, dies sei ihr erster Flug, die Tabletten nützten offensichtlich überhaupt nichts, so schlimm habe sie sich das nicht vorgestellt.
Er hörte sich beruhigende Sätze sprechen, riet zu einem Whisky und veranlaßte, daß der Steward ihn schnell brachte. Dann redete er vom Autofahren, das so viel gefährlicher sei als das Fliegen, von der bewundernswert ausgereiften Technik der modernen Düsenmaschinen, bei denen jedes wichtige Teil zweifach vorhanden sei, und dann fragte er sie, ob sie den Schlager kenne, den er bei seinem letzten Deutschlandbesuch im Radio gehört hatte: »Über den Wolken muß die Freiheit grenzenlos sein«, und er summte ihr den Anfang der Melodie vor.

Warum hatte diese Frau neben ihm die gleiche Angst vor dem Fliegen wie er? Sie hatte unmöglich die Erfahrung machen können, auf die er jahrzehntelang sein Unvermögen, ein Flugzeug zu besteigen, zurückgeführt hatte. Sollte seine Erklärung am Ende falsch sein? Er beschloß, bei Gelegenheit darüber nachzudenken.
Ihre Fingernägel schmerzten jetzt weniger an seinem Arm, und sie unterhielten sich über das, was jeder in Düsseldorf zu tun beabsichtige, über ihre Wohnorte in England, über ihre Familien und den noch immer andauernden Streik des Krankenhauspersonals. Dann hielt er ihre kalte linke Hand in seiner warmen rechten, und beide waren sie erstaunt, als der Flugkapitän die bevorstehende Landung ankündigte. Zehn Minuten später rollte die Maschine auf dem Flugfeld aus.
Im Taxi, mit dem er zum Hotel fuhr, hatte er ein merkwürdiges Gefühl, gemischt aus Trauer und Erstaunen. Er wunderte sich, daß er keinerlei Triumph oder auch nur Erleichterung verspürte, wie sie sich einzustellen pflegen, wenn man etwas getan hat, wovor man lange Furcht hatte. Als er vor dem Hotel ausstieg, wußte er, daß er gar nicht richtig geflogen war, sondern ihm sein erster Flug noch bevorstand.

6.

Sie war im letzten Friedensjahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs geboren, und nun feierte sie ihren siebzigsten Geburtstag. Ihre Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester, alle schon älter als sie, waren aus verschiedenen Gegenden der Bundesrepublik angereist, die Tochter und zwei Söhne kamen mit ihren Familien, und zusammen mit den etwas entfernter Verwandten waren es sechzehn Gäste, die sich zu einem festlichen Abendessen im Roten Salon eines Schloßhotels versammelten, das, idyllisch in den nahen Taunuswäldern gelegen, besonders bei Gästen aus Übersee einen hervorragenden Ruf genießt.
In der einbrechenden Dunkelheit des regnerischen Maitages war der Rote Salon dezent beleuchtet. Auf der Festtafel standen vielarmige Kerzenleuchter und Blumenschmuck; Ahnen in Öl hingen an den hohen Wänden, und nur wenn man genauer hinsah, bemerkte man, daß der riesige Gobelin an manchen Stellen löchrig und der schmiedeeiserne Funkenschutz vor dem kalten Kamin eingestaubt waren. Die Spiegel hatten blinde Flecken, an der holzgeschnitzten Kassettendecke blätterte das Blattgold.
Nach jedem Gang des sorgfältig ausgewählten Menus wurde eine kleine Rede gehalten, an deren Ende die Gäste aufgefordert wurden, sich zu Ehren des Geburtstagskindes zu erheben. Der ältere Bruder der Jubilarin machte nach der Suppe den Anfang, indem er einige Stationen im Leben seiner Schwester schilderte. Im Mittelpunkt seiner Ansprache aber stand eine Be-

gebenheit, an die er sich offensichtlich in allen Einzelheiten erinnerte, obgleich er, als sie sich zutrug, kaum älter als acht Jahre gewesen sein kann.

In den ersten Kriegstagen war der Vater zu den Soldaten eingezogen worden, und die Mutter sorgte sich sehr um ihn. Die Verantwortung für die vier Kinder im Alter zwischen drei und neun Jahren lag nun allein bei ihr, und eines Tages, als sie wieder einmal besonders ungebärdig schienen, sagte sie ihnen, sie sollten in den Wald gehen und ihr nie wieder unter die Augen kommen. Daraufhin packten die Geschwister ihren kleinen hölzernen Leiterwagen mit Dingen voll, die sie für das Überleben im Wald für notwendig hielten: mit Kleidungsstücken, ein paar Spielsachen und Äpfeln; und zum Schluß kam noch die Jüngste, die heutige Jubilarin, und brachte zwei nicht zusammengehörende Ringelsöckchen aus dem Haus. Die Mutter hinderte sie daran, mit den Geschwistern fortzugehen, und sie weinte bitterlich, als sie sie wegziehen sah. Als es im Wald dunkel geworden war, beschlossen die Kinder, lieber in der dem Wohnhaus benachbarten Scheune zu schlafen. Sie wollten an der Haustür vorbeischleichen, da stand plötzlich lachend die Mutter auf der Schwelle, die Jüngste auf dem Arm, die seit dem Morgen nicht aufgehört hatte zu weinen.

An dieser Stelle der Schilderung fiel es dem Redner schwer weiterzusprechen. Die Gäste sahen etwas betreten auf ihre Platzteller aus Hotelsilber, bis er sich gefaßt hatte und mit wenigen Sätzen endete. Dann wurde der Hauptgang serviert.

Nachdem die Teller abgeräumt waren, ergriff der Erstgeborene das Wort. Bei Festreden ist es üblich, die Anwesenden in der Rangfolge ihrer Bedeutung zu begrüßen; er kehrte die Reihe um und begann bei den entfernter Verwandten, bis er schließlich bei »liebe Mausi«, womit er seine vierjährige Tochter meinte, und »liebe Mutter« angelangt war. Er hatte sich bemüht, Personen herauszufinden, die es zu einiger Berühmtheit gebracht hatten und wie seine Mutter an einem zwölften Mai im Zeichen des Stiers geboren waren, Jupp Derwall etwa und Steward Granger, und er wußte zu berichten, welcher Fußballverein im Jahre 1913 Deutscher Meister geworden war. Als das wichtigste Ereignis im Leben seiner Mutter bezeichnete er seine eigene Geburt, bei der er einige Zeit verweilte, und hier verlor seine Rede die bis dahin geübte leise Ironie. Schließlich bedankte er sich für die ihm vererbte stabile Gesundheit, fügte noch einige launige Wendungen über das unveränderlich attraktive Aussehen seiner Mutter an, und der Nachtisch konnte serviert werden.

Als letzter Redner suchte der Enkelsohn der Gefeierten etwas unbeholfen nach passenden Worten. Ihm, dem achtzehnjährigen Abiturienten, fiel die Aufgabe sichtlich schwer, zumal er erst während des Essens von seinem Vater gedrängt worden war, auch etwas zu sagen. Es wollte ihm nichts

Rechtes einfallen, bis er sich plötzlich an das häufige Zusammensein mit seiner Großmutter in frühen Kindertagen erinnerte. Seine damals noch sehr jungen Eltern, erzählte er, hätten ihn bei der Großmutter abgegeben, abgestellt, um ihren Vergnügungen nachzugehen. Und von den Spaziergängen mit ihr habe er, sehr zu ihrem Ärger, immer große Stöcke und Äste in die Wohnung mitgeschleppt, so wie es junge Hunde zu tun pflegen, er habe sie sich nicht wegnehmen lassen. Um den Ärger der Großmutter zu besänftigen, habe er schließlich an einem Vormittag alle Kerzen angezündet, weil er wußte, daß sie gerne bei Kerzenschimmer saß. Mehr wollte er dann nicht mehr sagen, seine Vorredner hätten ja auch schon alles Wesentliche vorweggenommen, meinte er und setzte sich erleichtert auf seinen Stuhl.
Im nun folgenden Austausch von Erinnerungen bemerkte die Jubilarin mehrmals dankbar, wie wenig Sorgen ihr die eigenen Kinder doch gemacht hätten, wie folgsam sie gewesen, bis sie endlich zu erfolgreichen, lebenstüchtigen Menschen herangewachsen seien. Nur einmal habe sie ihre Tochter, wegen der Nachbarn auf dem Dachboden, verprügeln müssen, weil sie über längere Zeit anderen Kindern Gegenstände gestohlen hatte: Bleistiftspitzer, Radiergummi, Bälle, alles, was sie einstecken konnte.
Als die Gesellschaft gegen Mitternacht in dem Bewußtsein aufbrach, gemeinsam schöne Stunden verlebt zu haben, wurde die jüngste Enkeltochter vermißt; niemand hatte sie in den letzten zwei Stunden gesehen. Nach einiger Aufregung fand man sie schlafend unter dem Tisch.

Der junge New-colour-Photograph Hans Wiesenhofer hat, mehr als zehn Monate in einem Wohnmobil unterwegs, Bilder von Deutschlands Landschaften, Städten und Menschen gemacht, Bilder in einem „neuen Licht", eindringlich, auf das Wesentliche reduziert.
Karl Markus Michel hat zur Autonomie der Photographien autonome Texte beigetragen, die aber ihre Fragen aus einer ähnlichen Befindlichkeit stellen: „Alle Welt kennt dieses Land, seinen Ruf und Ruch. Aber was ist es? Einige alte Städte zwischen allerlei Landschaft, Beton und Bitumen im sauren Regen. Was sonst? Was ist die Identität dieser eher politisch errechneten als geschichtlich gewachsenen Republik?"

Bibliographie
Karl Markus Michel (Text)
Hans Wiesenhofer (Photographie)
Durch Deutschland
160 Seiten mit 105 Farbabbildungen, in 4-Farb-Offset auf 150 g schwerem Kunstdruckpapier gedruckt.
Großformat 27×35 cm. Leinen, einfarbig geprägt, mit 4farbigem Schutzumschlag.
DM 98,–
Erscheinungstermin **Oktober 1983**

Christian Brandstätter *Verlag & Edition*
1080 Wien · Wickenburggasse 26

Lamuv Verlag

Martinstraße 7
D-5303 Bornheim 3

Carolina Maria de Jesus
Tagebuch der Armut
Das Leben in einer brasilianischen Favela

232 Seiten mit Abb.
Lamuv Taschenbuch 30
DM 14,80
ISBN 3-921521-96-3

Manfred Budzinski (Hg.)

Aktionshandbuch Ausländer

224 Seiten mit Abb.
Lamuv Taschenbuch 32
DM 12,80
ISBN 3-921521-97-1

Karl Markus Michel
Abschied von der Moderne?
Eine Komödie

»Plonger au fond du gouffre, Enfer ou Ciel, qu'importe?
Au fond de l'Inconnue pour trouver du *nouveau*.«
Charles Baudelaire, »Le Voyage«

1. Akt

1.
Sie liegt darnieder. Um ihr Krankenlager, das vielleicht ihr Sterbebett ist, drängen sich besorgte Gesund- und gehässige Krankbeter, auch mancherlei Erbschleicher, die über die Höhe des Nachlasses tuscheln. Viel kann es eigentlich nicht sein, denn die alte Dame hat zuletzt sehr aufwendig gelebt und ist nun schon lange Zeit siech – sind es zehn, sind es zwanzig Jahre? Wie auffällig aber, daß niemand von einfacher Altersschwäche spricht. Die Besorgten geben äußeren Einwirkungen die Schuld, die Gehässigen verweisen auf den lasterhaften Lebenswandel der Dame. Ihr Blick bleibt leer.

2.
Reden wir also von der Moderne geb. Avantgarde. Ihr Schicksal geht vielen von uns sehr nahe, wir waren schließlich eng mit ihr liiert; solange sie noch strotzte. Andere, die sie erst im Siechtum erlebt haben, sind weniger betroffen. Was haben sie überhaupt von ihr zu Gesicht, zu Gehör, zu Genuß bekommen? Einigen wird Zettels Traum einfallen, aber sie werden ihn schnell verscheuchen, Zettelkastens Alptraum – am besten, man erinnert sich gar nicht daran. Stockhausen? Ach ja, der geistert gelegentlich durchs Nachtstudio, und gab's da nicht unlängst etwas Illustres in Mailand, oder fiel dann doch ins Wasser? Aber das Regietheater: Peter Brook, Peter Stein, Peter Zadek, Peter Hall, Peter Pal . . . (heißen die eigentlich alle Peter?), sie inszenierten natürlich Peter Weiss und Peter Handke, auch Edward Bond und Botho Strauß; sogar Tschechow, Kleist, Shakespeare usw., aber so, als wären das ebenfalls Avantgarde-Peter – falls das am Ende noch Avantgarde-Theater war und nicht schon Gruppentherapie mit Publikum. Bleibt also Beuys, der Clown, der Prophet, der mit seiner Signatur, der teuren, wieder einmal Müll, Filz und Fett in die Kunst befördert hat und endlich Weltruhm einheimsen durfte. Jetzt ist er grün.
Neuerdings sind viele grün oder alternativ oder subkulturell. Man spricht von ›Popular Culture‹. Das ist ein großer Topf, der all das auffangen kann, was aus den vertrauten Rastern der modernen Kultur herausdrängt oder

hinausgedrängt wird. Es ist gut, daß es diesen Pop-Topf gibt – auch wenn sich bald herausstellen sollte, daß es sich um mehrere Töpfe handelt –, denn er schafft ein bißchen Ordnung im Kulturchaos. Er entlastet auch von der Anstrengung, bestimmte Ausdrucksformen noch als ›modern‹ zu klassifizieren, ihnen avantgardistische ›Bedeutung‹ zu verleihen. Denken wir nur an die Pop-Art, Concept-Art, Minimal-Art, Land-Art und all die anderen Arten der sechziger und siebziger Jahre, die einander jagten und verjagten – was war es denn im nachhinein? Ein paar Klackse in einem lauten Geschrei von Propaganda und Interpretation, das die innovative Kraft dieser Klackse mit der immer gleichen Berufung auf Duchamp, Schwitters, Man Ray, die Avantgarde von vorgestern, begründete und sie damit in die Museen hievte; dort hängen oder stehen sie jetzt verlegen herum, während das Marktgeschrei draußen verhallt. Oder denken wir an die Happenings jener Zeit, die eigentlich nur aus dem Lärm bestanden, der um sie gemacht wurde, aber keineswegs auf die Weihe der Kunst verzichten wollten, die sie verarschten: wie ärgerlich wurden doch die aktionistischen Veranstalter, wenn das bekleckerte Publikum einmal mitkleckern wollte!

Heute, im Topf der Pop-Kultur, darf jeder mitkleckern, bei Mühl auf dem Friedrichshof oder anderswo. Es schlägt die Stunde des Selbstausdrucks. Wenn die Anforderungen zu hoch sind, meinte sogar unser Leistungselite-Kanzler, muß man sie eben heruntersetzen. Die alte leidige Trennung von Kunst und Leben ist endlich überwunden. Willst du Musik machen? Dann tu es (sofern du auf der Gitarre nicht mehr als drei Griffe beherrschst), du wirst schnell Zulauf bekommen. Willst du Theater spielen? Dann besuche einen Workshop, und nach vierzehn Tagen kannst du mit ein paar Gleichgetrimmten durchs Land tingeln und dich vor einem Publikum verwirklichen, das nur danach fragt, ob es sich voll einbringen kann – dann seid ihr echt Spitze. Dahin die Zeiten, als avantgardistische Maler, Literaten, Regisseure (oder ihre Herolde) dem Publikum zugemutet haben, seine Sehgewohnheiten zu ändern, Bewußtseinssprünge zu machen: heute sind Bauchsprünge gefragt. Das strahlt auch zurück auf den etablierten Kulturbetrieb, zumal in der Literatur. Die vornehmsten Verlage füllen ihre Programme, seit wieder erzählt, erinnert, gefühlt werden darf, mit Verständigungstexten und Selbstsuche-Berichten, mit Vater-und-Mutter-Findebüchern, Lebensbeichten Halbwüchsiger und einer Verdauungslyrik, die gute Chancen hat, ins Poesiealbum unseres Bundespräsidenten einzugehen.

Nein, das ist nicht mehr die gute alte Moderne, höchstens noch Post-, eher schon Anti-; und wenn sich einiges davon als ›neu‹ anpreist, so hat das nichts mit der avantgardistischen Kategorie des Neuen zu tun, die jeweils einen experimentellen Schritt nach vorn, ins Unbekannte, vielleicht Bodenlose vindizierte. Neu an den Neuen Wilden oder der Neuen Deutschen Welle ist, daß sie nichts mehr vindizieren, folglich auch keine Begleitmusik

benötigen, die Begründungen und Überhöhungen liefert. Sie sind, und basta. Sie beanspruchen keine ›Bedeutung‹, sie haben, nein sie machen ›Sinn‹. Man nennt das heute ›authentisch‹. Solche Authentizität ist vermutlich der gemeinsame Nenner aller Phänomene, die sich im großen Topf der Pop-Kultur einfinden, vom Punk über alternatives Theater und Beuys'sche ›Stadtverwaldung‹ bis zur Graffiti- und Molli-Kultur der großen Städte.
Daß manches, was hierher gehörte, vorerst noch in anderen, älteren Töpfen schmort, ohne richtig gar werden zu können, weil mit zähen ›modernen‹ Erwartungen und Bedeutungen belastet – so vor allem die Texte der Selbstsucher, die Bilder der Selbstausdrücker –, liegt an der Eifersucht der herkömmlichen kulturellen Einrichtungen, die nichts preisgeben wollen. Überraschend ist eher, daß sie schon so vieles haben fahrenlassen, oder anders gesagt, daß die Moderne allenthalben in die Pop-Kultur mündet, als sei hier das Neue, dem sie nachjagte, am Schopf zu fassen und die Jagd vorbei, das endlose Experiment zu Ende. Denn die Pop-Kultur ist nicht-experimentell, darin verwandt ihrem scheinbar ärgsten Gegenpart, der Kulturindustrie-Kultur. Beide setzen auf den Konsum, die direkte Befriedigung, das Einswerden von Subjekt und Objekt. Beide stiften Sinn. Sind deshalb beide konservativ?

3.
Doch wir anderen, die wir der Moderne anhingen seit der Nachkriegszeit, als wir wieder durften – ganz frisch war sie ja nicht mehr, aber noch stattlich und stolz, und wir selbst, des langen Entzugs wegen, waren scharf auf sie, holten begierig Versäumtes nach, all die alten Experimente der Neuen Musik, der Modernen Kunst, der Konkreten Poesie, und genossen den Schock, den dieses Neue, wie uns erklärt wurde, bewirken wollte – nicht bei uns natürlich, wir waren ja eingeweiht, aber bei den anderen, Spießern, Banausen, Faschisten, bei dem sprichwörtlichen Kleinbürger, der mit seinem Regenschirm über ein abstraktes Bild herfiel und ihm damit seine Reverenz erwies, die wiederum *uns* bestätigte. Denn wir identifizierten uns mit dieser Moderne, die provozieren wollte, und über sie mit allem, was uns progressiv erschien, oder zunächst einmal *gegen* alles, was wir für reaktionär hielten und hinter uns lassen wollten. Das war nicht nur der Faschismus, es war auch die Restauration der Adenauerzeit, ihr Klerikalismus, ihre Prüderie, ihr provinzieller Mief. So buchstabierten wir eifrig die ›Weltsprache‹ der Moderne und fühlten uns als Avantgarde, als Vorhut: Wo wir bereits waren, würden jene anderen, der Troß, die Nachhut, eines Tages auch hingelangen, zwar nicht mit unserer Kühnheit und Raffinesse, aber eben doch irgendwie, das war das Gesetz des Fortschritts, der sich vor unseren Augen vollzog. Hingen nicht bereits die Sonnenblumen van Goghs, der Turm der blauen Pferde von Franz Marc oder Picassos Sylvette über so manchem biederen

Klappbett, waren nicht schon Motive von Baumeister, Dufy und Miró auf braven Tapetenmustern zu finden?
Wir aber waren weiter, viel weiter. Wir wallfahrteten nach Ronchamp und Vallauris oder wenigstens zu dem Prunkstück unserer hausgemachten Moderne, Scharouns Neuer Philharmonie in Berlin – und ahnten nicht (oder ahnten, aber hätten niemals zugegeben), daß sie aus keinem anderen Geist gezeugt war als dem des von uns verspotteten Nierentischs. Wir erbauten uns auf Premieren und Vernissagen, an Documenta und Experimenta, an der ehrenwerten ›Gruppe 47‹ oder der ruppigen Gruppe ›Spur‹, die Ende der fünfziger Jahre in München auftrat und schrill verkündete: »Es ist alles vorbei, die müde Generation, die zornige. Jetzt ist die kitschige Generation an der Reihe. Wir fordern den Kitsch, den Dreck, den Urschlamm, die Wüste. Die Kunst ist der Misthaufen, auf dem der Kitsch wächst, Kitsch ist die Tochter der Kunst; die Tochter ist jung und duftet, die Mutter ist ein uraltes stinkendes Weib. Wir wollen nur eins: den Kitsch verbreiten.« Wie, war das schon der Umschlag in Pop und Punk? Unsere Moderne ein uraltes stinkendes Weib? Nein, das war natürlich ›nur‹ eine Provokation, ganz im Geiste Dadas, also der ehrbar gewordenen klassischen Avantgarde! Solche Provokationen gehörten dazu, selbst wenn uns nicht ganz wohl dabei war, auch später zur Happening-Zeit noch nicht. Denn wir nahmen unsere Vorreiterrolle sehr ernst: Das war kein Allotria, das war Arbeit am Fortschritt, zum Beispiel wenn einer tausendmal die gleiche Scheibe malte oder dieselben Satzzeichen bündelte. Wir setzten überhaupt auf Serien, das hatte so etwas Methodisches, wie bei wissenschaftlichen Versuchsreihen, mit denen wir die literarische und künstlerische Arbeit gern verglichen: Dienst an der Erkenntnis. Deshalb konnten wir's auch nicht ertragen, wenn einem dieser Diener von seiten des Staats, dessen Gewissen wir doch waren, ein Tort widerfuhr. Wie ein Mann standen wir auf, als in den Fünfzigern ein bayrischer Kultusminister gegen Werner Egks Ballett *Abraxas* wütete – nicht wegen der schlechten Musik, sondern wegen irgendeiner unzüchtigen Geste, wir hätten sie kaum bemerkt. Schon achteten auch wir nicht mehr auf die Musik, nur noch auf die Geste – es ging ums Prinzip. Das Steh-auf-Prinzip ist uns geblieben, bis zu Achternbuschs plattfüßigem *Gespenst*, für das wir uns heute mutig mit dem Innenminister schlagen. Wer würde es wagen, einen modernen Schmarren Schmarrn zu nennen, wenn ein Bürgermeister oder Minister oder Vorsitzender ihn so nennt? Da dies aber immer wieder geschah, zeugte unsere Überzeugung sich fort, dank Montagshäme und Donnerstagsintelligenz und einer Springflut kulturkritischen Tiefsinns, der noch dem flachsten Werk seinen Segen gab, so es nur modern war.
Der Gegenpol war die Massenkultur, die Kulturindustrie. Nicht daß wir prinzipiell gegen die Massen gewesen wären, oder gegen die Industrie, o nein. Wir wollten ja den Fortschritt. Moderne Technologie sollte die Mas-

sen ergreifen und umformen. Aber funktionalistisch sollte das aussehen, nicht biedermeierlich wie fast alles in unserer Wiederaufbauwelt. Deshalb hätten wir, wenn wir die Wahl gehabt hätten, in einem modernen Hochhaus zu wohnen oder gar in einer Corbusierschen union d'habitation, ohne Zögern unsere Altbauwohnung preisgegeben. Wir hatten die Wahl meistens nicht. Dafür entfernten wir entschlossen Schnörkel und Stuck, Fensterrippen und Türverzierungen aus unserem Blickfeld, klare Linien wollten wir sehen, italienisches Design bei den Möbeln, Braun-Apparate für das Nachtstudio-Programm mit der Dauerdiskussion über ›reine‹ und ›engagierte‹ Kunst oder über den Unterschied von Pornographie und Obszönität. Wir fochten natürlich für Reinheit und Freiheit, auch in der Sexualität, und waren nicht wenig überrascht, als unser diesbezügliches Engagement plötzlich reiche Früchte trug – oder waren das vielmehr Früchte von Kolle und Pille? So ging es uns öfters: Der Fortschritt überrollte uns und wir fragten uns verdutzt, ob wir ihn denn gewollt hatten, ob es ein legitimer sei. So traten in unserm modern gestylten Lebensgefühl allmählich Sprünge auf. Wir lernten neue Ausdrücke, die bisher eher nörgelnden Konservativen angestanden hatten: verwaltete Welt, Konsumterror, Entfremdung, repressive Toleranz. War am Ende sogar der Fortschritt schlecht, Naturbeherrschung ein Bumerang? Beim jungen Marx, den wir jetzt gern ins Feld führten (und unseren Brüdern und Schwestern um die roten Ohren schlugen), stand noch nichts davon zu lesen. Wir lasen weiter, Freud, Adorno, Marcuse . . . Überall trafen wir auf die Wörter ›Verdrängung‹ und ›Repression‹. Wir wurden politisch. Es mußte etwas geschehen in diesem Land.

4.

Es geschah etwas. Die Protestbewegung entstand. Am Anfang sah sie noch aus wie eine Avantgardebewegung. Jedoch nicht lange. Am 11. Mai 1968 strömte die westdeutsche Vorhut mit viel Fußvolk nach Bonn, um gegen die Notstandsgesetze zu demonstrieren, es war fast ein Theaterfestival. Aber einige fehlten. Am selben Tag nämlich fand in Frankfurt die Uraufführung von *Kaspar* statt, dem mit Spannung erwarteten Stück eines damals hochgeschätzten Jung-Avantgardisten. Die westdeutsche Kritiker-Creme stellte sich im Theater am Turm ein, wenn auch mit Skrupeln ob ihrer Entscheidung. Die Besprechungen, die dann erschienen, rechtfertigten diese Entscheidung als die progressivere:

»Wir haben lange kein Stück, lange keinen solchen Abend auf dem Theater gehabt, der so vollsteckt von Anfängen . . . Dies: kein politisches Stück?« (Günther Rühle, *F.A.Z.*)

»Das Bewußtsein von etwas wirkt zuweilen schon wie die Revolution, ersetzt sie wohl auch . . . Der Versuch . . ., gesellschaftliches Bewußtsein in seinen ›Veräußerlichungen‹ spielend zu repetieren, schafft . . . gültigere Einsichten in die Gesellschaft als jenes der Gesellschaft als Negation gegenübertretende Engagement, das sich . . . an die Basis des von ihm Bekämpften

klammert . . . Sich selber zur Sprache zu bringen: die mögliche Form, sich zu engagieren.« (Ernst Wendt, *Theater heute*)

Das blieb im Rahmen der Moderne, made in Germany, und sprengte ihn doch, sozusagen nach innen. »Sich selber zur Sprache zu bringen«: draußen der Marsch nach Bonn, Surrealismus der Straße, drinnen der Marsch in die Innerlichkeit, Bühne als Ashram. Die Avantgarde lief auseinander, in eine kurzlebige Kulturrevolution und eine perennierende Psychorevolution. Und bald ging alles durcheinander. Die alte Moderne erstarrte oder verstummte oder trieb aus sich heraus in subkulturelle Bereiche, wenn auch noch mit den überkommenen Vehikeln der Galerien, Theater, Verlage; und die neue politische Avantgarde pfiff auf traditionelle wie moderne Kultur (›bürgerlich‹ oder ›scheißliberal‹) und erholte sich dann von ihrem Pfeifen im Dunst des Haut- und Seelenkontakts (›alternativ‹).
Aber wir anderen, wir avantgardistisch Sozialisierten, sofern es uns noch gibt? Wir schauen uns verwundert um. Ziemlich unsicher, weil uns der feste moderne Boden abhanden gekommen ist. Zwar erleichtert, weil von der Last befreit, den Fortschritt zu befördern, doch wie lange noch gefeit gegen die Versuchung rund um uns, in dumpfe Authentizität zu versinken?

2. Akt

1.
»Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.« Das Rettende ist in aller Regel eine Heilslehre. Damit sich eine Heilslehre empfiehlt, muß sie auf einer Unheilslehre gründen. Unheilslehren treten gemeinhin im Gewand von Theorien auf. Die Theorien der Avantgarde, der Moderne begleiteten die Avantgarde, die Moderne von Anfang an, ja sie waren oft deren Schrittmacher und letzter Schrei. Das gilt auch für Theorien, die das Ende der Moderne, den Tod der Avantgarde erklären. Das Spezifikum dieser Theorien ist, daß eine kleine Zahl gemeinsamer Signifikanten eine Fülle von widersprüchlichen Signifikaten zeugt. Schon die zentralen Begriffe – Avantgarde, Moderne, Kunst – meinen jeweils etwas anderes. Sie bezeichnen weniger eine Gruppe von Phänomenen als Urteile darüber. Sie wählen und werten. So entstehen Schnittmuster ad libitum. Wenn man sie übereinanderschichten würde, käme dann eine luzide Collage zustande oder nur ein Haufen Papier? Sehen wir zu.

2.
Das Schnittmuster, das *Karl Heinz Bohrer* vorlegte (1979), ist das aufregendste der letzten Jahre. Bohrer unterscheidet drei Kulturen, Old Culture, New Culture und Popular Culture. Die *Old Culture*, d. h. der traditionelle

Bestand und seine Fortzeugung bis in unsere Tage – für Westdeutschland werden Böll und Grass genannt –, interessiert Bohrer wenig. Seine Aufmerksamkeit gilt dem Scheitern der *New Culture*, seine Leidenschaft dem Aufbruch der *Popular Culture*.

Die Neue Kultur (so dürfen wir Bohrer verstehen) ist die Avantgarde des 20. Jahrhunderts, die von Duchamp und Man Ray, Dada und Surrealismus auf den Weg gebracht wurde. Daß sie nach dem Zweiten Weltkrieg immer wieder auf diese ›klassischen‹ Anfänge zurückgriff, hat ihr seitens der Kulturkonservativen den Vorwurf eingetragen, epigonal zu sein, einen längst stumpf gewordenen Schock nur noch zu repetieren. Bohrer nimmt die Neo-Avantgarde gegen diesen Hieb in Schutz, er hält ein anderes Messer für sie bereit. Um seine Schärfe (und seine Scharten) zu ermessen, muß man Bohrers Text gegen den Strich lesen, auf seine blinden Flecken hin. In seiner Ahnengalerie der Avantgarde fehlt zumindest ein Name, der sonst dort prangt: Malewitsch. Sein ›Suprematismus‹ repräsentiert – z. B. bei Haftmann, doch ebenso bei Sedlmayr – den *anderen* Pol der modernen Kunst, den der Abstraktion, der Askese, der ›Reinheit‹, gegenüber dem ›Fetischismus‹ der *objets trouvés* und *Ready mades* von Duchamp et Cie, der kulturrevolutionären Geste des Dadaismus und Surrealismus. Wenn man nur die letztere Geste gelten läßt, kann man einerseits den ungebrochen affirmativen Rückgriff darauf rechtfertigen: »das eigentliche Kriterium jeder denkbaren ›neuen‹ Kunst: die spezifische Aufhebung akzeptierter Wertbegriffe, die spezifische Methode, den Rückzug zu natürlichen Harmonien zu verlegen«; und andererseits kann man das Zurückschrecken dieser Geste vor der letzten Konsequenz, der auch praktischen »Identifikation von avantgardistischer Lust und politischem Anarchismus«, als ihr Abschlaffen, ihr Altwerden, ihr Ende diagnostizieren. Bohrer ist hier unerbittlich. Er nimmt die Programmatik der Neuen Kunst beim Wort, wie es sonst nur ihre erklärten Feinde tun, und besteht auf Erfüllung. Er hält sich nicht damit auf, daß eine Collage von Schwitters, daß angeschimmelte Würste oder abgeschnittene Fußnägel aus der Hand von Beuys die beabsichtigte Provokation des harmonisierenden Mediums Kunst ja nur dank der Existenz dieses Mediums exekutieren können, also auf dessen Fortbestand angewiesen sind und deshalb dem ›Leben‹, das sie einholen wollen, so fern sind wie das mit Birnen gefüllte Einkochglas in einer Kunstgalerie dem mit Birnen gefüllten Einkochglas in einer Speisekammer (und dies nicht nur durch den unterschiedlichen Preis). Nein, Bohrer verlangt sozusagen, daß dieses Einkochglas geöffnet wird. Er verfolgt beispielsweise, wie das politische ›grausame‹ Theater, das in den sechziger Jahren einen Höhepunkt der Neo-Avantgarde markierte, in den siebziger Jahren in einen »neuen ästhetisch-anthropologischen Positivismus« zurückfällt; oder wie Pop-, Concept- und Schock-Art sich ins Archaische retten, der westdeutsche Autorenfilm im Mythos Zuflucht

sucht, und folgert: »Die Utopie der ›Neuen Kultur‹, nach der die ästhetische Avantgarde auch die politische Revolution brächte bzw. diese die ästhetische nach sich zöge oder begleite«, ist blamiert, sie erstickt in der Symbolsprache dieser Neuen Kultur – die Beuys'schen Birnen bleiben in ihrem Einkochglas und dieses in der Sammlung Ströher. Draußen aber entwickeln sich, als »Rache des ›Alltagslebens‹«, aktuelle Formen der Popular Culture: »Punk-Anarchismus, Terror-Anarchismus und der neue Zynismus«.

»*Popular Culture* und *New Culture* – so könnte man sagen – wurden im Konzept der kulturrevolutionären Utopie zusammengehalten. In dem Augenblick aber, als die linke Intelligentsia vor dieser Utopie desertierte, die ›Solidarität‹ mit den vielen aufkündigte und sich auch generationsbedingt wieder auf das alte Individuelle zurückzog, blieb als proletarischer Rest nur das übrig, was der komplizierten Begründung durch Privilegierte nicht bedurfte: das eigentlich Authentische, das wirklich Populäre der *Popular Culture* . . .«

»Es ist also die Differenz zwischen symbolischem und authentischem Sprechen, was die extrem fortgeschrittene Form der *Popular Culture* von der *New Culture* unterscheidet. Gefährlich wirkt die nicht-symbolische Sprache erst deshalb, weil durch sie Wahrheiten ausgesprochen werden, die der symbolischen Sprache nicht mehr abgenommen werden . . . Theorien, Bekenntnisse und kulturelle Aktionen sind symbolische Handlungen, die ein Versprechen auf die Zukunft enthalten. Solange der Symbolismus des sprachlichen Zeichens dieses Versprechen glaubhaft machte, blieb er ungefährlich und autonom. Seitdem nur noch die Praxis ein Versprechen beglaubigt, hat die symbolistische Reflexion abgedankt und wird von authentischen Akten ersetzt.«

3.

Moderne Kunst, so argumentiert *Jürgen Habermas* (1980), steht im Spannungsfeld zwischen der »Utopie der Versöhnung« und der »kritischen Widerspiegelung der Unversöhntheit der sozialen Welt«. Hier sammeln sich »die explosiven Energien, die sich schließlich in der Revolte, in dem gewaltsamen Versuch entladen, eine nur zum Schein autarke Sphäre der Kunst aufzusprengen und mit diesem Opfer die Versöhnung zu erzwingen«. Authentische Akte also, im Sinne Bohrers? Nein, die Revolte muß scheitern. In der Folge »dient die Ernüchterung, die die gescheiterten Programme der Aufhebung von Kunst und Philosophie hinterlassen haben, dienen die sichtbar gewordenen Aporien der kulturellen Moderne als Vorwand für die konservativen Positionen«, nämlich den Prämodernismus der *Altkonservativen*, den Postmodernismus der *Neukonservativen* und den Antimodernismus der *Jungkonservativen*.

Zur Einübung dieser Ausdrücke: Die *Alt*konservativen haben die Moderne bestenfalls *vor* sich, als Ärgernis (sie sind *prä*modernistisch), während die *Neu*konservativen sie *hinter* sich haben, als beliebiges Spielmaterial (sie sind *post*modernistisch). Von ihnen unterscheidet Habermas die *Jung*konservativen, die neuerdings das ›Projekt der Moderne‹ überhaupt verraten, nicht ohne es auszuplündern (sie sind *anti*modernistisch). Es bietet sich nun an,

den altkonservativen Prämodernismus mit Bohrers Old Culture zu identifizieren; es liegt auch nahe, die Endphase seiner New Culture als postmodernistisch und neukonservativ zu charakterisieren. Wie aber steht es mit der Gleichsetzung der Popular Culture, in der Bohrer unser Heil dämmern sieht, mit dem jungkonservativen Antimodernismus, in dem Habermas unseren Ruin wittert?

»Die Jungkonservativen machen sich die Grunderfahrung der ästhetischen Moderne, die Enthüllung der dezentrierten, von allen Beschränkungen der Kognition und der Zweckmäßigkeit, allen Imperativen der Arbeit und der Nützlichkeit befreiten Subjektivität zu eigen – und brechen mit ihr aus der modernen Welt aus . . . Sie verlegen die spontanen Kräfte der Imagination, der Selbsterfahrung, der Affektivität ins Ferne und Archaische . . .«

Das trifft sehr genau den Hang abtrünniger Vertreter der Moderne, sich kopfüber in die Alternativ- oder Subkultur zu stürzen (oder, nach Bohrer, den Umstand, »daß sich authentische Elemente der ›Neuen Kultur‹ theorielos in die *Popular Culture* gerettet haben«). Da Habermas aber als einzige Zeugen Bataille, Foucault, Derrida anführt, deckt sein ›Antimodernismus‹ wohl nur einen kleinen Teil dessen, was Bohrer in seiner ›Popular Culture‹ versammelt, nämlich »alle Transformationen der angelsächsischen Rock-Musik nebst den dazugehörigen Subkulturen . . ., Pornographie, Fußball, Fernsehen, Okkultes, die aggressiver gewordene feministische Bewegung, die Sprache der westdeutschen Mescalero-Anarchisten und alle Spielarten dessen, was wir seit Lefebvre das ›Alltagsleben‹ nennen« – was sicher nicht alles ›jungkonservativ‹ ist, auch nicht ›antimodernistisch‹, weil die Moderne für diese Alltags- und Subkulturen noch nie eine Herausforderung war (weshalb Bohrer ihnen »eine gewisse Stabilität« bescheinigen kann). Daran dürfte sich auch nicht viel ändern, wenn sich in diesen Topf nun ein junger Antimodernismus ergießt. Da Habermas aber befürchtet, daß »die Ideen des Antimodernismus, mit dem Zusatz einer Prise von Prämodernismus, im Umkreis der Grünen und der alternativen Gruppen an Boden (gewinnen)«, scheint er doch vieles von dem als »antimodernistisch« einzuschätzen, was Bohrer »extrem fortgeschritten« nennt: die Popular Culture.

Jürgen Habermas indessen hält fest am ›Projekt der Moderne‹, dem noch unvollendeten Projekt der europäischen Aufklärung. Das impliziert auch ein Festhalten an der Ausdifferenzierung der Wertsphären Wissenschaft, Moral und Kunst, die als Expertenkulturen ein dynamisches Eigenleben entwickeln, abgehoben von der (konservativen) Alltagspraxis, jedoch nicht ohne den Anspruch und die Perspektive, auf diese Praxis einzuwirken: »für eine vernünftige Gestaltung der Lebensverhältnisse«. Das ist, sehr verkürzt gesagt (was der Autor verzeihen möge), die Voraussetzung für sein Beharren auf dem, was die Autonomie der modernen Kunst genannt wird. Jeder Versuch der ›Aufhebung‹ dieser Autonomie muß fehlschlagen, wie auch bei den anderen beiden ausdifferenzierten Bereichen, Wissenschaft und Moral –

es sei denn, die Intentionen der Aufklärung werden kassiert von einem totalitären Weltbild dieser oder jener finsteren Provenienz. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß die Institutionalisierung, die bei Erkenntnis- und Gerechtigkeitsfragen hingenommen wird, bei Geschmacksfragen, in Kunst und Kunstkritik, immer wieder angefochten wird, und zwar von innen her, im Namen der Utopie der Versöhnung, die in eine Revolte gegen die Trennung umschlagen kann.

Habermas sieht (mit Adorno), daß solche Versuche der Aufhebung nur auf dem Boden der institutionalisierten Kunst stattfinden können und deshalb scheitern müssen. (Aber waren sie je auf Erfolg angelegt? Wurden sie nicht immer augenzwinkernd unternommen? Andernfalls gehören sie in den Bereich der Pathologie.) Und selbst wenn sie gelängen, folgert Habermas, wären sie falsch, weil »ein rationalisierter Alltag aus der Starre kultureller Verarmung gar nicht dadurch erlöst werden (könnte), daß *ein* kultureller Bereich, hier also die Kunst, gewaltsam geöffnet und ein Anschluß zu *einem* der spezialisierten Wissenskomplexe hergestellt wird«. Habermas überschätzt zwar die Ernsthaftigkeit der von der Avantgarde fast rituell betriebenen Revolten, unterschätzt aber die Folgen, die sie für die institutionalisierte Kunst haben: sie wird ein ›ausdifferenzierter‹ Leerlauf, der eben noch Abfallprodukte für die Alternativkultur erzeugt, aber die Perspektive einer Einwirkung auf die soziale Welt im Sinne des Projekts der Moderne mehr und mehr verliert.

Adorno hatte in seiner *Ästhetischen Theorie* aus dieser Not die Tugend des Hermetismus gemacht. Seine Moderne ist gefeit gegen jede Berührung mit der gesellschaftlichen Praxis, ja sie ist, als ästhetischer Widerstand gegen den ›totalen gesellschaftlichen Verblendungszusammenhang‹, der einzige verbliebene Ort des Wahren und Richtigen, selbst um den Preis ihrer Mimikri an die Herrschaft, ans Inhumane; selbst um den Preis, daß das Kunstwerk verstummt und verschwindet, daß die Produktion von Kunst untergeht in der Institution Kunst, deren utopisches Versprechen der Philosoph allein bewahrt. Keine Brücke führt von hier zum Projekt der Moderne, wie Habermas es verficht, der zwar Adornos Theorie der (ästhetischen) Moderne weitgehend folgt, aber schon deshalb der Kunst keinen absoluten Wahrheitsanspruch zubilligen kann, weil dieser Anspruch in seinem Modell einer anderen ausdifferenzierten Sphäre zugewiesen ist, der Wissenschaft, während der Anspruch auf ›normative Richtigkeit‹ der Moral zufällt, so daß für die Kunst nur der auf Schönheit bleibt oder, wie Habermas in seiner *Theorie des kommunikativen Handelns* fast ausschließlich sagt, der auf Authentizität. Und damit wird die Sache heiß. Auch Adorno nennt große Kunstwerke authentisch, aber synonym mit ›autonom‹ und ›genuin‹ (in Vermeidung von ›echt‹ und ›eigentlich‹), er meint damit nur ihre Emanzipation von außerkünstlerischen Belangen, was der Sinn der Habermas'schen Authentizität

nicht sein kann, weil das schon in der Institutionalisierung enthalten ist (die Adorno übrigens nie explizit erwähnt).
Was also meint *Authentizität?* Auf den ersten Blick: das Gegenteil von dem, was Bohrer darunter versteht, nämlich die Aufhebung der Institution Kunst, die Auflösung der Symbolsprache, das Eintauchen des ästhetischen Anarchismus in die Alltagswelt – Schweiß, Blut und Action. Nun wird, trotz Klagenfurter Rasierklingen, auch in der Punk-Kultur nicht alles so blutig exekutiert wie interpretiert, und man kann Bohrer sogar unterstellen, daß sein Geschmack am Mescalero-Nachruf eher ein elaboriert literarischer als ein authentisch anarchistischer ist. Dennoch: die Sprache der modernen Kunst ist das nicht – oder würde Habermas, wenn sie nur im Rahmen der Institution Kunst aufträte, hier jene Authentizität finden, die Bohrer gerade dem Fehlen dieses Rahmens zuschreibt?
Da sich Habermas auf keine besonderen Werke oder Stilformen bezieht, ist es schwer, hier weiter zu spekulieren. Verweisen läßt sich aber auf einen Passus in seinem Benjamin-Aufsatz von 1972:

»Die Kunst ist das Reservat für eine, sei es auch nur virtuelle Befriedigung jener Bedürfnisse, die im materiellen Lebensprozeß der bürgerlichen Gesellschaft gleichsam illegal wurden: ich meine das Bedürfnis nach einem mimetischen Umgang mit Natur, der äußeren ebenso wie der des eigenen Leibes; das Bedürfnis nach solidarischem Zusammenleben, überhaupt nach dem Glück einer kommunikativen Erfahrung, die den Imperativen der Zweckrationalität enthoben ist und der Phantasie ebenso Spielraum läßt wie der Spontaneität des Verhaltens.«

Das aber wäre nicht mehr avantgardistische, sondern präavantgardistische Kunst. Wird sie als postavantgardistische wiederkehren, ohne postmodernistisch zu sein? Vermuten läßt sich jedenfalls eine mögliche Verwandtschaft der beiden Begriffe von Authentizität, womit die Positionen von Habermas und Bohrer einander näherrücken würden, so daß das Projekt der Moderne, Abteilung Kunst, gleichsam nur durch einen Rahmen von der (antimodernistischen) Popular Culture geschieden wäre. Zugleich aber fiele das, was die Avantgarde unseres Jahrhunderts einmal war und laut Habermas weiterhin sein sollte, dem Postmodernismus der Neukonservativen anheim, nunmehr wahrhaft ausdifferenziert aus jedem Projekt.

4.
Genau das ist bereits geschehen, in einer oft zitierten *Theorie der Avantgarde* (1974). Vermutlich wollte *Peter Bürger* etwas ganz anderes beweisen, nämlich die Möglichkeit engagierter Kunst, aber herausgekommen ist die hausbackene Begründung der Unmöglichkeit, überhaupt noch engagierte Kunst zu machen, von ›moderner‹ ganz zu schweigen. Bürger beruft sich geschichtsphilosophisch auf Adorno, was die Herausbildung der Moderne, der autonomen Kunst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts betrifft, weicht dann aber von Adorno ab, indem er das, was er »historische Avantgardebe-

wegungen« nennt, vor allem Dada und Surrealismus, ähnlich wie Bohrer gegen die autonom gewordene Kunst hetzt: er nimmt, wie man das nur in Bremen kann, das Programm für die Sache. Die Ziele der historischen Avantgardebewegungen seien die »Aufhebung der gesellschaftlichen Institution Kunst« und die »Vereinigung von Kunst und Leben«, die Bürger offenbar als Bürgerschreck versteht, denn er beteuert, daß in diesen Bewegungen, hört hört, »der Schock des Rezipienten zum obersten Prinzip künstlerischer Intention« werde. Gleichviel, der Angriff scheitert (wie oben bei Habermas, der sich auf Bürger beruft), und »nachdem der Angriff der historischen Avantgardebewegungen auf die Institution Kunst gescheitert, d. h. Kunst nicht in Lebenspraxis überführt worden ist, besteht die Institution Kunst als von der Lebenspraxis abgehobene weiter. Der Angriff hat sie jedoch als Institution erkennbar gemacht und damit die (relative) Folgenlosigkeit der Kunst in der bürgerlichen Gesellschaft als deren Prinzip.«
Das Erbe der historischen Avantgardebewegungen tritt die Neoavantgarde an. Sie »institutionalisiert die *Avantgarde als Kunst* und negiert damit die genuin avantgardistischen Interessen [Rückführung der Kunst in die Lebenspraxis] . . . Neoavantgardistische Kunst ist autonome Kunst im vollen Sinn des Wortes . . .« Woraus Bürger zweierlei folgert: daß jetzt erst »die Gesamtheit der künstlerischen Mittel als Mittel verfügbar« ist und »daß heute keine künstlerische Bewegung mehr legitimerweise den Anspruch erheben kann, *als Kunst* historisch fortgeschrittener zu sein als andere Bewegungen«; vielmehr sei die Dichotomie von ›reiner‹ und ›politischer‹ Kunst aufgehoben, ein »neuer Typus engagierter Kunst möglich« geworden – quod erat demonstrandum. Nur: wozu? Wozu ein politisches Engagement, eine moralische Botschaft mit künstlerischen Mitteln vortragen, wenn sie eh alle gleichgültig geworden sind und nach keiner Zukunft mehr greifen?
Bürgers Neo- ist eine Postavantgarde. Um aus dieser theoretischen Sackgasse, die möglicherweise unsere reale Position ist, herauszukommen, muß man wohl, wie *Dolf Oehler* es in seiner Antwort an Bürger tut, einem heroischen Dezisionismus opfern. Als Bedingung einer Renaissance der Avantgarde nennt Oehler das, was eher deren Utopie ist: »Die Naivität aller Avantgarde-Bewegungen, der vielleicht erschütterliche, aber dennoch hartnäckige, im Wortsinn treuherzige Glaube an die Veränderbarkeit der Welt.«

5.
Bürgers entlastete Postavantgarde hat ihren wahren Fluchtpunkt – schon seit 25 Jahren – in *Arnold Gehlens* Post-histoire. »Man beobachtet heute [1957] den menschlichen Verstand im Zustande der Nachaufklärung am Werk, emanzipiert von der, wie die Aufklärung glaubte, in ihn eingegossenen Moral« – und dieser Verstand arbeitet, ebenso in den neuen Wissen-

schaften wie in der modernen Lyrik, der abstrakten Malerei, der atonalen Musik, »mit einer triebhaften, unbewußten Logik, mit einer prozeßförmigen Unwiderstehlichkeit, die sich des wachsten, höchstgezüchteten Bewußtseins bedient, das sich souverän vorkommt . . .« Gehlen verweist in der Literatur vor allem auf Mallarmé, Joyce, Beckett – eben jene, die auch bei Adorno den Preis davontragen (wozu bei Gehlen allerdings noch Benn und Pound kommen). Beide sehen gleichermaßen die Esoterik, Hermetik, Vergeistigung, ja das tendenzielle Verstummen solcher Werke; aber während sie für Adorno Ausdruck aller Leiden in der verdinglichten Welt sind, »unbewußte Geschichtsschreibung ihrer Epoche«, dabei »asozial« und »inhuman« in der Konsequenz ihres Widerstands gegen diese Epoche, findet Gehlen sie »deshalb so bezaubernd, weil sie jenseits aller moralischen Problematik und aller dumpfen sozialen Luft etwas vor Augen führen, was es sonst nicht mehr gibt: die geglückte Unverantwortlichkeit und diejenige schräge Schönheit, die gerade noch unter die Haut geht, aber nicht tiefer«. Und obwohl in der »Endlosigkeit des Industriezeitalters« von dem jeweils Neuesten eine »Normsuggestion« ausgeht, in den Wissenschaften wie in den Künsten, bewegt sich nichts mehr auf eine Zukunft hin, es gibt nur die »Abwechslung innerhalb eines stationären Gesamtzustandes«. Die ästhetische Wirkung ist die der »Suspension«. Damit werden die Künste und Wissenschaften esoterisch, »zu einer Art Geheimbesitz kleinster und oft einflußreicher Minderheiten«, was die Folge hat, daß sie nicht mehr als Religionsersatz dienen können wie noch im 19. Jahrhundert. »Das Abstraktwerden der Künste und Wissenschaften . . . führt also zu einer ›Entfremdung‹ beider Instanzen von der Religion und gerade damit zu deren Restauration auf dem eigentlich weltanschaulichen Gebiet.«
Damit entspricht Gehlen genau dem Bild, das Habermas ein Vierteljahrhundert später vom Neukonservativen entwirft:

»Die Neukonservativen verhalten sich zu den Errungenschaften der Moderne noch am ehesten affirmativ . . . Eine ihrer Thesen lautet, daß die Wissenschaft, wenn man sie recht versteht, für die Orientierung in der Lebenswelt ohnehin bedeutungslos geworden ist. Eine weitere These ist, daß die Politik tunlichst von Forderungen moralisch-praktischer Rechtfertigung freizuhalten ist. Und eine dritte These behauptet die reine Immanenz der Kunst, bestreitet ihr den utopischen Gehalt, beruft sich auf ihren Scheincharakter, um die ästhetische Erfahrung im Privaten einzukapseln . . . Mit der definitiven Eingrenzung von Wissenschaft, Moral und Kunst in den autonomen, von der Lebenswelt abgespaltenen, spezialistisch verwalteten Sphären bleibt von der kulturellen Moderne nur noch zurück, was von ihr unter Verzicht auf das Projekt der Moderne zu haben ist.«

Wenn aber die neokonservative Haltung – heute wie in den fünfziger Jahren – auf die Moderne bezogen ist, müßte sie dann nicht mit dieser in eine Krise geraten? Davon ist nichts zu spüren (was gegen die Moderne spricht). Vielmehr scheint jene Haltung zu erstarken, indem sie, frei von dem Innovationszwang der Avantgarde, deren Früchte einsammelt und dem kulturellen

Traditionsschatz hinzufügt: Beckett als Klassiker. Dieser Aspekt der Postmoderne, unter dem sich Adorno mit Gehlen trifft, ist zweifellos ein Teil dessen, was Bohrer als ›Neue Kultur‹ bezeichnet, aber schon reif dafür, in die ›Alte Kultur‹ zu kippen, während am anderen Rand der Absprung in die ›Popular Culture‹ im Schwange ist; so daß – wiederum – für die ›Neue Kultur‹ wenig übrigbleibt. Ist das das Ende der Moderne? Oder entsteht dadurch die Chance einer neuen Avantgarde, die nicht mehr an die Dada-Revolte gekettet wäre?

6.

Aber so einfach ist es nicht. Es wird sogar noch komplizierter. Denn der heutige Neokonservativismus hat einen bewaffneten Arm, und der holt zum großen Schlag aus, um mit dem Projekt der Moderne zugleich den ganzen Modernismus samt Postmodernismus zur Strecke zu bringen. Alles, was Gehlen bezaubernd fand, als elitäre Suspension goutierte, ist vielmehr ein Übel und, was die Sache so schlimm macht, eine wahre Massenseuche. Der Modernismus, dieser »erklärte Gegner der herrschenden Klasse«, der mit seinem »rasenden Wutausbruch gegen die bürgerliche Ordnung« seit hundert Jahren auf dem Vormarsch ist und seit fünfzig Jahren im Begriff, die »kulturelle Hegemonie« zu erobern, ist nämlich gar nicht gescheitert, als er gegen den Unterschied zwischen Kunst und Leben revoltierte; nein, was früher nur in der Phantasie erlaubt war – Morde, Wollust, Perversionen –, wird jetzt in der Wirklichkeit vollzogen; die Avantgarde-Werte der äußersten Subjektivierung, Sensibilisierung und Dämonisierung zersetzen die Wertorientierungen der Lebenswelt, die exzessiv betriebene Selbstverwirklichung untergräbt die bürgerliche Moral und Disziplin.

»Das Entscheidende ist, daß die Legitimation für das gesellschaftliche Verhalten, zunächst einmal für die obersten sozialen Gruppen, die Intelligentsia und die gebildeten Leute, später für den ganzen Mittelstand selbst, nicht länger von der Religion, sondern von der modernistischen Kultur herstammen. Damit einher ging eine Verschiebung des Akzents vom ›Charakter‹, der eine Einheit aus Sittengesetz und Zielstrebigkeit darstellt, zur ›Persönlichkeit‹, die eine Verherrlichung des Selbst durch ein zwanghaftes Streben nach individueller Differenzierung ist. Kurz gesagt: nicht mehr die Arbeit, sondern der ›Lebensstil‹ wird zur Quelle der Befriedigung und zum Kriterium für ein gemäßes Verhalten in der Gesellschaft.«

Wohlgemerkt: der Lebensstil des Künstlers, nicht der des Geschäftsmannes, setzt sich durch. Der Künstler zwingt seine Entscheidung über das, was erstrebenswert ist und gekauft werden soll, dem Publikum auf, und die Wirtschaft stellt sich – »in den letzten 50 Jahren« – auf die neuen Bedürfnisse und Lebensstile ein. So wird das avantgardistische Experiment zur Norm, die modernistische Häresie zur »herrschenden Orthodoxie des Tages«. Die notwendige Folge ist eine Unterminierung der Grundlagen des Kapitalismus, die Auflösung der gemeinsamen sittlichen Ordnung. Es sei denn, wir setzen dem Modernismus Grenzen, binden ihn wieder an sittliche

Normen, an eine religiöse Tradition. Kurz, »wir stehen vor einer Wende«.

Daniel Bell, der dies verficht (1982), gilt als Wortführer des amerikanischen Neokonservativismus (der auch Gescheiteres zu bieten hat). Der Unfug seiner Begründung des modernen Sittenverfalls ist leicht zu widerlegen, aber daß er den esoterischen Avantgardismus (einer Minderheit) mit dem grassierenden Selbstverwirklichungskult (einer mittelständischen Mehrheit) gleichsetzt, gibt zu denken. Seine Wut darüber harmoniert mit der neuesten Stimmung im Westen, der der moral majority; aber die Argumente haben ihm eher die Agenten des Modernismus geliefert, die seit langem schon anpreisen, was er verdammt. Zum Beispiel *Susan Sontag*, die frei- und leichtzynisch Happenings und ›Camp‹, Artaud und Syberberg feiert, vor allem aber für einen neuen Hedonismus der Kultur plädiert. Die »Schocktherapie« der modernen Kunst, »durch die unsere Sinne verwirrt und zugleich geöffnet wurden«, habe zur Auflösung traditionell anerkannter Grenzen geführt: zwischen Form und Inhalt, zwischen dem Frivolen und dem Ernsthaften, zwischen Kunst und Nicht-Kunst, ›hoher‹ und ›niederer‹ Kultur. Besonders die letztere Grenzüberschreitung, zur Popular Culture – mag sie nun mit Bell als modernistisch oder mit Habermas als antimodernistisch, mit Adorno als Barbarei oder mit Bohrer als unser Heil eingeschätzt werden – scheint der Dollpunkt aller Diskussionen über die Moderne zu sein. Der Topos »Aufhebung der Trennung von Kunst und Leben« macht offenbar allen Kulturkritikern zu schaffen: als Verlockung, als Versagung.

Wenn nun aber, wie oben vermutet, die ungehemmte (unsublimierte) Authentizität Bohrers virtuell in den Rahmen paßt, den Habermas für (sublimierte) Authentizität bereithält, dann wäre auch Bells Attacke gegen den Authentizitätskult des Mittelstandes, den er Modernismus nennt, nicht nur post- oder antimodernistisch, sondern in gewisser Hinsicht vereinbar mit dem Habermas'schen Konzept einer ausdifferenzierten Authentizität. Das bleibt freilich eine Denkfigur. Angenommen jedoch, der neue Authentizitätskult, sei er nun zu begrüßen als Popular Culture oder zu verdammen als Modernismus (die Teilmengen von Bohrer und Bell überschneiden sich, aber decken sich nicht), ist nicht nur ein Wunsch- bzw. ein Alptraum, sondern real gegeben und wirksam, dann läßt er sich natürlich nicht einfach beschneiden und rahmen als ›ausdifferenzierte‹ Authentizität im Dienst des Projekts der Moderne; eher steht zu befürchten, daß dieses Projekt sich fürder auf zwei statt auf drei Beinen wird weiterschleppen müssen, in ein graues Morgen der Aufklärung.

7.

»Ihr wolltet vitale Kraft, ihr wart übersättigt mit Zivilisation, ihr flüchtetet vor der Vernunft in die finstere Welt der Triebe, ihr verachtetet die Masse

bei ihrem Drang nach den elementaren Grundlagen der Kultur, ihr verlangtet von der Mehrheit blinden Gehorsam vor dem irrationalen Ruf des Übermenschen? Nun, so löffelt jetzt die Suppe aus, die ihr euch eingebrockt habt.« So und ähnlich tönt uns die neueste Modernismus-Schelte schon lange in den Ohren, aber aus entgegengesetzter Richtung, aus dem Osten. Und daß sie von dorther ertönte, mit real existierendem Schaum vor dem Mund, war uns Modernen im Westen stets eine Bestätigung: Fast mehr als der bornierte Dogmatismus in Wissenschaft, Politik, Moral empörte uns die Beschneidung von Kunst und Literatur auf einen ›sozialistischen Realismus‹, der beiden Begriffen Hohn sprach. Unser Antikommunismus war, trotz Brecht, kulturkritisch getönt, und die Irritation darüber, daß »da drüben« dennoch literarische Werke von Rang entstanden, wurde von den sozialistischen Regimes selbst beseitigt, indem sie die Autoren einsperrten oder dorthin schickten, wohin sie gehörten: zu uns.

Der Neokonservativismus des Westens teilt mit der sozialistischen Staatsmacht nicht nur die Angst vor einer offenen Gesellschaft, sondern auch die Abwehr der ästhetischen Provokation, die aus einer solchen Gesellschaft erwachsen mag. *Michail Lifschitz*, der oben zitierte, der Ende der sechziger Jahre seinen Generalangriff gegen den ›Modernismus‹, d. h. die westliche Avantgardekunst vortrug, hatte dabei allerlei Mühe, ein Phänomen zu erklären, das auch Bell und den Seinen heute zu schaffen macht: Warum konnte der böse Modernismus von einer Minderheiten- zu einer Massenangelegenheit werden, trotz ›moral majority‹, worauf sich der eine, trotz ›Masse bei ihrem Drang . . .‹, worauf sich der andere beruft, wenn es die üblen Machenschaften jener Minderheit bloßzustellen gilt? Der Haß der Bevölkerung, dem die Avantgarde einst begegnete, scheint umgeschlagen zu sein in so etwas wie Liebe – zum Aggressor? Lifschitz greift in seiner Not (wie Bell in seiner Tugend) zur Psychologie: »Weil ich den Modernismus mit den finstersten psychologischen Tatsachen unserer Zeit verknüpft sehe. Zu ihnen gehören: Kult der Gewalt, Freude an der Vernichtung, Liebe zur Rohheit, Begier nach sinnlosem Leben, nach blindem Gehorsam.« Gehorsam nämlich gegenüber einer Geschmacksdiktatur (»kulturelle Hegemonie«), die exzessiven Subjektivismus zu fordern scheint. Der aber ist ein typisch kleinbürgerlicher Zug. Hier schließt sich für Lifschitz der Kreis (Bell könnte von ihm lernen):

»Die sogenannte Avantgarde hat die rigorose Ablehnung des kleinbürgerlichen Geschmacks, die lange Zeit als Zeichen des ganz modernen Menschen galt, durchlaufen und begehrt nun Ruhe in den Armen des einstmals verlachten Spießbürgertums . . . (Hier) sei nur auf das Typische dieser ›Ambivalenz‹ des modernen bürgerlichen Bewußtseins verwiesen, das über ultralinke, anarchodekadente Formen der Spaltung mit der Umwelt zu sich selbst, zu seiner Banalität zurückgekehrt ist. Das neue zur Potenz erhobene Spießbürgertum stellt natürlich etwas Größeres als einen Laborversuch der neuesten Strömungen dar . . .«

Das walte Bell, das walte Reagan.

3. Akt

1.

Was ist modern? Modern war einmal das Folgende, in prunkvollen Kostümen und Kulissen, mit Orchester und Gesang:

»Ein indischer König will heiraten, man führt ihm eine Braut zu, er verkleidet sich als Sänger, die Braut verliebt sich in den vermeintlichen Sänger und ist in Verzweiflung, aber dann erfährt sie, daß der Sänger der König ist, und alle sind sehr zufrieden . . .
Und diese ganze häßliche Dummheit wird nicht mit guter Heiterkeit und Schlichtheit, sondern mit Bosheit, mit tierischer Grausamkeit bereitet. Man sagt, daß dies für die Kunst getan wird, die Kunst aber sei eine sehr wichtige Sache . . .«

So Tolstoj am Ende des 19. Jahrhunderts in seinem Pamphlet gegen die Kunst seiner Zeit. Er fordert eine andere Kunst, die im Verein mit Wissenschaft und Religion das Reich der Liebe auf Erden begründe. War er nun ein Moderner oder ein Neokonservativer? – Modern war auch einmal das mitten im Ersten Weltkrieg gegründete ›Cabaret Voltaire‹ in Zürich, die Wiege des Dadaismus:

»Es wurde in unheimlich wirkenden Larven und Panzern getanzt, die an Tanks und Gasmasken erinnerten . . . Eintritt wurde nicht erhoben, so daß der kleine Raum stets dicht und bunt besetzt war . . . (Es) wagte sich auch mancher aus dem Publikum aufs Podium, und brachte er seinen Kram nicht allzu vernünftig vor, so durfte er bestimmt auf Beifall rechnen. Man mußte, ähnlich wie Ball, behaupten, ›ein Pferd macht müde sich's bequem in einem Vogelneste‹ . . . Das leuchtete freilich nicht jedem ohne weiteres ein, und mancher schüttelte den Kopf und verließ unter Protest das Lokal . . . Uns ganz nahe in der Spiegelgasse wohnte Lenin . . . Er mußte die lauten, bruitistischen Konzerte wohl vernommen haben, doch ließ er sich offenbar nicht stören.« (Emmy Ball-Hennings)

Nachdem Lenin dann abgereist war und die Russische Revolution ausgerufen hatte, notierte Hugo Ball: »Ist der Dadaismus wohl als Zeichen und Gestus das Gegenspiel zum Bolschewismus? Stellt er der Destruktion und vollendeten Berechnung die völlig donquichottische, zweckwidrige und unfaßbare Seite der Welt gegenüber? Es wird interessant sein zu beobachten, was hier und was dort geschieht.« Was geschah, war hier und dort, daß die Bewegung schließlich eine andere Richtung nahm, als die Regisseure es gewollt hatten.
Modern war auch einmal dieses:

»Am Eingang in einem regennassen Taxi – eine Erfindung Dalis – ein blondes Mannequin unter schneckenüberzogenen Endivien und Kopfsalatstauden. Weitere Drahtpuppen, gekleidet und entkleidet von Man Ray, Max Ernst, Maurice Henry, bevölkerten die rue surréaliste. Besonders angetan hatte es uns Massons Mannequin, dessen Gesicht in einem Vogelkäfig gefangen und mit einem Gedanken geknebelt war. Der Hauptsaal, den Marcel Duchamp eingerichtet hatte, stellte eine Grotte mit einem Teich und vier um ein Glutbecken angeordneten Betten dar; die Decke bestand aus Kohlensäcken. Es duftete nach Brasilkaffee, und die Dinge tauchten aus einer sorgfältig dosierten Dunkelheit auf. Ein Gedeck aus Fell, ein Hocker aus Frauenbeinen; aus Türen, Mauern, Vasen, überall griffen Hände hervor.
Ich glaube nicht, daß der Surrealismus direkten Einfluß auf uns ausgeübt hat; aber er hat die

Luft durchsetzt, die wir atmeten. So hatte der Surrealismus zum Beispiel den Flohmarkt in Mode gebracht . . .«

Das war die Internationale Surrealistenausstellung in Paris, 1938, besucht von Simone de Beauvoir. Ganz neu war der Griff nach »absoluter Wirklichkeit« (Breton) damals ja nicht mehr, aber er hatte einiges zu fassen gekriegt, nicht nur den Traum von morgen, auch den Trödel von gestern. (Durchaus im Flohmarkt-Geist reagierte übrigens Man Ray, als Mitte der fünfziger Jahre bei einer Dada-Retrospektive protestierende Kunststudenten auftraten und sein »Object to be destroyed« von 1923 entwendeten, um es nun endlich zu zerstören. »In ihrem Alter würde ich genauso gehandelt haben.« Aber: »Glücklicherweise . . . erschien ein Polizeiauto, und die Anführer wurden festgenommen.« Noch glücklicher war Man Ray darüber, daß die Versicherung sein verlorenes objet trouvé als Kunstwerk anerkannte und zahlte.) – Keine Bilderstürmer traten auf, als das Pariser Geisterhaus von 1938 anno 1960 in New York nochmals aufgebaut wurde. Jetzt gaben die ergrauten Surrealisten und Dadaisten einer neuen Revolte ihren väterlichen Segen:

»In Kaprows *A Spring Happening*, das im März 1961 in der Reuben Gallery stattfand, sperrte man die Zuschauer in ein langes, kastenartiges Gebilde, das wie ein Viehwagen aussah; in die hölzernen Wände dieses Gehäuses waren Gucklöcher gebohrt worden, und den Zuschauern blieb nichts anderes übrig, als durch diese Löcher zu schauen, wenn sie sehen wollten, was draußen vorging; als das Happening vorüber war, fielen die Wände in sich zusammen, und das Publikum wurde von einem Menschen, der einen elektrischen Rasenmäher betätigte, hinausgetrieben.
(Diese auf eine Schmähung hinauslaufende Einbeziehung des Publikums in den Vorgang scheint, in Ermangelung von etwas anderem, das dramatische Rückgrat des Happenings auszumachen . . .)«

»Im Happening ist das Publikum der Sündenbock«, schließt Susan Sontag ihre Reportage von 1962. Das war ein paar Jahre lang der letzte Schrei der Avantgarde. Aber war es Neo-, Post- oder Anti-? Vielleicht ein Vorgriff auf das, was einige Zeit später geschah, im heißen Londoner Sommer 1976, auf das Pflaster tropfte mehr Blut als Regen –

»Und ausgerechnet in diesem seltsamen apokalyptischen Sommer . . . wurde ein neuer Stil geboren, der zusammengewürfelte Elemente aus einer ganzen Reihe heterogener Jugendstile miteinander kombinierte . . .
Das gab ein Chaos aus Schmalzlocken und Lederjacken, ›Brothel Creepers‹ und ›Winkle Pikkers‹, Turnschuhen und Parka-Mänteln, Mod-Frisuren und Skinhead-Bürsten, Röhrenhosen und bunten Socken, ultrakurzen Miniröcken und Nagelschuhen – alles zusammengehalten von spektakulären Verbindungsmitteln: Sicherheitsnadeln und Plastikwäscheklammern, Sado-Maso-Riemen und Seilstücken, die ein Übermaß an entsetzter und faszinierter Aufmerksamkeit erregten . . .
Das ganze bunte Durcheinander . . . wurde zu jenem gefeierten und überaus fotogenen, als Punk bekannten Phänomen, das im gesamten darauffolgenden Jahr (1977) die Boulevardzeitungen mit einem Fundus kalkulierbar sensationeller Auflagen und die bessere Presse mit einem willkommenen Katalog wundervoll gebrochener Kodes versorgte.« (Dick Hebdige)

Ist das die krude Einlösung dessen, was Dadaisten und Surrealisten, was Artaud und Kaprow und so viele andere Avantgardisten sich nur erträumt hatten, Bohrer aber im »authentischen Akt« erfüllt sieht? (Gewiß, Teddy: »Erfüllte sich die Utopie von Kunst, so wäre das ihr Ende.«)

2.

Es wäre müßig, sich auch noch nach rückwärts zu vergewissern, was jeweils modern war. Schon der Erbauer der ersten gotischen Kathedrale unterschied an seinem Bau das ›opus modernum‹ vom ›opus antiquum‹; der Rokoko-Stil wurde ›style moderne‹ genannt; ähnlich in der Musik beim Übergang vom kontrapunktischen zum expressiven Stil usw. In der abendländischen Literatur vollends war der Streit darüber, ob die Alten für die Jungen Maß und Muster seien oder nicht, ein wahrer Dauerlutscher. Die auf dem Höhepunkt der französischen Klassik ausgebrochene ›Querelle des Anciens et des Modernes‹, die tief ins 18. Jahrhundert hinein wirkte, hat eine noch längere Vorgeschichte, die Wurzeln reichen bis ins zweite vorchristliche Jahrhundert nach Alexandria zurück; es ging um die Vorbildlichkeit der Antike, besonders Homers. In der Zeit von Horaz und Tacitus wurde weitergestritten, dann wieder im 12. Jahrhundert, als sich die Jugendrevolte der ›moderni‹ gegen die Hegemonie der ›auctores‹ wandte, und natürlich in der Renaissance, als sich der Begriff des Modernen mit dem des Fortschritts verbündete, der vor allem durch die sich entfaltenden Naturwissenschaften getragen wurde, aber im 18. Jahrhundert auch starken politischen Sukkurs erhielt. Man schritt nun gemeinsam in die Zukunft, die eine bessere Welt verhieß. Aber bald traten erste Zweifel an diesem Bündnis von Wissenschaft, Politik/Moral und Kunst auf: galt die Aufklärungsidee der Perfektibilität des Wissens – und damit der Gesellschaft, der Menschheit insgesamt – auch für Literatur und Kunst, oder war hier mit anderen Evolutionen und Perfektionen zu rechnen? In der Mitte des 19. Jahrhunderts kam der Bruch. Die Künstler sagten den Dienst an der Gesellschaft auf, dienten nur noch der Kunst, deren zentrale Kategorie ›das Neue‹ wurde. So jedenfalls wird es von heute aus gern gesehen, auf Kosten der nicht-erdabgewandten Seite des Mondes Kunst. Die Schwellenwerke, auf die man immer wieder verweist, sind die *Fleurs du mal* und *Madame Bovary*, Manets *Déjeuner en herbe* und Wagners *Tristan* – von der bürgerlichen Gesellschaft zunächst heftig abgelehnte, später ebenso heftig begehrte Zeugnisse der beginnenden *Moderne*, die nunmehr affirmativ verstanden wird: Die Kunst sei autonom geworden, emanzipiert von Religion und Moral, befreit von außerkünstlerischen Einflüssen und Rücksichten – was Unfug ist. Die Kunst ging gerade von jetzt an in aller Regel nach Brot, sie wurde Ware, wenn auch von besonderer Art.

Immerhin, das Fortschrittsbündnis war aufgekündigt. Aber von wem? Von

den Banausen oder den Musen? Das Bürgertum, sagen die Modernen, wurde, als es seine ökonomischen Ziele erreicht hatte, von einer revolutionären zu einer konservativen Klasse; seitdem trug die Kunst die Idee des Fortschritts weiter, oder doch das Leiden an deren Mißerfolg, ihrem Umschlag in Verblendung. So sieht es vor allem Adorno. Doch diese Sicht ist bereits die Folge eines Rückzugs, den seit der Mitte des 19. Jahrhunderts viele Intellektuelle und Künstler vollzogen haben: Der Fortschritt war doppelköpfig geworden. Denn das Bürgertum war ja nur *politisch* konservativ, die industrielle und technologische Revolution dagegen trieb es weiter, und die Kunst hatte kaum noch Anteil daran. Sie war ausdifferenziert.

Ein symbolisches Datum ist die erste Weltausstellung, die 1851 in London stattfand, gefeiert als Mammutschau des guten Geschmacks, der Vermählung von Kunst und Industrie. Ästhetisch war es eine Katastrophe. Kunst und Kunsthandwerk waren von der Industrie ausgebeutet und überholt worden. Die Entwicklung der Reproduktions- und photographischen Techniken brachte weitere Funktionsverluste. Die ›Autonomie‹ des Kunstwerks im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit war in erster Linie Versagung und Trotz, das Verhältnis der ästhetischen Moderne zur modernen Welt der Technik von nun an gestört.

Wie ein Mahnmal dieser Entfremdung steht in Paris der Eiffelturm. Errichtet wurde er zur Weltausstellung 1889, die, um mißliebige Erinnerungen an eine hundert Jahre alte Revolution zu verscheuchen, als »Weltausstellung des Friedens« antrat. Demonstriert werden sollte der humanitäre Aspekt der Technik, die Friedfertigkeit des Fortschritts. Gustave Eiffel gewann den von der französischen Regierung ausgeschriebenen Wettbewerb für einen 300 Meter hohen Ausstellungsturm; er verstand seine kühne Konstruktion als »Triumphbogen« – nicht für einen Kriegshelden, sondern »zum Ruhme der modernen Wissenschaft und zur Ehre der französischen Industrie«. Kaum war 1887 der Grundstein gelegt, protestierten 300 Maler, Architekten, Schriftsteller und Komponisten »im Namen des französischen Geschmacks« gegen die Verschandelung des Pariser Stadtbildes. Vergeblich. Das stählerne Monstrum der Eleganz wuchs in den Himmel. Verlaine machte damals täglich einen längeren Umweg, Maupassant verließ sogar die Stadt, um dem verhaßten Anblick zu entgehen. Seurat dagegen, der den Protest von 1887 nicht unterzeichnet hatte, malte den Turm noch vor der Vollendung. Später malten ihn Delaunay und Chagall und manche andere, er taucht in vielen Gedichten und Filmen auf wie ein Symbol – aber wofür? Für das Altern der Moderne oder für die Modernität des Alten? Als Delaunay – neben Duchamp, Man Ray, Malewitsch einer der ›Väter‹ aller späteren Avantgarde-Wellen – den Turm in seinen Stadtansichten verewigte, war dieser allerdings schon vom Abriß bedroht: 1910 lief die Konzession für den Kartenverkauf aus, man stellte sich darauf ein, das unnütze Bauwerk abzu-

tragen (auch konservative Bürger sind Gründer, nicht Wahrer). Die moderne Kriegstechnik hat dem Friedensdenkmal das Leben gerettet: Im Ersten Weltkrieg diente der Turm dem Funkverkehr, er hatte also doch einen Nutzen. Noch heute bedienen sich Radio und Fernsehen seiner, und täglich besuchen ihn etwa 5000 Touristen. Aber es ist längst nicht mehr seine praktische Funktion, die ihm ein Existenzrecht gibt, vielmehr seine symbolische Funktion: als nostalgisches Mahnmal eines Fortschritts, der keinem Zweck unterworfen ist – so wie die moderne Kunst den Fortschritt wollte. Seit den sechziger Jahren steht Eiffels Turm unter Denkmalschutz.

3.

Was ist modern? Seit es ›die Moderne‹ gibt, und besonders in den Avantgardebewegungen unseres Jahrhunderts, sind alle möglichen Kombinationen durchgespielt worden. Wenn man als Künstler, Literat, Intellektueller die bestehende bürgerliche Gesellschaft ablehnte, konnte man dies reaktionär oder progressiv tun, populistisch oder elitär, technikfreundlich oder technikfeindlich, intellektualistisch oder antiintellektualistisch, engagiert oder elfenbeinern. Man konnte sich auch indifferent verhalten. Oder wirr. Nachträglich gesehen erscheinen die meisten Positionen reichlich wirr, vor allem in den bewegten fünf, sechs Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, in denen alle entscheidenden Weichen für die weitere Entwicklung der Moderne gestellt wurden. Diese Positionen sind – im Sinne der marxistischen wie der konservativen Kritik – anarchistisch. Sie konnten sich deshalb nach dem Krieg mit der sozialistischen oder mit der faschistischen Revolution einlassen. Sie konnten sich auch in ein l'art pour l'art zurückziehen.

Marinetti zum Beispiel, der sich später mit anderen Futuristen Mussolinis ›Marsch auf Rom‹ anschloß und Manifeste für italienische Aggressionskriege verfaßte, hatte im *Ersten Manifest des Futurismus* (1909) »die Kühnheit der Revolte« und »die Schönheit der Geschwindigkeit« gefeiert: »Ein Rennwagen ist schöner als die Nike von Samothrake . . . Wir wollen Italien befreien von den zahllosen Museen, die es bedecken wie zahllose Friedhöfe.« Sein Technikrausch war kulturrevolutionär – und antiintellektualistisch. Im *Technischen Manifest* proklamierte er: »Futuristische Dichter! Ich habe Euch den Haß gegen die Bibliotheken und Museen gelehrt; nur um Euch auf den Haß gegen die Intelligenz vorzubereiten, indem ich die göttliche Intuition erweckte.«

Diese Manifeste des neuen Bugatti-Kults hatten eine Auslöserfunktion für die Intellektuellendebatte, die zwischen 1910 und 1920 unter den deutschen Expressionisten (und gegen sie) geführt wurde und an Gereiztheit die später im Exil ausgetragene Debatte der bereits geschlagenen Intellektuellen weit übertraf. Es ging letztlich um die Definition dessen, was modern sei, ästhetisch und politisch. Alfred Döblin rühmte 1912 Marinettis Programm als

»Befreiungsakt« und großen Schritt »nach vorwärts«, distanzierte sich aber schon im folgenden Jahr, ihm wurde dieses Futur zu dogmatisch. Andere Schriftsteller verurteilten Marinettis Vitalismus als »spießig«, doch das Thema war gestellt und bekam schnell politische Brisanz, da der Intellektualismus auch von anderer Seite her Angriffen ausgesetzt war. Nicht nur aus der George-Ecke. Georg Lukács schrieb 1909 mit der ihm eigenen Fähigkeit zur Mimikri an einen erst heraufziehenden Wortschatz: »Der Intellektualismus . . . hat überhaupt die stärkste Tendenz, jede Gemeinschaft zu zersetzen, die Menschen voneinander zu isolieren und ihre Unvergleichbarkeit zu betonen . . . Der Intellektualismus treibt diese in paradoxer Weise demokratische Gattung [das moderne Drama] immer stärker dem Aristokratischen entgegen.«

Intellektualismus wurde schnell zum Schimpfwort, mit dem jeder alles bedachte, was ihm nicht paßte. Dadurch wurde die Debatte (die Michael Stark jetzt bis ins Detail dokumentiert hat) so verwirrend, daß heute eher Gruppenzugehörigkeiten als Argumente identifizierbar sind. Herwarth Waldens *Sturm*-Gruppe etwa, die auf Marinetti setzte, sprach der ›absoluten Kunst‹ das Wort und polemisierte gegen das neupathetische Ethos des *Aktion*-Kreises um Franz Pfemfert: »Die Wut der Fortgeschrittenen deutet die Erscheinungen der Menschen moralisch, sie wünschen sie zu regeln und aufzuheben, aber damit wollen sie das Glück und das Genie aufheben« (1913). Noch handelte es sich nur um einen ›Umsturz des Geistes‹. Mit der Novemberrevolution 1918 aber schlug die Stunde der Literaten als der »geborenen Revolutionäre«, schlug die Stunde des *Aktion*-Kreises: »Der Expressionismus, der kein Begriff mehr ist, sondern eine herrliche Wirklichkeit, findet in der beginnenden Weltrevolution seine Bestätigung.« Doch ›der Expressionismus‹ war sich da keineswegs einig, der Streit um den ›wahren‹ Revolutionär und den ›wirklichen‹ Dichter ging erst richtig los – mit keinem greifbaren Ergebnis außer einer Schlagseite zu dezisionistischem oder vitalistischem Persönlichkeitskult; und außer einem neuen Feindbild, das Expressionisten wie Dadaisten, ja tendenziell alle Literaten traf: ›bolschewistischer Intellektueller‹ als Inbegriff der politisch verdächtigen, revoluzzernden Avantgarde-Intelligenz. Dem folgte die Unterscheidung von ›gesunder‹ und ›kranker‹ oder ›entarteter‹ Kunst. Daß letztere bald darauf nicht nur mit dem Judentum, sondern auch mit dem Kapitalismus identifiziert wurde, ist nur noch eine Ironie des Fortschritts, für dessen technischen Aspekt die expressionistische Moderne blind geworden war. (Hätte sie sich sonst vielleicht, wie sich Marinetti dem ›Marsch auf Rom‹ anschloß, mit dem Nationalsozialismus verbündet, der ja auch antiintellektualistisch, aber technologiefreundlich war?) Max Weber zieh die expressionistischen Literaten sogar eines mythophilen Irrationalismus, der nach rückwärts blickt: ». . . daß manche moderne Intellektuelle das Bedürfnis haben, sich in ihrer

Seele sozusagen mit garantiert echten, alten Sachen auszumöblieren . . . Das ist einfach: Schwindel oder Selbstbetrug.« O Mensch! O Natur!

4.

Natürlich wiederholt sich alles, besonders alles Moderne. Wenn nicht in jeder Generation, dann in jeder zweiten. Und dennoch ist alles einmalig. Aber die fünfziger Jahre brachten etwas wirklich Neues: die Moderne wurde züchtig und fromm, auch staatsfromm, trotz aller gegenteiligen Behauptungen ihrer Prot- und Antagonisten. Vornehmlich in Westdeutschland. Wir holten brav den Surrealismus nach, erlernten die Weltsprache ›Informel‹ und schlossen uns dann den jeweiligen westlichen Moden an. Daß sie sich alle auf das zurückführen ließen, was die Nationalsozialisten verfolgt hatten und die westdeutschen Restaurateure nicht leiden mochten, war uns Garantie genug. Und daß die Kulturfunktionäre im Osten, die für die Feind-meines-Feindes-Logik nicht anfällig waren, ihrerseits gegen den Modernismus wetterten, war uns ein zusätzlicher Beweis unserer Fortschrittlichkeit inmitten der geistigen Stagnation. Vor allem aber, und das ist das entscheidend Neue, waren wir *allseitig* modern: in der Kunst und im Lebensstil, in unserer moralischen und politischen Orientierung; selbst für die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Technologie erwärmten wir uns, mit aller gebotenen humanistischen Distanz, und schätzten deren Produkte: nicht gerade die Atombombe, aber doch Plastik und Elektronik, Kugelkopf und Pille. Vorausgesetzt immer, diese Errungenschaften waren modern gestylt. Und diesen stromlinienförmigen Modernismus der fünfziger Jahre haben wir dann nach rückwärts projiziert auf die Moderne schlechthin, zumal auf die Avantgardismen vom Anfang des 20. Jahrhunderts. So konnten wir uns immer wieder guten Gewissens darauf berufen: auf Suprematismus, Dadaismus, Futurismus, Expressionismus, Konstruktivismus, Surrealismus, Neue Sachlichkeit und so weiter. Es war eine Illusion. So sagt jetzt auch Bohrer und verfällt doch selbst noch dieser Illusion, wenn er der ›Neuen Kultur‹ insgesamt jene ästhetisch-politische Utopie anlastet und dann das rosige Nachkriegsbaby als häßliche Vettel von heute enthüllt. Es *ist* eine Utopie, sagt Habermas, und zwar eine notwendige, die in der Aufklärung wurzelt; ob Baby oder Vettel – wir brauchen sie. Jedenfalls hat sie Geschichte gemacht. Vor allem aber hat sie Theorie gemacht, aus deren Bann wir uns nur schwer befreien können.

Adorno, der hier zu nennen wäre (trotz seiner Lehre vom »Verblendungszusammenhang des Fortschritts«, den er selbst nicht ganz auflösen konnte), hat jene Utopie oder Illusion dadurch erhärtet, daß er erklärte, auf das Bewußtsein des Künstlers, gar seine direkten Parteinahmen, komme es nicht an, der Künstler sei nur das »Vollzugsorgan«, das »verlängerte Werkzeug« des Geistes, der zugleich das wahre Subjekt der großen Werke sei; diese

Werke allein erfüllten, und sei es durch ihr Verschwinden, den Begriff der autonomen Kunst, der Moderne. Man könnte das als den Modus ›Hände ohne Raffael‹ bezeichnen, in Umkehrung des alten Topos ›Raffael ohne Hände‹ (gäbe es dann die Sixtinische Madonna?), aber das hilft hier nicht weiter, wenn man nicht als Ersatz für Raffael (oder Picasso oder Warhol) einen Agenten nennen kann, der etwas greifbarer ist als Adornos (eigener) Geist und dafür bürgt, daß die Moderne stets ›objektiv‹ modern war und sein wird. Andernfalls müßte man eine Selbstläufigkeit der institutionalisierten Kunst annehmen, die dann aber nicht nur für die ›großen Werke‹ verantwortlich wäre, sondern auch für alles mögliche andere und schließlich für den lärmenden Leerlauf der letzten Jahrzehnte.

Wie war das denn vor zehn Jahren, als in den USA eine wahre Popismus-Epidemie ausbrach, die Leute vor den Galerien Schlange standen und die *New York Times* voraussagte, »daß diese Erscheinung die Volkslieder an Popularität übertreffen wird«: was war da im Gange? Eine Massenbewegung ›Zurück zum Gegenstand‹, die endlich aufräumte mit intellektualistischen Abstraktionen und einer Kunst für den ›common man‹ den Weg bahnte – so stand es in den Feuilletons. Im Wirtschaftsteil stand auch etwas: Ein Jahr zuvor, im Sommer 1962, hatte es in New York einen drastischen Preissturz bei informeller Malerei gegeben; der internationale Kunstmarkt reagierte prompt, bis zum Jahresende betrug der Kursverfall 40 Prozent, außer den Deutschen kaufte kaum noch jemand etwas Abstraktes. *Les lettres nouvelles* wußten im Februar 1963: »Unter dem Eindruck der kalten Dusche, die für sie die New Yorker Krise darstellte, sind die Bankiers jetzt bestrebt, ihre Kapitalinvestitionen für Werke der abstrakten Kunst zurückzunehmen, um sie in ›verheißungsvollere‹ Werte anzulegen, die Kleinhändler sind in Panik; die Schlußfolgerung daraus: Die abstrakte Kunst ist keinen roten Heller wert.« In München, in der Zeitschrift *Weltkunst*, lautete die Schlußfolgerung etwas anders: »Die abstrakte Kunst hat aufgehört, Ausdrucksform der Avantgarde zu sein.« Was insofern stimmte, als das ganze Manöver dazu dienen sollte, das Neuerungszentrum, d. h. das Handelszentrum, von Paris nach New York zu verlegen. Die Preise für Pop-Art, den brandneuen ›kapitalistischen Realismus‹, stiegen drastisch, das Guggenheim Museum und sogar das Museum of Modern Art, das dreißig Jahre lang fast nur Abstrakte gezeigt hatte, zogen nach, und 1964, auf der Biennale in Venedig, wurde der Deal gekrönt. Hier prallten Popisten und Abstrakte, also New Yorker und Pariser Interessen, hart aufeinander. Die US-Kräfte waren überlegen, sie entfalteten, unterstützt von der amerikanischen Botschaft, eine große Werbe- und Bestechungskampagne, die von der französischen Presse mit ohnmächtiger Wut verfolgt wurde. Pierre Schneider schrieb am 2. Juni 1964 im *Express:* »Wir sahen in Venedig sammelnde Milliardäre, die unentwegt Malern und Bildhauern, den Stars der Saison,

nachliefen und wie Haie hinter dem Passagierdampfer das Scheckbuch schwenkten.« Den Großen Preis der Biennale erhielt dann wirklich Robert Rauschenberg, nicht der von den Franzosen lancierte Roger Bissier. Das »Weltkunstzentrum« war also, wie es bereits im Katalog des amerikanischen Pavillons zu lesen stand, endgültig nach New York verlagert. Das damalige Haßgeschrei der Franzosen klang noch nach, als Jack Lang, Mitterrands Kulturminister, 1982 seinen Kreuzzug gegen den amerikanischen Kulturimperialismus führte.

Doch auch in den Vereinigten Staaten, wo Pop zu einem Lebensstil geworden war, wie *Newsweek* 1966 schwärmte, kamen bald andere Stile auf, die Kulturrevolution war nur eine Marktrevolution gewesen. Der kapitalistische Realismus erzeugt ständig neue Waren, um am Markt zu bleiben. Der schlechte Witz dabei ist (so meint Hans Platschek), daß es sich immer weniger um Waren handelt:

»Wie es aussieht, zeigt das Angebot nicht einmal die falschen Waren. Es zeigt überhaupt keine. Genauer: es zeigt Gegenstände und Ausstellungsstücke, die schon im Ansatz der Präsentation Rechnung tragen. Ohne Präsentation existieren sie nicht, und so mancher Kunstfreund, der aus einer Mammutschau ein Kunstwerk erwarb, sah zu Hause, als er es tagtäglich in seinen vier Wänden um sich hatte, was ihm unterlaufen war . . . Er hat die Präsentation für bare Münze genommen. Der Banause von einst, der zeternd den Regenschirm vor ihm unverständlichen Bildern schwang, hat dem Informierten Platz gemacht, den die Information förmlich betäubt. Nicht die Wahl von Kunstwerken bestimmt sein Interesse, sondern die Wahl von Informationen darüber, was Kunst jeweils sein soll.«

5.

Die Attacke von Hans Platschek rennt die Wahrheit elegant über den Haufen, die Wahrheit über die Moderne in ihrer post-heroischen Phase, die spätestens in den fünfziger Jahren begann. Es handelt sich dabei um das bestgehütete Geheimnis unserer Kultur, das, wie der versteckte Brief bei Poe, offen zu Tage liegt und allen in den Ohren klingt. Doch wie diese Wahrheit aussprechen, ohne von ihren Hütern zur Ordnung gerufen zu werden?

Wenn Platschek sagt, ohne Präsentation existierten die als Kunstwerke angebotenen Gegenstände nicht, der Kunde nehme die Präsentation als Garantie, lasse sich von Informationen betäuben, erwerbe letztlich die Information als Kunst; oder wenn Gehlen sagt, »diese Reproduktions- und Informationsapparatur, die zahllosen Existenzen Unterhalt gewährt«, mache es unmöglich, »daß die europäische Kultur je verstummt . . ., woraus der Verdacht folgt, daß die Modi des Verstummens unter Umständen im *incognito* des größten Lärms auftreten können«; oder wenn Adorno sagt, weil der Gegenstand der Kunst »unbestimmbar, negativ« werde, »bedarf Kunst der Philosophie, die sie interpretiert, um zu sagen, was sie nicht sagen kann, während es doch nur von Kunst gesagt werden kann, indem sie es nicht

sagt« – ach ja, da ist es eigentlich schon gesagt, wie auch in manchen anderen intrikaten Formulierungen Adornos, etwa in seiner Warnung davor, Kunst »allein als Kunst« wahrzunehmen, damit bringe man sie um ihren Gehalt, »denn der kann nicht wiederum bloß Kunst sein, soll er diese nicht zur Tautologie vergleichgültigen«, was ein wenig erhellt wird von der These: »Wodurch die Kunstwerke . . . mehr sind als sie sind, das ist ihr Geist«, und dieser Geist, davon raunt die ganze *Ästhetische Theorie*, ist zwar ein »kollektives Wir«, aber enthüllt, auf den Begriff gebracht wird es vom *Philosophen:* die Kunst ist ihre Interpretation.

Die Kunst ist heute ihre Interpretation. An diesem Satz braucht man nur ein bißchen zu rütteln: Die Interpretation *ist* heute die Kunst. Daß sie dazu sogenannter Kunstwerke bedarf, als Vorlage oder Rohmaterial, liegt auf der Hand, aber eben auf der Hand der Präsentation, des vorgängigen und rückwirkenden Urteils, daß irgendein Ding ein ›Werk‹, irgendein Tun eine ›Aktion‹ sei, die ästhetische Qualität haben. Und nicht einmal Ding oder Tun sind immer vonnöten, oft reicht schon ein Wollen: ein Programm, ein Manifest, also ungedeckte Wechsel, wie bereits die frühen, die heroischen Avantgardebewegungen sie ausgestellt haben, womit sie weniger Werke als -ismen erzeugten, die heute noch gehandelt werden, gedeckt allein durch Interpretation.

Am Anfang unseres Jahrhunderts gab es noch die Personalunion von Künstler und Programmist: Marinetti und Schwitters, Breton und Artaud, Adolf Loos, Edward Gordon Craig usw.; und es gab die epochemachenden Eigeninterpretationen von Künstlern, man denke nur an Hofmannsthals *Brief des Lord Chandos* oder an Kandinskys Traktat *Über das Geistige in der Kunst*, womit nicht nur ein Anrecht des Künstlers, sondern auch ein Anspruch des Publikums etabliert wurde. Die Seuche der Selbstzeugnisse und Werkstattberichte griff um sich, und diese Texte dienten bald der Interpretation als Sesam-Straße zum Werk, wenn nicht als dessen Baldachin: im Grunde identisch mit der Interpretation, von der sie ja in aller Regel auch inspiriert waren. Wo solche Texte aber fehlten, zumal bei Kafka und Beckett, in der informellen Malerei und der seriellen Musik, feierte die Interpretation Triumphe. Der Widerstand dagegen regte sich immer wieder einmal, auch seitens notorischer Interpreten. In den sechziger Jahren lamentierte zum Beispiel Susan Sontag in einem Band voller Interpretationen *Against Interpretation:*

»Wie die Abgase der Autos und der Schwerindustrie, die die Luft der Städte verunreinigen, vergiftet heute der Strom der Kunstinterpretationen unser Empfindungsvermögen . . . Interpretation (ist) die Rache des Intellekts an der Kunst.

Mehr noch. Sie ist die Rache des Intellekts an der Welt. Interpretieren heißt die Welt arm und leer machen – um eine Schattenwelt der ›Bedeutungen‹ zu errichten . . . Die Interpretation macht die Kunst manipulierbar, bequem . . . Sie stellt in der Tat die moderne Weise des Verstehens dar . . .«

Als Flucht der Kunst vor diesem bequemen ›Verstehen‹ versteht Susan Sontag den Verzicht der Kunst auf einen Inhalt, der sich interpretieren läßt, vornehmlich in der abstrakten Kunst; aber die Pop-Art erreiche mit entgegengesetzten Mitteln, nämlich durch ihren »marktschreierischen Inhalt«, das gleiche Resultat. Und Happenings schließlich – sie sind eigentlich erst durch Susan schick geworden und satt von Bedeutung.

Es hilft nichts, man entgeht ihr nicht, der Interpretation. Sie herrscht in der Tagespresse, wo jede Premiere und Vernissage, jede musikalische und literarische Novität tiefschürfend gewürdigt wird, wie ein weltpolitisches Ereignis; sie herrscht in den Kulturzeitschriften, wo selbst noch den Zwergen der modernen Kunst und Literatur Essays, Portraits, Epitaphe gewidmet werden, als wären sie die Helden unserer Zeit; sie herrscht im akademischen Milieu, wo seit der Heraufkunft von Literary Criticism, Immanenter Interpretation, Rezeptionsästhetik, Textsortenanalyse, Dialektischer und Strukturalistischer Hermeneutik etc. das ›Werk‹ in den kunsttheoretischen ›Diskurs‹ übersetzt wird, als ginge es um die Letzten Dinge. Es geht um die Letzten Dinge, wenn Gehlen über abstrakte Malerei, Adorno über Webern oder Beckett, Sartre über Genet oder Giacometti handeln und schnell ein Echo finden bei Kaiser und Reich, bei Bazon e tutti quanti. Wichtiger noch als diese nachträgliche Interpretation ist jedoch das vorgängige Urteil, durch das überhaupt erst ›Kunst‹ produziert wird. Die ›Werke‹ oder ›Stile‹ leben nur von diesem Urteil, sie werden durch es *objektiviert* und schwinden dahin, wenn es widerrufen, durch Interpretation nicht bestätigt wird.

Diese Produktion von Kunst durch Urteil und Interpretation ist auch der Schlüssel zur sogenannten *Authentizität*, einer Kategorie, für die es keinerlei soziologische oder psychologische, erst recht keine kunsttheoretische Begründung gibt: sie ist eine Setzung, sie verdankt sich allein dem Urteil und der Interpretation. Authentisch ist, was ich als authentisch interpretiere. Authentisch ist der Diskurs, der den Werken, die gemeinhin irgend etwas sind, aber nichts sagen (trotz all ihrer modischen Geschwätzigkeit), übergestülpt wird als ein Appell – aber an wen? An ein Man. Man soll neue Formen des Sehens, Hörens, Lebens entwickeln. Man soll neue Sensibilität oder Bewußtheit, neue Sinnlichkeit oder Dumpfheit erproben. Man soll authentisch sein. Daß keiner dies wirklich tut, am wenigsten der Interpret, ist ausgemacht. (Aber hat denn angesichts der herkömmlichen Kunst jemand das Schicksal des Helden auf sich genommen, das von Werther oder von Emma Bovary? Ja, ein paar Wahnsinnige, die gibt es immer.) Wenn aber Authentizität nur in der Interpretation existiert, dann löst sich auch der Widerspruch in der Verwendung dieses Begriffs bei Bohrer und Habermas. Sie meinen das nämliche, nur mit unterschiedlichen Referenzen. Interpretatorische Authentizität gibt es in einem Fanzine nicht weniger als in der FAZ.

Aber die FAZ kann auch noch das Fanzine interpretieren, deshalb repräsentiert sie die ›höhere‹ Kultur.
Man kann es auch anders sagen: Das Subkulturelle ist reif geworden für ästhetische Urteile, die es aus seinen Niederungen heben. Es könnte die Kunst von morgen sein, d. h. das Rohmaterial für die wahre Kunst, die Interpretation. Dann käme endlich etwas Neues. Aber wäre es wirklich ›neu‹, oder wäre es nur ›modern‹? Die Alternative dazu hieße – ach was, wer wollte denn, wo alles nach Spontaneität, Intimität, Authentizität giert, vom Pathos der Distanz sprechen?

Zitierte Literatur

Karl Heinz Bohrer, »Die drei Kulturen«, in: *Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹*, hg. v. J. Habermas, Frankfurt 1979
Jürgen Habermas, »Die Moderne – ein unvollendetes Projekt« (1980), in: *Kleine Politische Schriften*, Frankfurt 1981; ferner: »Bewußtmachende oder rettende Kritik«, in: *Zur Aktualität Walter Benjamins*, hg. v. S. Unseld, Frankfurt 1972
Theodor W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, Frankfurt 1970; dazu: K. M. Michel, »Versuch, die ›Ästhetische Theorie‹ zu verstehen«, in: *Materialien zur ästhetischen Theorie*, hg. v. B. Lindner u. W. M. Lüdke, Frankfurt 1980
Peter Bürger, *Theorie der Avantgarde*, Frankfurt 1974; dazu: *Antworten auf Peter Bürgers Bestimmungen von Kunst und bürgerlicher Gesellschaft*, hg. v. W. M. Lüdke, Frankfurt 1976 (darin Dolf Oehler)
Arnold Gehlen, *Die Seele im technischen Zeitalter*, Hamburg 1957; ferner: »Über kulturelle Evolutionen« (1962), in: *Die Philosophie und die Frage nach dem Fortschritt*, hg. v. H. Kuhn u. F. Wiedmann, München 1964
Daniel Bell, »Kapitalismus und Kultur. Vom Ende des Modernismus«, in: *Der Monat*, NF 288, 1983; ferner: *Die Zukunft der westlichen Welt*, 1979
Susan Sontag, *Kunst und Antikunst*, München 1980
Michail Lifschitz, *Krise des Häßlichen. Vom Kubismus zur Pop-Art*, Dresden 1972
Leo Tolstoij, *Was ist Kunst?* Leipzig 1902
Emmy Hennings u. Hugo Ball in: Arp, Hülsenbeck, Tzara, *Die Geburt des Dada*, Zürich 1957
Simone de Beauvoir, *In den besten Jahren*, Reinbek 1961
Man Ray, *Selbstporträt*, München 1983
Dick Hebdige, »Subculture. Die Bedeutung von Stil«, in: *Schocker. Stile und Moden der Subkultur*, Reinbek 1983
Michael Stark, *Für und wider den Expressionismus. Die Entstehung der Intellektuellendebatte . . .*, Stuttgart 1982
Hans Platschek, »Faust, der ein Idiot ist. Über den Dilettantismus«, in: *TransAtlantik*, November 1982
Wilfried Wiegand, »Denkmal des ewigen Friedens« (Eiffelturm), in: *F.A.Z.*, 30. 4. 1983

Anmerkungen der Redaktion

Timothy Garton Ash, geb. 1955, studierte in Oxford und Berlin Geschichte und arbeitet als freier Publizist. Lebt in Oxford. Im November '83 erscheint von ihm: *The Polish Revolution: Solidarity 1980–82* (Jonathan Cape).

Lothar Baier, geb. 1942; freiberuflicher Schriftsteller, lebt bei Frankfurt. Für den Hinweis auf Rohden dankt der Autor G. U. Holz, Paris.

Walter Boehlich lebt als freier Publizist in Frankfurt.

Hans-Jürgen Puhle, geb. 1940, ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität Bielefeld (und beharrt auf der Wortform ›Konservatismus‹).

Elisabeth Plessen, geb. 1944, lebt als Schriftstellerin in Berlin und München.

Ludwig Harig, geb. 1927, freiberuflicher Schriftsteller in Sulzbach im Saarland. Sein Beitrag ist ein Kapitel aus einem entstehenden Roman über seine Kinderzeit.

István Eörsi, geb. 1931, ist Schriftsteller und lebt in Budapest. Zur Zeit bereitet er die Berliner Aufführung seines Stücks »Das Verhör« vor. Er ist Herausgeber des Bandes: Georg Lukács, *Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog* (es 1981).

Marie Luise Kaltenegger, aufgewachsen in Zimmer-Kuchl-Kabinett, lebt als Journalistin in Wien.

Heike Behrend, geb. 1947, Ethnologin, lebt in Berlin und in den Tugenbergen im Nordwesten Kenias.

Dieter Kampe, geb. 1952, lebt als freier Journalist in Berlin. Im Frühjahr '84 erscheint ein Buch von ihm mit Berichten über seine Reisen in Arabien, Asien und der Südsee.

Wolfgang Krohn, geb. 1941, arbeitet auf den Grenzgebieten von Wissenschaftsphilosophie, -soziologie und -geschichte an den Universitäten Bremen und Bielefeld.

Jörg Martin Pflüger, geb. 1948, ist Assistent im Fachbereich Informatik der TH Darmstadt.

Ursula Krechel, geb. 1947, lebt als freiberufliche Schriftstellerin in Frankfurt.

Marianne Geib, geb. 1942, studierte Germanistik, Kunstgeschichte und Politik; war bis 1982 Lehrerin; lebt in Frankfurt.

Kursbuch 74 **Zumutungen an die Grünen** Dezember 1983

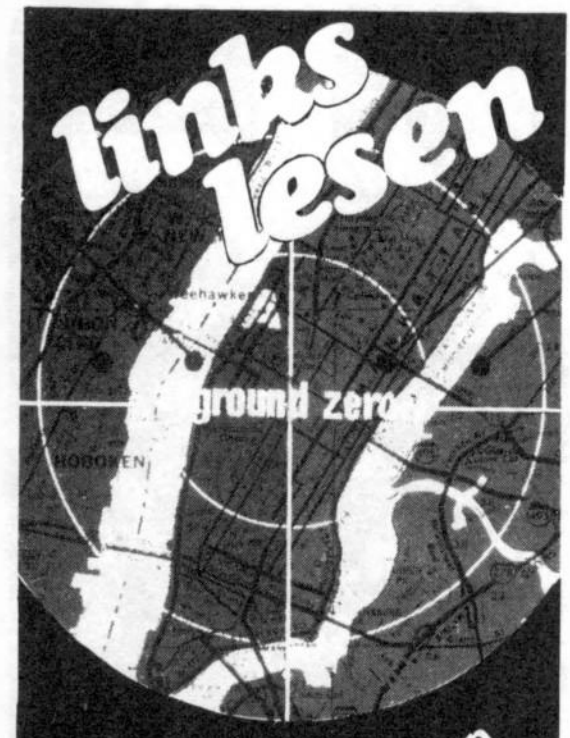
Stichworte zum Inhalt: Ludwig Trepl, Wider einen neuen Messianismus – Ökologie als Wissenschaft / *Karl-Heinz Menzen*, Die mystifizierte Natur / *Tilman Spengler*, Grüne Weltbilder – eine Revue / *Ulrich Linse*, Über die neuste Siedlungsbewegung / *Stefan Welzk*, Fetisch Wald. Scherzo Funèbre / *Charles Roberts*, GÖP – Grüne Ökonomische Politik oder Die Kosten des Nullwachstums / *Jürgen Forster*, Die Zukunft der Arbeit oder Was sich mit einem knappen Gut alles anfangen ließe / *Josef Winfried Grüter*, Etwas Wärme braucht der Mensch. Eine energiepolitische Rechnung / *Roland Schaeffer*, Was ist eigentlich Basisdemokratie oder Wenn der Kopfsalat nicht wachsen will, müssen wir eben Löwenzahn essen / *Ulrich Enzensberger*, Angst vor der Macht oder Die Verschwendung politischer Energie / *Cora Stephan*, Vom langen Marsch zum kurzen Prozeß. Über die Verteufelung der Institutionen / *Otto Kallscheuer*, Was ist Fortschritt? / *Peter Schneider*, Horror vor dem grünen Paradies

»Wo wohnst Du?«
»Unbestimmter Wohnsitz«, sagt er und lacht.

Klaus Wagenbach
Franz Kafka
Bilder aus seinem Leben

192 Seiten,
über 500 zweifarbige Abbildungen
Englische Broschur, DM 36.–

Verlag Klaus Wagenbach Berlin



Sondernumer Frieden

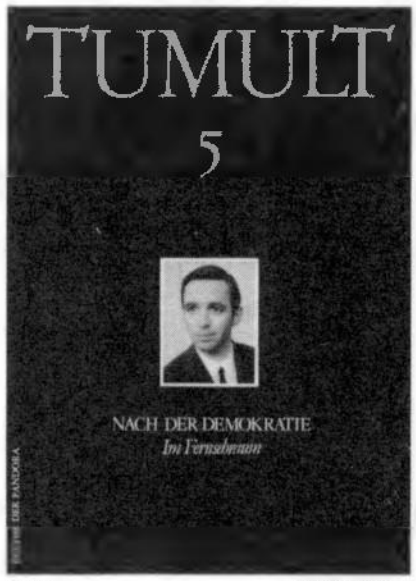
Interview mit Dorothee Sölle
M.Erdheim: Unbewußtes u. Kriegsangst
C.Leggewie: Friedensbewegung in Frankreich
K.Ege: US-Friedensbewegung
H.Dahmer: Hattenbach und atomare Gefahr
K.Segbers: Sowjetunion und Frieden
K.Voigt: Entnuklearisierung
M.Klare: Beinahe-Atomwaffen
D.Claussen: Antiamerikanismus
Gespräch mit K.Vack
H.Gollwitzer / D.Diner: Streit um die nationale Frage

Sonderheft DM.4,-, Einzelheft DM.3,-
Jahresabo DM.35,- inkl. Versand
Probeexemplare kostenlos.
Bezug Sozialistisches Büro
Postfach 591, 6050 Offenbach 4
Einzelhefte im linken Buchhandel

TUMULT

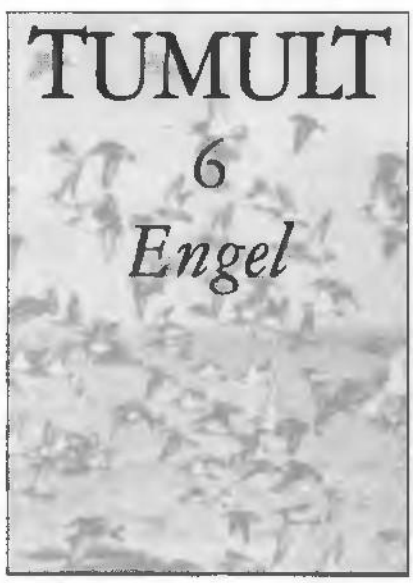
ZEITSCHRIFT FÜR VERKEHRSWISSENSCHAFT

Herausgegeben von Frank Böckelmann, Dietmar Kamper und Walter Seitter



NEU — 144 Seiten, 16,– DM

Originalbeiträge und deutsche Erstveröffentlichungen von Henri Pierre Jeudy, Jean-Luc Evard, Rudolf Heinz, Ruedi Lüscher, Hanns Zischler, Steffen Stelzer, Frank Böckelmann, Simon Werle u.a.



In Vorbereitung — 160 Seiten, 16,– DM

Originalbeiträge und deutsche Erstveröffentlichungen von Foucault, Roland Barthes, Robert Elliot, Christopher Ray, Bazon Brock, Dietmar Kamper, Mishima, Kurzawa u.a.

TUMULT erscheint im
Verlag Büchse der Pandora GmbH
Postfach 2820 · 6330 Wetzlar

A 20 275 F

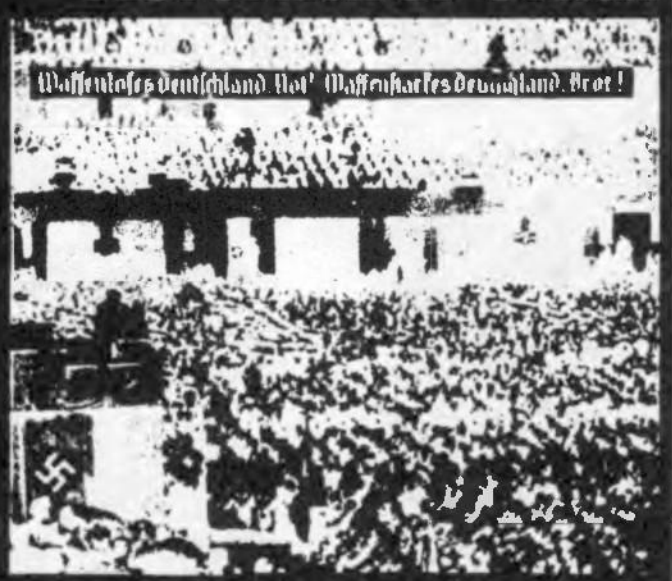
Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik

52

Sept.'83

50 Jahre danach... Weltwirtschaftskrise Faschismus Autoritärer Staat



Mit Beiträgen von: David Abraham / Elmar Altvater / Guillermo O'Donnell / Wolfgang Luthardt / Adelheid von Saldern.

Einzelheft DM 12.–

im Abo DM 10.–

Rotbuch Verlag

Elmar Altvater, Der Teufelskreis der Auslandsverschuldung – Der Weltmarkt auf dem Weg in eine Kreditkrise? / David Abraham, Klassenkompromiss und Wiederkehr des Klassenkonfliktes in der Weimarer Republik / Adelheid von Saldern, Permanente Krise? – Stabilität und Instabilität des Herrschaftssystems im deutschen Faschismus / Wolfgang Luthardt, Strukturaspekte der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus / Guillermo O'Donnell, Die Spannungen innerhalb des bürokratisch-autoritären Staates und der Frage der Demokratie

83 - 684

Howard K. Smith
Feind schreibt mit

aus dem Amerikanischen
von Niels Kadritzke
aus der Reihe
312 Seiten · 28 DM

Ein amerikanischer Korrespondent berichtet über Nazi-Deutschland

Die Zeit: Deutschland am Wendepunkt des Krieges. Immer deutlicher mehren sich die Anzeichen dafür, daß die Nazi-Armeen im Osten keinem neuen Blitzkrieg, sondern ihrem langsamen Heldentod entgegenziehen. Als „Feindbeobachter" spürt Smith begierig und einfühlsam den ersten „Rissen" in der Heimatfront nach, die den „Hitler-ist-unschlagbar"-Mythos ins Wanken bringen. Die „kleinen Leute" sind die Protagonisten der „Handlung": die Menschen auf der Straße und in den Kneipen, ihre Hoffnungen und Ängste, ihr Mut im kleinen und ihre Anpassungsbereitschaft im großen; die kleineren und mittleren Nazi-Funktionäre, ihr Ehrgeiz und ihre Dummheit, ihre Feigheit und ihr Herrenmenschenwahn.

Howard K. Smith war von 1940 bis 1942 als amerikanischer Rundfunkkorrespondent in Berlin; wenige Stunden vor Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg konnte er in die Schweiz ausreisen – Dort schrieb Smith, anhand seiner Aufzeichnungen und Erinnerungen das Buch. In Amerika erreichte das Buch zwischen 1942 und 1943 phantastische 15 Auflagen. Es ist nach 1945 nie zu einer deutschen Ausgabe gekommen; die Originalausgabe, schon in den fünfziger Jahren in einigen deutschen Bibliotheken, blieb unbeachtet.

Howard K. Smith ist heute einer der bekanntesten Journalisten in den Vereinigten Staaten. Er war einer der Programmleiter bei „ABC Evening News"; außerdem moderierte er die beiden großen „Fernsehduelle" der amerikanischen Präsidentschaftskandidaten: 1960 zwischen Kennedy und Nixon, 1980 zwischen Carter und Reagan.

Rotbuch Verlag

Sie erhalten kostenlos
„Das kleine Rotbuch" beim:
Potsdamer Str. 98
1000 Berlin 30

MEDIEN SUBVERSIV

MEDIEN BESETZEN UNSERE KÖPFE UND HERZEN.
DIE ZEICHEN/ SYMBOLE UND BOTSCHAFTEN/ DIE SIE AUSSENDEN/
BESTIMMEN UNSER LEBEN.
WER DAS LEBEN NOCH VOR SICH HAT UND WER NOCH WAS VORHAT
MIT DEM LEBEN/ MUSS DIE MEDIEN DER MÄCHTIGEN
UNTERLAUFEN/ VERÄNDERN/ UMNUTZEN/ ERSETZEN.
MEDIEN SUBVERSIV BESCHREIBT WIE.

7731 / DM 11.80

7732 / DM 12.80

7733 / DM 13.80

Der erste deutsche Taschenbuch Verlag

rororo